

REIHE: EDITION EUROPA 2000

John Henry Kardinal Newman

APOLOGIA PRO VITA SUA
Die Geschichte
meines religiösen Lebens

Nach der 2. Auflage von 1865 neu eingerichtet
und hrsg. von Dieter Hattrup



Paderborn Oktober 2010

John Henry Newman wurde am 21. Februar 1801 in London geboren und starb am 12. August 1890 in Birmingham. Mit 15 Jahren erlebte er eine Umwandlung seiner Person, die ihn zu einem einzigartigen Homo religiosus machte. Am 25. Mai 1825 empfing er die anglikanischen Weihen. Im Bewusstsein seiner Sendung für England schloss er sich 1833 mit einigen Freunden der sog. Oxfordbewegung an und vertrat dabei den Standpunkt der sog. *Via Media*, zwischen *römischem Katholizismus und populärem Protestantismus*: **Es erwachte in mir der Gedanke, daß ich eine Sendung zu erfüllen hatte.** (*Apologia* 1, 14) Zweifel an der anglikanischen Kirche kamen Newman durch das Studium der frühen Kirchengeschichte. Er konvertierte am 8. Oktober 1845. Im Jahr 1847 empfing er in Rom die Priesterweihe und schloß sich dem Oratorium des Filippo Neri an. Durch seine Autobiographie *Apologia pro Vita Sua* 1864 errang er auf allen Seiten hohes Ansehen. Papst Leo XIII. ernannte ihn 1879 zum Kardinal und anerkannte damit seine Person und sein Werk auf ungewöhnliche Weise.

INHALT

Bemerkungen des Herausgebers.	<u>5</u>
Vorwort	<u>6</u>
1. Die Geschichte meines religiösen Lebens bis 1833	<u>26</u>
2. Die Geschichte meines religiösen Lebens von 1833 bis 1839	<u>62</u>
3. Die Geschichte meines religiösen Lebens von 1839 bis 1841	<u>117</u>
4. Die Geschichte meines religiösen Lebens von 1841 bis 1845	<u>171</u>
5. Mein Geisteszustand seit 1845	<u>258</u>
John H. Newman	<u>305</u>
1. Der äußere Lebensweg.	<u>305</u>
2. Der innere Lebensweg.. . . .	<u>309</u>
Literatur.	<u>314</u>
Personen	<u>315</u>

© 2000 by Dieter Hattrup, Paderborn (15)
Vervielfältigung zu privaten Zwecken erlaubt!

Bemerkungen des Herausgebers

Mit Blick auf ältere Vorgänger wird hier eine neue Übersetzung der *Apologia pro Vita sua* vorgelegt. Kein philologischer oder historischer Ehrgeiz beflügelt mich dabei, sondern nur ein theologischer oder auch ein literarischer. Die *Apologia* ist ein großes Glaubensbuch, ein Buch zudem der Weltliteratur, das man eigentlich kennen sollte. Und mit meiner Freude an dem Buch und seinem Verfasser möchte ich andere anstecken. Dem dient auch mein kurzes Nachwort am Ende.

Die Einteilung in fünf Kapitel stammt aus der 2. Auflage von 1865, sie ist also durch die Hand Newmans sanktioniert. Die Unterteilung in Abschnitte habe ich selbst vorgenommen, um dadurch die innere Zitierbarkeit möglich zu machen, was in Zeiten allgegenwärtiger elektronischer Texte wohl notwendig ist. So zum Beispiel heißt es in 1, 3: **Ich war überzeugt, der Wille Gottes habe mich für ein eheloses Leben bestimmt.** Dabei steht die Zahl 1 für die Kapiteleinteilung von Newman und die Zahl 3 für die Abschnittseinteilung von mir. Auch der Fettdruck ist meine Beigabe und sammelt die Kernstellen. Wer das Buch durchblättert, hat gleich eine Blütenlese zur Hand.

Paderborn, Mai 2000

Dieter Hattrup

Vorwort

1. Die Geschichte meines religiösen Lebens, die hier folgt, ist aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang los gelöst worden und erfordert deshalb zur Einleitung einige Erklärungen. Diese sollen den Leser einmal im Allgemeinen in sie einführen, dann aber ihm vor allem verständlich machen, wie ich dazu kam, ein ganzes Buch über mich selbst und über meine persönlichen Gedanken und Gefühle zu schreiben. Hätte mein eigenes Empfinden den Ausschlag gegeben, so hätte jede Spur der Umstände, aus denen das Buch heraus gewachsen ist, getilgt und der Vergessenheit anheim gegeben werden müssen. Aber sein ursprünglicher Titel *Apologia* ist zu sehr durch Inhalt und Aufbau geprägt, Inhalt und Aufbau sind wieder für die entsprechenden Umstände zu bezeichnend, und diese Umstände zu ernsten Charakters, als daß ich einem so natürlichen Wunsch hätte nachgeben dürfen. Wenn ich daher bei dieser neuen Ausgabe annähernd hundert Seiten der ersten Ausgabe wegfallen ließ, von deren nur augenblicklicher Bedeutung ich überzeugt sein konnte, so nahm ich damit die Verpflichtung auf mich, die Leser über den Angriff aufzuklären, dem das Werk sein Entstehen verdankt, und ihnen zu sagen, warum jener Teil fehlt.

Mehr als zwanzig Jahre sind es nun her, daß die öffentliche Meinung, ohne sich über meine Person im klaren zu sein, den üblen Eindruck von mir gewonnen hat, mein Verhalten gegen die anglikanische Kirche, in der Zeit meiner Zugehörigkeit zu ihr, sei mit christlicher Aufrichtigkeit und Geradheit nicht vereinbar gewesen. So wie die Dinge lagen, mußte es fast so scheinen! Ein Mann, der mit aller Schärfe gegen eine Sache geschrieben und mit diesen Schriften eine Partei um sich ge-

sammelt hatte, weicht Schritt für Schritt in seiner Opposition zurück, widerruft seine Worte, bringt seine Freunde in Verlegenheit und ihre Tätigkeit in Verwirrung. Zuletzt wird er auf der Seite derer gefunden, denen er so herzlich zugesetzt hatte. Öffentlichen Anschuldigungen gegenüber war ich immer empfindlich, aber ich geriet derentwegen nicht in Zorn, denn ich betrachtete sie, auch wenn sie mein Leben lang fort dauern sollten, als einen Teil der Strafe, die ich für meinen Religionswechsel natürlicher- und gerechterweise zu tragen hatte. Ich überließ ihre Widerlegung der Zukunft, wenn persönliche Gefühle nicht mehr im Wege stehen würden und Schriftstücke ans Licht kamen, die einstweilen in Schränken eingeschlossen oder durch das Land zerstreut waren.

So dachte ich viele Jahre lang. Da sah ich mich **zu Beginn des Jahres 1864** unerwartet gezwungen, mich öffentlich zu verteidigen und hatte Gelegenheit, meine Sache mit der besten Aussicht auf unparteiisches Gehör vor der Welt zu rechtfertigen. Der Überfall war überraschend gekommen, darum hatte ich allen Grund zur Sorge, wie ich einer so ernsten Aufgabe gerecht werden sollte. Allerdings war ich mir längst darüber im Klaren gewesen, daß ich einer offenen Herausforderung von seiten einer namhaften Persönlichkeit entgegen treten müsse. Ein solcher Fall war nicht sehr wahrscheinlich, aber nun war er gegeben! Die Gelegenheit kehrte vielleicht nie wieder. Sie nicht sofort zu ergreifen, hieß tatsächlich meine Sache preisgeben. Ich griff also zu. Später hat sich herausgestellt, daß der Mangel an Zeit für wissenschaftliche Feststellungen mir bei dem unparteiisch urteilenden Publikum als Entschuldigung diente für die Unvollkommenheiten meines Werkes, die aus meinem Mangel an Muße herrührten.

*

2. Im Jahre 1864 brachte die Januarnummer einer viel gelese-
nen Zeitschrift einen Artikel über die Königin Elisabeth aus
der Feder eines bekannten Schriftstellers. Der Verfasser ergriff
die Gelegenheit und warf mir vor, wobei er mich eigens beim
Namen nannte, mein Respekt vor der Tugend der Wahrhaftig-

keit sei gering. Er hatte kurz zuvor der katholischen Priesterschaft die Geringschätzung dieser Tugend vorgehalten, und ich sollte diese Missachtung der Wahrhaftigkeit von Seiten meiner Mitbrüder in eindeutigen Worten gebilligt und verteidigt haben. Er schrieb: *Wahrheit um ihrer selbst willen ist nie eine Tugend des römischen Klerus gewesen. P. Newman belehrt uns, daß sie das nicht zu sein braucht und im Allgemeinen nicht einmal sein soll, daß List die Waffe ist, die der Himmel den Heiligen gibt, um der rohen, bösen Macht der gottlosen Welt, die zur Ehe nimmt und gibt, zu widerstehen. Ob seine Auffassung eine korrekte Wiedergabe der kirchlichen Lehre ist, oder nicht, bleibt gleichgültig, historisch ist sie auf alle Fälle.*

Diese Behauptungen gingen wesentlich weiter als das in der Öffentlichkeit gegen mich herrschende Vorurteil und entbehrten in der Tat jeder Begründung. **Ich hatte nie gesagt**, und es war mir im Traum nicht eingefallen, das sagen zu wollen, **Wahrheit um ihrer selbst willen brauche keine Tugend des römischen Klerus zu sein** und solle sie im allgemeinen auch nicht sein, oder List sei die Waffe, die der Himmel den Heiligen zum Widerstand gegen die böse Welt verliehen habe. Auf welches meiner Werke konnte sich der Schriftsteller wohl berufen? In einem Briefwechsel, der sich in der Folge über diese Frage zwischen ihm und mir entspann, gründete er seinen Vorwurf gegen mich auf eine Predigt, die ich vor meinem Übertritt zum Katholischen in meiner Kirche zu Oxford gehalten haben sollte. Er gab mir zu verstehen, mehr zu tun, halte er sich nicht für verpflichtet. Dieser allgemeine Hinweis auf meine Predigt genüge ihm, er brauche die Stellen, welche die mir zur Last gelegte Lehre enthalten, nicht einzeln anzuführen. In meinen Augen war das nicht genug und ich drang darauf, daß er den Beweis für seine Beschuldigung im Wortlaut und einzeln zu erbringen habe oder daß er gestehen soll, daß er das nicht kann. Er blieb jedoch bei seiner Weigerung, bestimmte Stellen aus meinen Schriften anzuführen. Nur zu einem erklärte er sich bereit, er wolle seine Beschuldigung zurücknehmen, wenn ich die Erklärung abgebe, ich hätte sie mir nicht zuziehen wollen.

Ob sie wahr oder falsch sei, sollte nicht den Grund für den Widerruf bilden. Das genügte meinem Gerechtigkeitsgefühl nicht. Es ist etwas anderes, mich in aller Form eines begangenen Fehlers zu beschuldigen, und ein anderes einzugestehen, ich hätte ihn nicht begehen wollen. Es ist keine Genugtuung für mich, wenn mich jemand dieses Vergehens anklagt und dann erklärt, er werfe mir jenes Vergehen nicht vor. Doch er dachte anders. Da ich also dort, wo ich ein Recht auf Genugtuung hatte, sie nicht finden konnte, wandte ich mich an die Öffentlichkeit. Ich gab den Briefwechsel in Form einer Flugschrift heraus und fügte einige eigene Bemerkungen über seinen Verlauf bei.

Diese Flugschrift, die in den ersten Wochen des Februar erschien, beantwortete mein Gegner mit einer anderen Flugschrift, die 48 Seiten umfasste und den Titel trug: *Was ist Dr. Newmans wahre Meinung?* In dieser Schrift behauptete er, meiner Forderung an ihn nachzukommen. Das heißt, er stellte eine Anzahl von Auszügen aus meinen verschiedenen Werken zusammen, den katholischen und den anglikanischen. Damit wollte er zeigen, ich sei, wie er schon das erste Mal behauptet hatte, von dem Fehler, Falschheit und Unehrllichkeit zu lehren und zu üben, nur unter der Voraussetzung los zu sprechen, daß ich für meine Handlungen keine Verantwortung mehr in Anspruch nehme. Denn *ich hatte*, so drückte er sich aus, *ohne Zweifel einmal eine menschliche Vernunft besessen, aber ich hatte sie verspielt und meinen Geist in jenen krankhaften Zustand versetzt, in dem Unsinn die einzige Speise für den Hungernden war.* Man könne auch nicht von einem voreiligen, weit her geholten oder unbegründeten Missverstehen sprechen, wenn er zu dem Schluß kommt, *die Wahrheit an sich gelte mir nichts, und ich lehre meine Schüler nicht, sie für eine Tugend zu halten.* Und *viele wollten zwar lieber für unaufrichtig als für unklug gelten, Dr. Newman aber scheint nicht zu ihnen zu gehören.* Am Schluß seines Pamphlets kam er auf seine ursprüngliche, oft wiederholte Beschuldigung gegen mich zurück. Einer Antwort auf seine Veröffentlichung beugte er

gleich vor durch die Erklärung, er empfinde eine tiefe Verlegenheit, wie er noch etwas, was ich zu meiner Entlastung vorbringen werde, im klaren und buchstäblichen Sinn der Worte auffassen könne. Er schrieb: *Fortan bringt mich jedes Wort aus Dr. Newmans Feder in Angst und Zweifel, so sehr das bei einem ehrlichen Mann nur möglich ist. Wie kann ich wissen, ob ich nicht durch eine schlaue Zweideutigkeit oder auf eine der drei Arten zum Besten gehalten werde, die der selige Alphons von Liguori und seine Jünger selbst unter Eidesaussage für zulässig halten, weil wir damit ja nicht unsern Nächsten täuschen, sondern ihm nur erlauben, sich selbst zu täuschen? ... Wie kann ich wissen, ob ich in dieser Schrift nicht eine Anklage ausgesprochen habe, von deren Wahrheit Dr. Newman vollständig überzeugt ist? Doch weil es mir als irrgläubigem Protestant nicht zusteht, sie zu erheben, bat er das volle Recht, sie zu verleugnen.*

Selbst wenn ich es mit meiner Pflicht gegen meinen guten Namen für vereinbar gehalten hätte, einen solchen vollständigen Zweifel an meiner Moralität ohne Antwort zu lassen, so hätte mir dies die Pflicht gegen meine Mitbrüder in der katholischen Priesterschaft verboten. *Sie* waren durch die frechen und eigensinnigen Antworten dieses Schriftstellers vom ersten Wort der Zeitschrift bis zur letzten Seite der Schmähschrift mit getroffen gewesen. Es war klar, daß meine Selbstverteidigung nicht mehr rein persönlichen Charakter trug, ich sollte meine bescheidenen Dienste einer heiligen Sache weihen. Ich erhob Protest im Namen einer großen Gemeinschaft von Menschen untadeligen Charakters, voll ehrlicher religiöser Gesinnung und zarten Ehrgefühls, die in dieser Welt ihren Platz und ihre Rechte haben, obwohl sie Diener der unsichtbaren Welt sind. Sie wurden, wie die oben angeführten Auszüge hinreichend beweisen, von meinem Gegner nicht bloß in meiner Person, sondern unmittelbar und ausdrücklich in ihrer eigenen angegriffen. Darum machte ich mich sofort an die Niederschrift der *Apologia pro Vita sua*. Der vorliegende Band ist eine Neuauflage von ihr. Es war ein schöner Lohn für mich zu sehen, wie eine

beträchtliche Zahl meiner geistlichen Mitbrüder mich im Lauf der Auseinandersetzung auf dem eingeschlagenen Weg durch ihre Sympathie unterstützt und mir bei Gelegenheit ausdrücklich und öffentlich ihre Billigung ausgesprochen haben. Diese bedeutsamen und erfreulichen Zeugnisse habe ich zugleich mit einem Brief, den ich aus den gleichen Gründen von meinem Bischof erhielt, am Schluß des Buches beigefügt.

*

3. Die vorliegende Ausgabe der *Apologia* unterscheidet sich von der ersten Ausgabe wie folgt: Die Originalausgabe bestand aus sieben Lieferungen, die vom 21. April bis 2. Juni 1864 je am Donnerstag erschienen. Als Antwort auf die einzelnen Behauptungen der Anklageschrift erschien am 16. Juni ein Anhang. Lieferung 1 und 2 fielen in der jetzigen Ausgabe weg, da beide fast ausschließlich der Polemik galten. Einzelne für das Verständnis der folgenden fünf Kapitel notwendige Stellen sind dem Vorwort angefügt worden. Diese Lieferungen 3, 4, 5, 6, 7 der *Apologia* sind hier jeweils als Kapitel 1, 2, 3, 4, 5 aufgeführt. Vom Anhang wurde ungefähr die Hälfte weggelassen, aus dem gleichen Grund, der mich zum Weglassen des 1. und 2. Kapitels bestimmte. Der Rest des Anhangs ist in Form von Schlussbemerkungen aufgenommen worden. Zwei neue über den Liberalismus und die Lebensbeschreibungen englischer Heiliger vom Jahre 1843/44 und eine über kirchliche Wunder, die zum Teil neu ist, kamen hinzu. Der Hauptteil des Buches enthält nur einen Zusatz von Bedeutung, den Brief in Kapitel 4 Abschnitt 37 vom 16. November 1844, der erst vor Kurzem in meinen Besitz gekommen ist.

Eines möchte ich noch hinzufügen! Nach meiner Niederschrift der *Apologia* habe ich im letzten Jahre zum erstenmal *Oakeleys Bemerkungen über die traktarianische Bewegung* zu Gesicht bekommen. Dieses Werk bekräftigt den wesentlichen Inhalt meiner Geschichte sehr, und der freundliche Ton, in dem der Verfasser von mir persönlich spricht, verpflichtet mich zu aufrichtigem Dank.

2. Mai 1865.

*

Um den Leser über den Zweck aufzuklären, den ich mit der Veröffentlichung meines Werkes verfolgt habe, führe ich folgende Auszüge aus der ersten Ausgabe meiner *Apologia* an: Lieferung 1, S. 3, 20 - 25, und Lieferung 2, S. 29 - 31 und S. 41 - 51:

*

Ich bereue es nicht, meinen Gegner zur rückhaltlosen Veröffentlichung seiner Beschuldigungen gegen mich gezwungen zu haben. Es ist viel besser, daß er seine Ansichten über mich zu meinen Lebzeiten ausgesprochen hat, als erst nach meinem Tode. Unter diesem Gesichtspunkt weiß ich die Gelegenheit zu schätzen, die mich das Stärkste lesen läßt, was ein Schriftsteller, der auf sein Werk große Muße verwandt hat und mit ihm sehr zufrieden ist, über mich sagen kann. Ich betrachte es als einen Vorteil, von einem Außenstehenden verurteilt zu werden, der die Grundsätze hasst, die mir die teuersten sind, der keine persönliche Kenntnis von mir hat, so daß er seine falschen Aussagen meiner Lehre korrigieren könnte, und der irgend einen Grund hat, so streng wie möglich mit mir ins Gericht zu gehen ...

Aufrichtig schmerzt mich aber, was ich jetzt zu sagen habe. Ich lebe mit ihm im Kriegszustand, wünsche ihm aber nichts Böses. Gegen einen Menschen, den man nie gesehen hat, erhitzt man sich nicht leicht. Bei Freunden oder Feinden, die man vor sich hat, ist das anders. Wenn ich auch seinen Mutmaßungen über mich mit allem Nachdruck entgegen treten muss, so bin ich mir doch keiner persönlichen Feindseligkeit gegen ihn bewusst. Meiner selbst und der katholischen Priesterschaft wegen muss ich in der Weise schreiben, wie ich es vorhabe, möchte ihm aber nichts anderes zur Last legen, als daß er sich unvernünftig von seinen Gefühlen hat hinreißen lassen. Doch was soll ich von dem Sinn seines ganzen Geredes über meine Ökonomien, Zweideutigkeiten und dergleichen sagen? Was *will* er eigentlich damit? Ich stehe mit ihm auf Kriegsfuß, aber es gibt doch auch so etwas wie regelrechte Kriegsführung. Der

Krieg hat seine Gesetze. Es gibt Dinge, die man von Rechts wegen tun, und andere, die man nicht tun darf. Ich sage mit Beschämung und großem Schmerz, er hat eine schwere Rechtsverletzung im Sinn gehabt. Er hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art *Brunnenvergiftung versucht*. Ich führe seine Worte an und erkläre, was ich meine ...

Er schreibt: *Fortan bringt mich jedes Wort aus Dr. Newmans Feder in Angst und Zweifel, wie das bei einem ehrlichen Mann nur möglich ist. Wie kann ich wissen, ob ich nicht durch eine schlaue Zweideutigkeit oder auf eine der drei Arten zum besten gehalten werde, die der selige Alphons von Liguori und seine Jünger selbst unter Eidesaussage für zulässig halten, weil , wir damit ja nicht unsern Nächsten täuschen, sondern ihm nur erlauben, sich selbst zu täuschen? ' ... Es ist demnach zulässig, doppelsinnige Worte und Ausdrücke zu gebrauchen, und es dem unglücklichen Zuhörer zu überlassen, welche Bedeutung er wählen will. Wer verbürgt mir also, daß Dr. Newman mit den Worten: ‚So verstehen Sie das? Ich habe das nie gesagt!‘ nicht andeuten will: Ich habe das nicht gesagt, aber so habe ich es gemeint! S. 44, 45.*

4. Diese Unterstellungen und Fragen sollen an der dafür geeigneten Stelle beantwortet werden. Hier nur so viel! Lügen, ausweichende und doppelzüngige Reden, Verschlagenheit, List, Glätte, Kniffe und Vorwände hasse und verabscheue ich nicht minder als die Protestanten, und ich bitte Gott um Bewahrung vor solchen Fallstricken. Doch dies alles nur nebenbei! Ich habe es jetzt ausschließlich mit meinem Gegner zu tun. Worauf ich hier den Nachdruck lege, ist sein unmännlicher Versuch, mir auf den letzten Seiten seiner Schrift den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Die öffentliche Meinung gegen mich, John Henry Newman, zu vergiften und die Vorstellung meiner Leser im Voraus gegen jedes meiner Worte mit Argwohn und Mißtrauen zu erfüllen, das nenne ich *Brunnenvergiftung*.

Fortan, schreibt er, stürzt mich jedes Wort aus Dr. Newmans Feder in Angst und Verzweiflung, wie das bei einem ehrlichen

Mann nur möglich ist. Wie kann ich wissen, ob ich nicht durch eine schlaue Zweideutigkeit zum Besten gehalten werde?

Gut, wenn Frechheit ihr Ziel erreichen soll, so ist jede Erwiderung auf seine Verleumdungen nur Zeitvergeudung. Gerade das weiß er und will es für sich ausnutzen. Es widerstrebt mir aufs Äußerste, mich gegen eine dermaßen niederträchtige und grausame Methode der Kontroverse zu verwahren. Denn ich fürchte, damit meiner Selbstachtung und Selbstsicherheit zu nahe zu treten. Aber ganz niederträchtig und grausam bleibt eine solche Art trotzdem. Wir alle wissen, wie leicht, wie rasch und bis zu welchem Grad unsere Einbildungskraft uns fortreibt. Die Redensart *Man soll des Cäsars Frau nicht verdächtigen*, erläutert meine Meinung. Ein Vorurteil, das sich eingenistet hat, die Stimmung des Augenblicks, entscheidet über die günstige oder ungünstige Aufnahme einer Verteidigung. Ihre Auslegung vollzieht sich in der Richtung der empfangenen Eindrücke. Die gleichen Empfindungen werden zu Zeichen der Wahrheit oder der Heuchelei und Hinterlist, je nachdem ob unsere Voreingenommenheit und Abneigung wachgerufen wurde oder nicht. Man erzählt von einem Menschen, der, vollständig gesund und bei Sinnen, durch ein Missverständnis in ein Irrenhaus kam. Wenn er fremden Besuchern der Anstalt seine Sache vortrug, bekam er als einzige Antwort zu hören: *Wie natürlich er spricht! Man könnte meinen, er sei bei Verstand*. Streitfragen sollten durch die Vernunft entschieden werden. Ist es etwa ein ehrlicher Kampf, an den Argwohn und die Abneigung der öffentlichen Meinung zu appellieren? Gewinnt mein Gegner auf diesem Weg Macht über meine Leser, dann bleibt mir der Erfolg versagt, mag meine Verteidigung auch so glänzend sein, wie sie will. Gebe ich mich natürlich, wird er sagen: **Ars est celare artem. - Die Kunst besteht darin, die Kunst zu verbergen.** Überzeuge ich, wird er erklären: Er ist ein geschickter Logiker. Zeige ich Wärme, muss ich die verletzte Unschuld spielen. Bleibe ich ruhig, so ist das glatte, verächtliche Heuchelei. Kläre ich Schwierigkeiten auf, bin ich zu einleuchtend und gründlich, um wahr zu sein. Je überzeu-

gender meine Feststellungen sind, um so sicherer wird meine Niederlage sein.

So wird es kommen, wenn mein Gegner mit seinen Machenschaften Erfolg hat. Doch glaube ich nicht einen Augenblick an diesen Erfolg. Ich weiß nicht, was für ein Urteil sich die Leser meines Buches über mich bilden werden, aber ich habe das Vertrauen, daß sie meinen Worten glauben werden. Ich fürchte durchaus nicht, daß sie engherzig oder hart gegen einen Mann sind, der so lange vor den Augen der Welt gestanden hat, über den so viele aufgrund persönlicher Bekanntschaft Auskunft geben können, der sich von Natur immer zu offener Aussprache angetrieben fühlte, der stets eher zu viel als zu wenig gesagt hat, der sich manche Unannehmlichkeit erspart hätte, wenn er klug genug gewesen wäre, den Mund zu halten, der den Lehren und Argumenten seiner Gegner immer Gerechtigkeit widerfahren ließ, der Tatsachen und Vernunftgründe, die gegen ihn sprachen, nie achtlos überging, der seinen Namen und seine Autorität nie für Beweise hergab, die er für unrichtig oder für ein zum mindesten unwahrscheinliches Zeugnis hielt, der vor dem Eingeständnis eines Fehlers nie zurückschreckte, wenn er sich eines solchen bewusst war, der anderen jederzeit mehr Vertrauen schenkte als sich selbst, der so viel aufgab, was er liebte und was ihm teuer war und was er hätte behalten können, wenn ihm Ehrlichkeit nicht mehr gewesen wäre als ein guter Ruf, und die Wahrheit nicht mehr als teure Freunde...

*

5. Wo soll ich unter der Unzahl von Beschuldigungen **die Hauptanklage meines Gegners** suchen? Gegen welche soll ich mich hier verteidigen? Ich will mich auf eine beschränken, denn es ist nur diese eine, die mir Sorgen macht, **der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit**. Er kann andere Beschuldigungen auf mich schleudern, so viel er will, und sie mögen mir anhaften, so lange dies ihrer Natur nach möglich ist, sie werden mit der Zeit ganz von selber von mir abfallen.

So denke ich freilich auch über die Beschuldigung der Unwahrhaftigkeit, und wenn ich sie aus den übrigen Anschuldi-

gungen heraus greife, so geschieht es nicht, weil sie schlimmer, sondern weil sie ernster ist. Sie kann, wie die anderen, mein Bild eine Zeitlang verunstalten, aber mich selbst kann sie nicht besudeln. Erzbischof Whately pflegte zu sagen: *Wirf nur feste mit Lehm, etwas wird schon hängen bleiben*. Gut, einiges mag hängen bleiben, aber besudeln kann es nicht. Wenn ich nicht irre, meinte er *besudeln*, aber darin stimme ich ihm nicht zu. Mancher Lehm bleibt länger kleben als ein anderer, unsterblich ist kein Lehmwurf, wie ein altes Wort sagt: **Praevalebit veritas. - Die Wahrheit wird siegen**. Es gibt wohl Tugenden, welche die Welt nicht beurteilen und nicht registrieren und die sie nicht verteidigen kann, wie Glaube, Hoffnung und Liebe. Über die Wahrhaftigkeit aber kann sie urteilen. Die natürlichen Tugenden fallen in ihren Urteilsbereich, und die Wahrhaftigkeit zählt zu ihnen. Auch die natürlichen Tugenden können zu übernatürlichen werden, die Wahrhaftigkeit ist eine solche. Dadurch wird sie jedoch im Allgemeinen dem Urteil der Menschen nicht entzogen. In diesem oder jenem besonderen Fall ist sie für die Menschen vielleicht schwerer erkennbar, so wie es für den Gerichtshof der Königin zu Westminster schwierig sein dürfte, einen Fall gerecht zu untersuchen, der sich in Hindustan ereignet hat. Doch das ist eine Frage der Fähigkeit, nicht des Rechtes. Die Menschen haben das Recht, über die Wahrhaftigkeit eines Katholiken zu urteilen, ganz ebenso wie im Fall eines Protestanten, eines Italieners oder eines Chinesen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß zu meiner Stunde, zu Gottes Stunde, mir ein Rächer erstehen und die Welt mich von Unwahrhaftigkeit lossprechen wird, selbst wenn ich es nicht mehr erleben sollte.

Mein Vertrauen auf die Möglichkeit eines solchen Freispruchs wächst mit dem Gedanken, daß meine Landsleute meine Richter sind. Die Engländer sind meiner Ansicht nach tatsächlich mehr als andere Menschen misstrauisch und empfindsam. Ich halte sie für unvernünftig und ungerecht in Zeiten der Erregung. Und doch hätte ich es in jedem Fall vorgezogen, ein Engländer zu sein, wie ich es ja bin, als einer anderen Rasse unter dem Himmel anzugehören. Sie sind so großmütig als

heftig und grob, und ihre Reue über ihre Ungerechtigkeit ist größer als ihre Sünde.

Zwanzig Jahre und noch länger habe ich an einer Beschuldigung getragen, die mich, den Betroffenen, zum mindesten ebenso peinlich berührt hat wie jene, die nur die Richter sind. Ich habe nie den Versuch gemacht, sie von mir abzuwälzen, einmal, weil ich nie eine Veranlassung hatte zu sprechen, zum zweiten, weil ich keine Neigung, mich anzuhören, feststellen konnte. Nicht an den betrunkenen, sondern an den nüchternen Philipp wollte ich mich wenden. Wann konnte ich sagen, er sei wieder bei Sinnen? Wenn ich nach dem Ton der öffentlichen Presse, welche die öffentliche Meinung widerspiegelt, urteilen darf, habe ich gute Gründe, mir jetzt ein Herz zu fassen. Ich wurde in diesem Streit von den zeitgenössischen Kritikern mit großer Gerechtigkeit und Rücksicht behandelt, und ich bin ihnen dankbar dafür. Im Übrigen liegt es nicht mehr in meiner Macht, Zeit und Art meiner Verteidigung zu bestimmen, was mich froh macht. Ich bin es meiner Pflicht gegen mich selbst, gegen die katholische Sache und die katholische Priesterschaft schuldig, unverzüglich Rechenschaft über mich selbst abzugeben. Jetzt, wo ich so scharf und nachdrücklich der Unwahrhaftigkeit angeklagt werde! Ich nehme die Herausforderung an. Ich will mein Möglichstes tun, sie zu widerlegen, und werde zufrieden sein, wenn es mir gelingen sollte...

*

6. Nicht bloß mein jetziger Gegner hat und hatte eine solch entehrende Meinung von mir und meinen Schriften. In weiten Kreisen herrscht derselbe Eindruck, wie vor zwanzig Jahren so heute noch. Man hatte allgemein das Gefühl, daß ich jahrelang dort geblieben war, wo ich zu sein kein Recht hatte, daß ich in protestantischem Gewand und in protestantischem Dienst ein *Römling* war, daß ich im Schoß der englischen Staatskirche die Sache einer feindlichen Kirche vertreten hatte und es wusste oder wenigstens wissen musste. Der Streit über einzelne Stellen meiner Schriften war überflüssig, wo die Tatsache nach Ansicht der Leute so offen vor Augen lag.

Einmal war es sicher, ich konnte es selbst nicht in Abrede stellen, daß ich den Namen *Protestant* von mir wies. Ferner war sicher, daß viele Lehren, die ich vortrug, dem Volk allgemein als Kennzeichen der römischen Kirche und als Abweichungen vom Glauben der Reformation galten. Wie war ich zu ihnen gekommen? Offenbar hatte ich Freunde und Ratgeber, die sich im Hintergrund hielten. Es bestand gewiss eine geheime Verbindung zwischen Stonyhurst, dem Jesuitenkloster, oder Oscott und meiner Wohnung in Oriel. Zweifellos vertrat ich gewisse Lehren nicht zufällig, sondern im Einverständnis mit Geistlichen der alten Religion. Dann ging man weiter und sagte, ich sei tatsächlich in diese Religion bereits aufgenommen und man habe mir das Recht eingeräumt, mich noch als Protestant zu bekennen. Andere gingen sogar so weit und streuten als Tatsache aus, ich sei in Wirklichkeit Jesuit, sie hätten den Beweis dafür in Händen. Und als meine Ansichten sich ausbreiteten und junge Leute weiter gingen als ich, nahm die Feindseligkeit gegen mich an Schärfe und Umfang zu.

Nun erhob sich ein Sturm der Entrüstung über den Schurkenstreich einer solchen Verschwörung, und sie wurde natürlich immer größer. Denn die breite Öffentlichkeit glaubte allgemein, gerade Gewalt und List seien die Werkzeuge, denen die katholische Kirche in den letzten Jahrhunderten Fortbestand und Ausbreitung zu verdanken habe. Das war jetzt, so meinte man, mit eigenen Augen zu sehen.

Ein weiterer Umstand steigerte noch die Entrüstung und Abneigung besagter weiter Kreise gegen die Verkündiger so neuer und unangenehmer Lehren, nämlich ihre Zurückhaltung in ihrem Vortrag. Wenn sie schon von römischen Theologen eingegeben war, und dies galt für sicher, warum sagte man das nicht gleich? Warum hielt man die Welt in solcher Spannung und Angst, was nachher kommen werde und wie das Ganze enden sollte? Wozu diese Verschwiegenheit, diese halben Worte und scheinbaren Unbestimmtheiten? Ganz klar, der gesamte Operationsplan war von Anfang an sorgfältig ausgearbeitet, diese Männer gingen mit aller Umsicht vor und nur,

soweit sie für den Augenblick sicher waren, an seine Ausführung. Ihr Ziel und ihre Hoffnung gingen dahin, aus der Jugend und den Unwissenden einen großen Anhang um sich zu sammeln. Sie trachteten danach, die Gemüter der heranwachsenden Generation allmählich zu gewinnen und dem Feinde, der im Hinterhalt lauerte, die Tore der Stadt, zu deren beschworenen Wächtern sie bestellt waren, zu öffnen. Und als schließlich trotz aller gegenteiligen Beteuerungen der Partei unter ihren Jüngern tatsächlich eine Bewegung entstand und einer nach dem anderen zur römischen Kirche übertrat, da fanden die schlimmsten Vermutungen und Urteile über sie ihre Rechtfertigung. Von mir hatte es zuerst geheißt: *Ihr werdet sehen, er tritt aus, er wartet nur seine Zeit oder den Befehl von Rom ab.* Als ich dann zu guter Letzt nach all meinen Beweisführungen und Angriffen der früheren Jahre die anglikanische Kirche verlassen und mich der römischen angeschlossen hatte, sagte man: *Es ist genau so, wie wir gesagt haben, wir wussten, daß es so kommen wird.*

Diesen Standpunkt nahm vor zwanzig Jahren die große Mehrzahl ein, welche die Geschehnisse nur von außen und im Allgemeinen betrachtete. Diese Gesinnung lebt als Tradition wie als Wirkung dieser Ereignisse bis in die Gegenwart fort. Darin sehe ich jedenfalls das große Hindernis, das augenblicklich einer wohlwollenden Aufnahme meiner Verteidigung im Wege steht. Zudem bin ich jetzt Mitglied einer ganz unenglischen Gemeinschaft, der gewöhnlich die Vernichtung des Protestantismus und der protestantischen Kirche als Lebensaufgabe zugeschrieben wird, und die nach allgemeiner Ansicht unbedenklich Hinterlist und Betrug als Angriffsmittel benützt. Aber wie kam ich ursprünglich dazu, zur römischen Kirche überhaupt in Beziehungen zu treten? Bin ich oder sind meine Ansichten vom Himmel gefallen? Wie kam ich dazu, mich in Oxford, im Schoße der Universität, vor aller Augen offen als Papist zu zeigen? Wie konnte ich es wagen und mit meinem Gewissen vereinbaren, allen Warnungen, Prophezeiungen und Beschuldigungen zum Trotz auf einem Weg zu beharren, der

gerade zur römischen Religion führte und in ihr tatsächlich angekommen ist? Und wie sollte man mir jetzt noch Glauben schenken, da man mir so lange vertraut hatte und betrogen worden war?

Diese Parteilichkeit der Richter setzt meinen Gegner mir gegenüber in Vorteil, nicht die Anklagepunkte, die er aus meinen Schriften zusammen gestellt hat und die ich mit Leichtigkeit in Staub zermalmen werde. Die durch die öffentliche Meinung geschaffene Atmosphäre verleiht seiner dreisten Behauptung von meiner Unehrllichkeit einen Widerhall. Die Voreingenommenheit, die nun einmal gegen mich besteht, läßt meine Beweisführung als nur geistreich erscheinen, wo sie überzeugend ist. Wenn meine Feststellungen nicht zu widerlegen sind, dann muss auf jeden Fall ein Geheimnis dahinter stecken. Es ist die einleuchtende und doch so grausame Folgerung, zu der die Menschen rasch bereit sind: Wenn viel zur Last gelegt werde, müsse viel wahr sein, und viel wahrscheinlicher ist es, daß jemand Tadel verdiene, als daß viele sich irren, wenn sie ihn tadeln. Das sind die wahren Feinde, gegen die ich zu kämpfen habe, und die Hilfstruppen, die meinem Gegner den Vorsprung sichern.

7. Ich muss also womöglich diese Schranke des Vorurteils gegen mich durchbrechen, und ich glaube, es wird mir gelingen. Als ich die Anklageschrift zum erstenmal las, verzweifelte ich fast daran, einer solchen Anhäufung von Entstellungen und einer solchen Wucht von Feindseligkeiten wirksam entgegen treten zu können. Was hatte es für einen Wert, die ganze Reihe seiner Beschimpfungen Punkt für Punkt zu beantworten, wenn meine Erwiderung auf den ersten Punkt vergessen war, sobald ich mich dem zweiten zuwandte? Was nützte es, ein halbes Hundert einzelner Grundsätze und Ansichten zum Zweck der Widerlegung der einzelnen Anklagepunkte aufzustellen, wenn diese Erwiderungen den Leser durch ihre Zahl und Verschiedenheit nur verwirrten und quälten? Wie konnte ich hoffen, in einer Flugschrift von lesbarem Umfang einen Stoff zusammen zu drängen, der offenbar zu einem halben Dutzend Bände an-

wachsen würde? Wie konnte ich nur eine Reihe der *einzelnen flüchtigen Andeutungen*, die er, um ein Wort meines Gegners zu gebrauchen, *gleichsam mit der Fingerspitze gegen mich abgefeuert hatte*, richtig stellen, wenn meine Antwort sich nicht endlos in die Länge ziehen sollte?

Alle diese einzelnen Anklagen hatten ihre Beweiskraft, weil sie Illustrationen zu einer und derselben großen Beschuldigung bildeten. Er hatte bereits eine positive Idee, um seine ganze Sache zu beleuchten, sie nachhaltig einzuprägen und mit einer Auslegung zu beleben. Er nannte mich einen Lügner, eine einfache, vielsagende, verständliche und dem englischen Volk einleuchtende Anklage. Wie sollte ich dagegen jede einzelne Beschuldigung die ganze lange Reihe von Anklagen und Entgegnungen hindurch widerlegen? Das war im Vergleich zum tatsächlichen Ergebnis wirklich verlorene Liebesmühe. Was ich zu meiner Verteidigung brauchte, war eine entsprechend einheitliche Entgegnung. Woher sollte ich sie nehmen? Wir haben an den Kommentaren zu den Weissagungen der Schrift ein erläuterndes Beispiel für das Prinzip, das ich geltend mache. Wie viel machtvoller ist sogar eine falsche Auslegung des heiligen Textes als gar keine! Wie z. B. eine gewisse Erklärung zu den Visionen der Apokalypse sich im Geist festkrallt, habe ich selbst empfunden, weil die Ansicht, die sie uns eröffnet, bestimmt und sachhaltig ist, unbeschadet der Tatsache einer völlig lückenlosen Beweisführung, nach der diese Erklärung tatsächlich keinen Anspruch auf unsere Annahme hat. Der Leser sagt sich: *Was kann die Prophezeiung anderes meinen?* Genau wie mein Gegner fragt: *Was ist Dr. Newmans wahre Meinung?* ... Ich überlegte und fand einen Weg, der mich aus meiner Verlegenheit rettete.

Gut, sagte ich mir, seine Frage dreht sich um das, was ich meine: *Was meint Dr. Newman?* Sie weist genau in die gleiche Richtung, in der sich schon mein stilles Nachsinnen bewegte. Er fragt, was ich meine, letzten Endes nicht nach meinen Worten, Beweisen und Handlungen, sondern nach der lebendigen Intelligenz, mit der ich schreibe, beweise und handle. Er fragt

nach meinem Geist, seinen Meinungen und Empfindungen. Ihm soll Antwort werden, nicht seinetwegen, sondern meinetwegen, der Sache der Religion wegen, zu der ich mich bekenne, der Priesterschaft wegen, der ich Unwürdiger angehöre, meiner Freunde und Feinde und des großen Publikums wegen, das mir weder Freund noch Feind ist, sondern sich aus Wohlgesinnten, Unparteiischen, zweifelsüchtigen Fragestellern, teilnahmevollen Grüblern, vorwitzigen Zuschauern und einfachen Unbekannten zusammen setzt, die der Sache fern stehen, doch dem Ausgang nicht ohne Anteilnahme entgegen sehen. Wegen all dieser soll ihm Antwort werden!

Meine Verlegenheit hat keine halbe Stunde gedauert. Ich sah, was ich zu tun hatte, wenn ich auch vor der Aufgabe und der damit verbundenen Eröffnung meines Inneren zurück schreckte. Ich sagte mir: Ich muss den wahren Schlüssel zu meinem ganzen Leben geben. Ich muss zeigen, was ich bin, damit man sieht, was ich nicht bin, und damit das Phantom, das an meiner Stelle umgeht, vernichtet wird. Ich will, daß man mich als lebendigen Menschen kennenlernt und nicht als das Schreckbild, das sich in meine Kleider hüllt. Falsche Vorstellungen werden vielleicht durch Beweise widerlegt, aber allein durch wahre Vorstellungen werden sie vertrieben. Ich will nicht meinen Gegner, sondern meine Richter besiegen. Ich beantworte seine Beschuldigungen und seine Kritik Punkt für Punkt, der wichtigste Teil wird in den Anmerkungen wiedergegeben, damit niemand sagen kann, sie seien unwiderleglich. Doch dies soll nicht der Zweck und nicht der wesentliche Inhalt meiner Antwort sein. **Ich will, soweit das möglich ist, die Geschichte meines Geistes schreiben.** Ich will meinen Ausgangspunkt feststellen, will zeigen, auf welchen äußeren Anlass oder Zufall meine Meinungen zurück zu führen sind, wie weit und wie sie sich innerlich entwickelten, wie sie gefestigt, verbessert und miteinander verknüpft wurden, wie sie in Widerstreit gerieten und sich änderten. Ferner, wie ich mich gegen sie verhielt, wie, wie weit und wie lange ich sie mit den kirchlichen Verpflichtungen, die ich eingegangen war, und mit der Stellung, die ich

inne hatte, für vereinbar hielt. Ich muss zeigen, was allein der Wahrheit entspricht, daß ich zu den Lehren, die ich verteidigt habe und so viele Jahre lang verteidigt habe, menschlich gesprochen, teils durch die Anregungen protestantischer Freunde, teils durch die Lektüre von Büchern und teils durch eigene Geistesarbeit gekommen bin. Ich muss also Rechenschaft ablegen von der Tatsache, die vielen so seltsam erscheint, daß ich wegen einer Kirche, von der ich mich einmal voll Abscheu abgewandt hatte, *Verwandtschaft und Vaterhaus* verließ. Wie seltsam für die Menschen! Und doch sollte man meinen, eine Religion, die so viele Zeitalter hindurch, unter so vielen Völkern, inmitten so vieler Wechselfälle des sozialen Lebens, bei den verschiedensten menschlichen Klassen und Ständen und nach so vielen politischen und bürgerlichen Umwälzungen in Blüte gestanden hatte, vermöchte die Vernunft zu unterwerfen und das Herz zu besiegen, ohne Lug und Trug und scholastische Spitzfindigkeiten zu Hilfe zu nehmen.

*

8. Was ich mir im Laufe einer halben Stunde vorgenommen, wurde nach zehn Tagen zum festen Entschluss. Bei der Ausführung meines Vorhabens begegnete ich jedoch manchen Schwierigkeiten. Wie soll ich bei allem, was zu sagen ist, eine vernünftige Grenze einhalten? Wo soll ich das Material zu meiner Geschichte hernehmen? Ich habe keine autobiographischen Notizen, die ich zu Rate ziehen könnte, keine schriftlichen Erklärungen zu den einzelnen Abhandlungen oder Traktaten, die bei ihrem Erscheinen Anstoß erregten, kaum einige kurze Entwürfe für bestimmte Unterhandlungen oder Unterredungen und, ich fürchte, ganz wenige gleichzeitige Aufzeichnungen über die jeweils entscheidenden Gefühle und Beweggründe meines Handelns. Ich habe eine Unzahl Briefe von Freunden, sowie einzelne Abschriften oder Entwürfe zu meinen Antworten auf diese, aber sie sind größten Teils ungesichtet. Und selbst wenn sie geordnet wären, könnte ich sie wegen ihrer Zahl und Verschiedenheit im Augenblick für meine Zwecke nicht gebrauchen. Die von mir heraus gegebenen Werke könn-

ten mir wohl in mancher Hinsicht von Nutzen sein, aber sie sind meinem Gedächtnis nicht mehr gegenwärtig. So viel Mühe ich auf ihre Abfassung verwandt habe, wenn ich sie einmal aus der Hand gegeben hatte, dachte ich kaum noch an sie und habe sie größten Theils zum letzten Mal gelesen, als ich die Druckbogen korrigierte.

Unter diesen Umständen wird meine Skizze natürlich unvollständig sein. Zum ersten Mal halte ich nun Rückschau über mein ganzes Leben. Es ist ein erster Versuch, aber ich hoffe fest, daß er keinen ernstlichen oder wesentlichen Irrtum enthalten und insofern dem Zweck, den ich bei der Niederschrift im Auge habe, entsprechen wird. Ich werde nichts als sicher hinstellen, wovon ich nicht eine deutliche Erinnerung, eine schriftliche Aufzeichnung oder die Bestätigung eines Freundes habe. Es gibt landauf und landab Zeugnisse genug, meine Ausführungen zu bestätigen, zu verbessern oder zu ergänzen, nicht zu reden von meinen zahlreichen Briefen, falls sie nicht vernichtet worden sind.

Im Übrigen beschränke ich mich auf das rein Persönliche und Historische. Ich will nicht die katholische Lehre darstellen, sondern nur über mich selbst, über meine Ansichten und mein Tun Aufschluss geben. Ich möchte, soweit möglich, einfach Tatsachen bringen. Ob sie letzten Endes für oder gegen mich sprechen, ist gleichgültig. Meinen Lesern wird Spielraum genug bleiben, in der Beurteilung der angeführten Einzelheiten geteilter Meinung zu sein, ob sie notwendig, schicklich und wertvoll sind, ob sie von Takt und religiöser Klugheit zeugen. Man wird es entschuldigen, wenn ich auf Kleinigkeiten Nachdruck lege, Abschweifungen mache oder mich in scheinbar ungehörige und lächerliche Einzelheiten einlasse, mein eigenes Lob singe oder Ärgernis gebe. Es handelt sich um einen Fall, der alles andere in den Hintergrund drängt und in dem ich verpflichtet bin, meiner eigenen Einsicht zu folgen und mein eigenes Herz sprechen zu lassen. Es ist durchaus nicht angenehm für mich, mein eigenes Ich in den Vordergrund zu rücken und mich dafür angreifen zu lassen. Es ist nicht angenehm,

hoch und nieder, jung und alt zu offenbaren, was seit meinen ersten Lebensjahren in mir vorging. Es ist nicht angenehm, jeden oberflächlichen oder geschwätzigen Gegner dadurch in den Vorteil zu setzen, daß ich ihm meine innersten Gedanken, ich möchte sogar sagen, den Verkehr zwischen mir und meinem Schöpfer bloßlege. **Aber ich kann nicht dulden, daß ich ins Gesicht hinein ein Lügner und Schurke genannt werde. Auch würde ich meiner Pflicht gegen meinen Glauben und meinen Namen nicht gerecht werden, wenn ich es dulden würde.** Ich bin mir bewusst, daß ich nichts getan habe, was eine solche Beschimpfung verdient, und wenn ich, wie ich hoffe, den Beweis dafür erbringe, so brauche ich mich um solch zufällige Missstimmung, welche von der Ausführung meiner Absicht mit bedingt werden, nicht zu kümmern.

1. DIE GESCHICHTE MEINES RELIGIÖSEN LEBENS BIS 1833

1. Es ist leicht begreiflich, welches Wagnis es für mich ist, im Folgenden meine eigene Geschichte zu schreiben, aber ich brauche nicht davor zurück zu schrecken. Die Worte *Secretum meum mihi* (Mein Geheimnis gehört mir; Jes 24, 16) klingen mir beständig in den Ohren. Doch wenn man sich dem Ende seines Lebens nähert, wird es einem leichter, sich zu öffnen. Besonders beunruhigt mich der Gedanke, meine Freunde könnten beim ersten Durchlesen vieles von dem, was in diesen Blättern steht, für überflüssig halten. Trotzdem glaube ich, daß es insgesamt gesehen der Absicht entsprechen wird, die mich bei der Niederschrift leitete.

Schon in der Kindheit wurde ich angehalten, gerne in der hl. Schrift zu lesen. **Doch hatte ich bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr keine eigentlichen religiösen Überzeugungen.** Meinen Katechismus kannte ich natürlich gründlich. Als ich erwachsen war, schrieb ich die Gedanken und Gefühle über religiöse Dinge nieder, die mir aus meiner Kindheit und Jugendzeit im Gedächtnis geblieben waren. Sie hatten sich meinem Geist so tief eingepägt, daß ich sie damals der Erwähnung für wert hielt. Die Niederschrift geschah in den großen Ferien des Jahres 1820 und wurde im Jahre 1823 überarbeitet und mit Zusätzen versehen. Von diesen Erinnerungen wähle ich zwei aus, die sich durch besondere Deutlichkeit auszeichnen und zu meinen späteren Überzeugungen in Beziehung stehen.

a. Ich hatte den Wunsch, die arabischen Märchen möchten wahr sein. Meine Phantasie beschäftigte sich mit unbekanntem Mächten, magischen Kräften und Zaubermitteln. Das Leben war mir wie ein

Traum, ich ein Engel und die ganze Welt eine Täuschung. Meine Mitengel verbargen sich im Scherz vor mir und narreten mich mit dem Schein einer materiellen Welt.

Ferner: Im Frühling 1816 las ich einen Satz aus Dr. Watts ‚Remnants of Time - Die Überreste der Zeit‘. Es war im Zusammenhang die Rede von den Heiligen, welche die Welt nicht kannte. Es hieß von ihnen, ‚nichts in ihrem Äußeren oder in ihrem Gesicht unterscheide sie von anderen Menschen ...‘; das verstand ich so, als spreche er von den Engeln, die verborgen in der Welt lebten.

b. Die andere Aufzeichnung lautet: *Ich war sehr abergläubisch, und in der Zeit vor meiner Bekehrung mit fünfzehn Jahren machte ich jedesmal das Kreuz, wenn ich einen dunklen Ort betreten musste.* Offenbar muss ich diesen Brauch irgendwo gesehen haben. Doch kann ich gar nicht mehr sagen, wo. Von der katholischen Religion hat sicher nie jemand zu mir gesprochen, ich kannte sie nur dem Namen nach. Der Lehrer des Französischen war ein ausgewanderter Priester, aber wir hielten ihn nur zum besten, wie damals die französischen Lehrer überhaupt. Auch sprach er nur gebrochen englisch. Im Dorf wohnte eine katholische Familie, alte Jungfern, die ich aber nicht näher kannte. Später erfuhr ich, daß einige katholische Knaben in unserer Schule waren, doch entweder wurde uns diese Tatsache sorgfältig verheimlicht, oder sie machte keinen Eindruck auf uns. Mein Bruder wird bezeugen können, wie sehr die Schule von katholischen Ideen frei war.

Einmal besuchte ich mit meinem Vater die Kapelle in der Warwick-Straße. Er wollte meines Wissens einer musikalischen Aufführung beiwohnen. Alles, was mir davon in Erinnerung blieb, war eine Kanzel, ein Prediger und ein Knabe, der ein Weihrauchfass schwang.

Als ich in Littlemore war, musterte ich einmal meine alten Schulhefte durch und entdeckte unter ihnen mein erstes lateinisches Versebuch. Auf der ersten Seite stieß ich auf eine Zeichnung, bei deren Anblick mir vor Überraschung fast der Atem stockte. Das Heft liegt vor mir, und ich habe es soeben auch anderen gezeigt. Auf dem ersten Blatt steht in meiner Schülerhandschrift: *John H. Newman, den 11. Februar 1811, Verse-Buch.* Dann kommen meine ersten Verse. Zwischen *Verse* und *Buch* habe ich ein großes, gerades Kreuz gezeichnet und daneben etwas, was man sehr wohl für eine Halskette halten

könnte, doch kann ich es für nichts anderes als einen Rosenkranz mit einem kleinen Kreuz ansehen. Ich war damals noch nicht zehn Jahre alt. Wahrscheinlich hat mich ein Roman etwa von Mrs. Radcliffe oder Miß Porter auf diesen Gedanken gebracht; auch ein religiöses Gemälde kann es gewesen sein. Das Merkwürdige aber ist, wie unter den tausend Dingen, die einem Knaben vor Augen kommen, gerade dieses so fest in meinem Gedächtnis blieb, daß ich es in dieser Weise verwertete. Das weiß ich bestimmt, daß ich weder in den Kirchen, die ich besuchte, noch aus meinen Gebetbüchern dazu angeregt wurde. Man muss berücksichtigen, daß die anglikanischen Kirchen und Gebetbücher damals keinerlei Schmuck hatten, wie es wohl heute der Fall ist.

Thomas Paine. Mit vierzehn Jahren las ich Paines *Tracts against the Old Testament - Abhandlungen gegen das Alte Testament*, und mit Vergnügen dachte ich über die Einwände nach, die sie enthielten. Auch einige von Humes *Essays* las ich, und vielleicht den über die *Wunder*. So gab ich wenigstens meinem Vater zu verstehen, es kann jedoch sein, daß ich damit nur großtun wollte. Ebenso erinnere ich mich, daß ich französische Verse, vermutlich von Voltaire gegen die Unsterblichkeit der Seele, abschrieb und mir dabei sagte: *Wie schrecklich, und doch wie einleuchtend!*

2. Walter Mayer. Als ich fünfzehn Jahre alt war, im Herbst 1816, ging eine große Änderung in meinem Denken vor. Ich kam unter den Einfluss eines festen Glaubensbekenntnisses, und mein Geist nahm dogmatische Eindrücke in sich auf, die durch Gottes Güte nie mehr ausgelöscht oder getrübt wurden. Vor allem haben die Predigten eines ausgezeichneten, nun längst verstorbenen Mannes, Rev. Walter Mayers vom Pembroke College in Oxford, sowie meine Unterhaltungen mit ihm, den göttlichen Glauben in mir aufkeimen lassen. Dazu kam ganz besonders die Einwirkung der Bücher, die er mir zu lesen gab und die alle zur Schule Calvins gehörten. Eines der ersten, das ich las, war ein Werk von Romaine. Ich erinnere mich weder seines Titels noch seines Inhalts. Nur

eine einzige Lehre ist mir im Gedächtnis geblieben, der ich natürlich keinen göttlichen Ursprung zuschreibe, nämlich die von der Beharrlichkeit der Bekehrten bis zum Ende. Ich fasste sie sofort auf und glaubte, die innere Umkehr, deren ich mir bewusst war und von deren Gegenwart ich heute noch mehr überzeugt bin, als daß ich Hände und Füße habe, werde ins künftige Leben hinüber dauern und ich sei für die ewige Seligkeit auserwählt. Ich habe nicht das Empfinden, daß mich dieser Glaube irgendwie zur Gleichgültigkeit gegenüber Gottes Wohlgefallen verleitet hätte. Er begleitete mich bis zu meinem 21. Lebensjahr, dann schwand er allmählich. Doch ich glaube, daß er meine Ansichten in der Richtung der bereits erwähnten kindlichen Vorstellungen bestimmte. Das heißt, er isolierte mich von den Dingen meiner Umgebung, befestigte mich in meinem Misstrauen gegen die Wirklichkeit der materiellen Erscheinungen **und ließ mich in dem Gedanken Ruhe finden, daß es zwei und nur zwei Wesen gibt, die absolut und von einleuchtender Selbstverständlichkeit sind, ich selbst und mein Schöpfer.** Denn ich hielt mich selbst zum ewigen Heil vorherbestimmt, machte mir aber nicht viele Gedanken über andere. Sie waren für mich einfach von Gottes Gnade übergangen, ohne zum ewigen Tod vorher bestimmt zu sein. Ich dachte nur an Gottes Erbarmen gegen mich.

Thomas Scott. Wenn mich mein Gedächtnis nicht stark trügt, wird die eben erwähnte schreckliche Lehre von einem Schriftsteller, der auf meinen Geist einen tieferen Eindruck machte als jeder andere, und dem ich, menschlich gesprochen, fast meine Seele verdanke, schlechthin verneint und verworfen. Es ist Thomas Scott von Aston Sandford. Ich hatte eine solche Freude an seinen Schriften und bewunderte sie so sehr, daß ich mich als Student mit dem Gedanken trug, ihn in seiner Pfarrei zu besuchen, um den Mann meiner Verehrung persönlich kennen zu lernen. Ich glaube kaum, daß ich den Plan dieses Besuches aufgegeben habe, selbst als ich mein Examen gemacht hatte. Denn die Nachricht von seinem Tod im Jahre 1821 war für mich ein Schmerz und eine Enttäuschung. Ich hing an den

Lippen von Daniel Wilson, dem späteren Bischof von Kalkutta, als er in zwei Predigten in der Johanneskapelle Scotts Leben und Sterben schilderte. Schon als Knabe war ich entzückt von seinem Werk *Force of Truth - Die Macht der Wahrheit* und von seinen *Essays*. Seinen Kommentar kaufte ich mir als Student.

Was meines Erachtens auf viele, die Scotts Geschichte und Werke lesen, einen tiefen Eindruck macht, ist sein stark weltabgewandter Sinn und die kraftvolle Unabhängigkeit seines Geistes. Er folgte der Wahrheit, wohin sie ihn führte. Er begann als Unitarier und endigte im eifrigen Glauben an die hochheilige Dreieinigkeit. Er war es, der diese Grundwahrheit der Religion meinem Geiste zuerst tief eingepägt hat. Mit Hilfe von Scotts *Essays* und dem wundervollen Werk von Jones of Nayland legte ich, kaum sechzehnjährig, eine Sammlung von Schrifttexten an mit vermutlich eigenen Bemerkungen, um diese Lehre zu beweisen. Wenige Monate später schrieb ich mir als Belege eine Reihe von Stellen heraus für jeden einzelnen Vers des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses. Diese Aufzeichnungen besitze ich noch.

Neben Scotts Weltabgewandtheit erregte auch sein entschiedener Kampf gegen den Antinomianismus und der ausgesprochen praktische Charakter seiner Werke meine Bewunderung. Sie zeigten ihn als echten Engländer, und ich fühlte ihren Einfluss auf mich. Jahrelang gebrauchte ich die Grundsätze, die ich als Endziel und Kernpunkt seiner Lehre ansah, fast sprichwörtlich: *Heiligkeit geht vor dem Frieden* und *Wachstum ist der einzige Beweis des Lebens*.

Das Gute - das Böse. Die Calvinisten scheiden scharf zwischen den Auserwählten und der Welt. Vieles bei ihnen ist mit der katholischen Lehre gleichlautend oder verwandt. Wie ich sie aber verstehe, gehen sie in starker Abweichung vom Katholizismus so weit, zu behaupten, der Mensch könne Bekehrte und Nichtbekehrte voneinander unterscheiden. Der Gerechtfertigte sei sich des Standes der Rechtfertigung bewusst, und der Wiedergeborene könne nicht mehr abfallen. Die Katholiken stufen den schrecklichen Gegensatz zwischen Gut und

Böse, der zu ihren Dogmen gehört, ab. Sie mildern ihn durch den Glauben, daß es verschiedene Stufen der Rechtfertigung gebe, daß die Sünden ihrer Schwere nach sehr verschieden seien, daß die Möglichkeit und Gefahr verloren zu gehen nicht aufhöre, und daß kein Mensch bestimmt wisse, ob er im Stande der Gnade sei, und noch viel weniger, ob er bis zum Ende darin ausharren werde. Von den kalvinistischen Lehrsätzen schlug nur einer in meinem Geiste Wurzeln, die Tatsache von Himmel und Hölle, von göttlicher Huld und göttlichem Zorn, vom gerechtfertigten und nicht gerechtfertigten Menschen. Die Ansicht, daß der Wiedergeborene und Gerechtfertigte ein und derselbe seien, und daß der Wiedergeborene ohne weiteres die Gnade der Beharrlichkeit habe, gab ich, wie schon gesagt, nach einigen Jahren wieder auf.

3. Diese wichtigste katholische Lehre vom Kampf zwischen der Stadt Gottes und den Mächten der Finsternis wurde mir durch ein Werk von ganz entgegengesetztem Charakter, *Laws Serious Call - Ernster Ruf*, tief eingeprägt.

Seit diesem Zeitpunkt nahm ich die Lehre von der ewigen Strafe, wie unser Herr selbst sie den Menschen übergeben hat, mit rückhaltloser innerer Zustimmung und ebenso festem Glauben an wie die Lehre von der ewigen Seligkeit. Nur suchte ich auf verschiedene Weise die Schrecken dieser Wahrheit für unsere Einbildungskraft herab zu mindern.

Milner und Newton. Noch zwei andere Werke habe ich zu nennen, die im gleichen Herbst 1816, als ich fünfzehn Jahre alt war, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Aber da sie geradezu entgegen gesetzt waren, erzeugten sie in mir ein geistiges Schwanken, das mich jahrelang lähmte. Ich las *Joseph Milners* Kirchengeschichte und war wie bezaubert von den langen Auszügen aus dem hl. Augustinus, Ambrosius und den anderen Vätern, die ich darin fand. Ich erblickte in ihnen die Religion der ersten christlichen Zeiten. Aber gleichzeitig mit Milner las ich *Newtons* Werk über die Prophezeiungen. Die Folge war, daß ich zu der festen Überzeugung gelangte, der Papst sei der Antichrist, der von Daniel, vom hl. Paulus und

dem hl. Johannes vorhergesagt ist. Unter den Nachwirkungen dieser Lehre litt meine Vorstellungskraft bis zum Jahre 1843. Vernunft und Urteil sagten sich früher von ihr los. Der Gedanke aber haftete fest in mir wie ein irriges Gewissen. Daraus entsprang der geistige Konflikt, den außer mir noch so viele empfunden haben. Er verführte manche dazu, zwischen zwei einander so widerstreitenden Ideen einen Ausgleich zu suchen, andere nötigte er, sich eine Idee aus dem Kopf zu schlagen. Für mich selbst endete er damit, daß nach vielen Jahren geistiger Unrast die eine von ihnen allmählich zurücktrat und schließlich verschwand. Ich sage nicht, daß sie eines gewaltsamen Todes gestorben sei, denn wenn ich sie jemals ermordet hätte, warum sollte ich es dann nicht schon früher getan haben?

Der Zölibat. Ich fühle mich verpflichtet, noch auf eine andere intensive Vorstellung zu sprechen zu kommen, die mich im Herbst 1816 gefangen nahm. Es geschieht mit großem Widerstreben, aber die Tatsache steht zweifellos fest. **Ich war überzeugt, der Wille Gottes habe mich für ein eheloses Leben bestimmt.** Dieses Vorgefühl, das mit Ausnahme weniger Monate bis zum Jahre 1829 und von da ohne jede Unterbrechung in mir lebte, hing in meiner Seele mehr oder weniger mit der Vorstellung zusammen, daß mein Lebensberuf ein solches Opfer, wie der Zölibat es in sich schloss, verlange, so z. B. wenn ich als Missionar unter den Heiden wirken wollte, was jahrelang mein Wunsch war. Die Vorstellung bestärkte mich auch in der Abkehr von der sichtbaren Welt, von der ich oben schon gesprochen habe.

Dr. Whately. Im Jahre 1822 kam ich unter Einflüsse, die von den bisherigen ganz verschieden waren. In dieser Zeit erwies mir der damalige *Dr. Whately*, der spätere Erzbischof von Dublin, in den letzten Monaten seines Wirkens in Oxford, kurz vor seinem endgültigen Scheiden von dort, große Freundlichkeit. Als er im Jahre 1825 Rektor von Alban Hall wurde, gab er mir neue Beweise seiner Güte und ernannte mich zu seinem Subregens und Tutor. Ich werde gleich nachher auf ihn zurück kommen. Vom Jahre 1822 bis 1825 verkehrte ich meist mit dem

gegenwärtigen Rektor vom Orielkolleg, *Dr. Hawkins*, damals Vikar an St. Mary. Als ich im Jahre 1824 die Diakonenweihe empfing und eine Kuratie in Oxford erhielt, verbrachte ich die großen Ferien vor allem in seiner Gesellschaft. Ich kann aufrichtigen Herzens sagen, daß ich ihn liebte und nie aufgehört habe, ihn zu lieben. Ich betone das, um dem folgenden Bericht die Härte zu nehmen. Denn im Laufe der vielen Jahre, die wir später miteinander verlebten, reizte er mich manchmal sehr, obwohl ich überzeugt bin, daß ich ihn ein gutes Stück mehr gereizt habe. Zudem war eine solche Herausforderung meinerseits ganz ungehörig, denn einmal war er der Vorsteher meines Kollegs, und dann hatte er mich in den ersten Jahren unseres Verkehrs in mancher Beziehung geistig gefördert.

Er war der erste, der mich lehrte, meine Worte abzuwägen und mit meinen Behauptungen vorsichtig zu sein. Er leitete mich an, in Diskussion und Kontroverse meine Ansicht knapp und klar vorzubringen, zwischen verwandten Ideen zu unterscheiden und Missverständnisse im voraus zu vermeiden. Zu meiner Überraschung herrschte von da an sogar in Freundeskreisen die Auffassung, meine Art zu polemisieren habe einen römischen Beigeschmack. Hawkins ist selbst ein Mann von ganz klarem Geist, und er tadelte mich streng, als er meine ersten geschriebenen Predigten und andere Aufsätze las, an denen ich arbeitete, und die er die Güte hatte, durchzusehen.

4. Was den Inhalt der Lehre betrifft, verdanke ich ihm viele Bereicherungen meines Glaubens. Wie ich an anderer Stelle erwähnte, gab er mir das Werk von Sumner, dem nachmaligen Erzbischof von Canterbury, *Treatise on Apostolical Preaching - Abhandlung über die Lehre der Apostel*, dessen Studium mich endgültig vom Calvinismus löste und zur Annahme der Lehre von der Wiedergeburt durch die Taufe bewog. Auch sonst hat er mir viel genützt bei meinen Studien, die halb theologische, halb philosophische Fragen betrafen.

Dogmatische Definitionen. Dr. Hawkins war es auch, der mich zuerst auf einen nahe bevorstehenden Angriff auf die Bücher und den Kanon der Schrift vorbereitete. Auf dieselbe

Vermutung brachte mich der Gedankenaustausch mit *Blanco White*. Ihm verdanke ich auch eine freiere Auffassung über die Inspiration, als sie damals in der englischen Kirche üblich war. Noch ein anderes Prinzip, das mehr als alles bisher Gesagte zum Katholischen in unmittelbarer Beziehung steht, vermittelte mir Dr. Hawkins, die Lehre von der Tradition. Als Student hörte ich in der Universitätskirche seine berühmte Predigt über diesen Gegenstand, und ich erinnere mich, daß sie mir sehr lang vorkam, obwohl er damals ein geradezu packender Prediger war. Aber als ich sie von ihm zum Geschenk bekam, sie las und studierte, machte sie einen sehr tiefen Eindruck auf mich. Er ging meiner Ansicht nach nicht einen Schritt über die Grenze der anglikanischen Lehre hinaus, ja er erreichte sie nicht einmal. Aber er machte seine Sache gründlich, seine Auffassung war originell und sein Gegenstand damals neu. Er stellte eine Behauptung auf, die jedem, der die hl. Schrift auf ihre Anlage hin geprüft hat, sofort einleuchten musste. **Der heilige Text sei nie dazu bestimmt gewesen, in einer Lehre zu unterrichten, er sollte sie nur beglaubigen. Und wir müßten uns, um die Lehre kennen zu lernen, an die Definitionen der Kirche, den Katechismus und das Credo halten.** Er meint, der Erforscher müsse die Lehren des Christentums, nachdem er sie sich aus diesen Definitionen angeeignet habe, aus der Schrift beweisen. Diese Ansicht, die im allgemeinen ganz richtig und in ihren Folgerungen überaus fruchtbar war, öffnete mir ein weites Feld des Denkens. Auch Dr. Whately stimmte ihr zu. Eine ihrer Wirkungen war, daß das Prinzip, auf dem die Bibelgesellschaft ruhte, an der Wurzel getroffen wurde. Ich gehörte dem Oxford-Zweigverein an. Mein Austritt war jetzt nur mehr eine Frage der Zeit, wenn ich ihn auch nicht gleich vollzog.

William James. Mit Freude gedenke ich hier auch des Rev. William James, damals Fellow am Orielkolleg, der mich um das Jahr 1823 mit der Lehre der apostolischen Sukzession bekannt machte. Es war meines Wissens auf einem Spaziergang um die Rasenfläche des Christ-Church-College, und ich

erinnere mich, daß mir damals die Frage gar nicht recht in den Sinn wollte.

Joseph Butler. Um dieselbe Zeit, glaube ich, las ich Bischof *Butlers Analogy*, deren Studium für mich wie für so viele andere einen Wendepunkt in den religiösen Ansichten bildete. Butler lehrt mit allem Nachdruck eine sichtbare Kirche als Verkünderin der Wahrheit und Vorbild der Heiligkeit und schärfte die Pflichten äußerer Religionsübung und den historischen Charakter der Offenbarung ein. Darin besteht das Wesentliche an diesem großen Werke, das den Leser sofort gefangen nimmt. Für mich persönlich waren besonders zwei Punkte wertvoll, von denen ich später zu sprechen Gelegenheit haben werde. Es handelt sich um die grundlegenden Prinzipien eines großen Teiles meiner Lehre. Erstens, schon der Gedanke einer Analogie zwischen den verschiedenen Werken Gottes führt zu dem Schluss, **daß das weniger bedeutende System von Werken im Dienste der Heilsordnung oder sakramental mit dem bedeutenderen System verbunden ist.** Butler beginnt bezeichnenderweise sein Werk mit einem Zitat aus Origenes. Und das letzte Ergebnis dieses Schlusses ist die Theorie von der Unwirklichkeit der materiellen Erscheinungen, zu der ich schon als Knabe neigte. Ich vermochte damals noch nicht zu unterscheiden zwischen dem materiellen Ding an sich und seinen Erscheinungen, was für die Behandlung der Frage notwendig und selbstverständlich ist. Zweitens brachte mich Butlers Theorie, daß die Wahrscheinlichkeit die Führerin durchs Leben sei, zum mindesten unter den Einfluss einer Lehre, zu der ich ein paar Jahre später geführt wurde, **auf die Frage, über die ich so viel geschrieben habe, ob der Glaube sich logisch-zwingend erweisen lasse.** Diese beiden Prinzipien meiner Lehre, die mich in den Verdacht der Schwärmerei wie des Skeptizismus brachten, führe ich also auf Butler zurück.

5. Und nun zu Dr. *Whately!* Ihm verdanke ich sehr viel. Er war ein Mann mit einem großmütigen und warmen Herzen. Seinen Freunden war er besonders treu ergeben. Um ein Sprichwort zu gebrauchen: *All his geese were swans.* - Alle

seine Gänse waren Schwäne. Als ich 1822 noch unbeholfen und ängstlich war, nahm er mich bei der Hand und stand mir als liebevoller und ermutigender Lehrer zur Seite. Er war es vor allem, der meinen Geist aufschloss, der mich denken und meinen Verstand gebrauchen lehrte. Nachdem er im Jahre 1822 zum ersten Male auf mich aufmerksam geworden war, traten wir uns im Jahre 1825, als ich sein Subregens an Alban Hall war, innerlich sehr nahe. Ich gab dieses Amt ein Jahr später wieder auf, als ich zum Tutor meines Kollegs ernannt wurde. Von da an nahm sein Glaube an mich allmählich ab. Er hatte sein Werk an mir vollbracht, oder wenigstens zum größten Teil, indem er mich gelehrt hatte, mit eigenen Augen zu sehen und auf eigenen Füßen zu stehen. Nicht als ob ich nicht auch von anderen noch viel zu lernen gehabt hätte, aber ich beeinflusste sie so gut wie sie mich. Mit ihnen war es mehr ein Zusammenarbeiten als bloßes Nachfolgen. Dr. Whatelys geistige Anlage war zu verschieden von der meinigen, als daß wir lange dieselbe Richtung hätten einhalten können. Ich erinnere mich, wie unzufrieden er mit einem meiner Artikel in der *London Review* war, den Blanco White wohlwollend einfach platonisch nannte. Als Meinungsverschiedenheiten mich von ihm trennten, was ihm leid tat, hatte ich die Absicht, ihm mein erstes Buch mit den Worten zu widmen, er habe mich nicht bloß denken, sondern auch selbständig denken gelehrt. Er verließ Oxford im Jahre 1831. Von dieser Zeit an sah ich ihn, so viel ich mich erinnere, nur noch zweimal bei seinem Besuch an der Universität, einmal auf der Straße im Jahre 1834 und ein anderes Mal, im Jahre 1838, war ich mit ihm im gleichen Raum. Nach seinem Abschied habe ich sein Andenken treu in Ehren gehalten. Ich muss mich so ausdrücken, denn er selbst wollte, wenigstens vom Jahre 1834 an, für mich tot sein. In Wirklichkeit hatte er mich schon seit 1831, als er Erzbischof geworden war, aufgegeben. Doch entspann sich 1834 zwischen uns ein Briefwechsel, der zwar besonders von seiner Seite in freundschaftlichem Ton geführt wurde, aber eine solche Verschiedenheit der Ansichten verriet, daß er als endgültiger Abschluss unserer

Beziehungen gelten kann. Ich sehe ein, wir hätten unmöglich länger den gleichen Weg gehen können, auch wenn er in Oxford geblieben wäre. Doch liebte ich ihn zu sehr, um ihn ohne Schmerz zu verlieren. Nach einigen Jahren ging es mir allmählich auf, daß sein Einfluss auf mich eine intellektuelle Förderung bedeutet hatte, die in höherem Betracht jedoch, freilich ohne seine Schuld, nicht ganz so wohlthätig gewesen war. So viel ich weiß, hat er in seinem späteren Werke scharfe Bemerkungen über mich einfließen lassen. Sie kamen mir nie zu Gesicht, und ich hielt es nicht für nötig, einer Sache nachzugehen, deren Kenntniss mir nur sehr weh tun musste.

Whatelys Lehre. An religiösen Meinungen lehrte er mich vor allem die Existenz der Kirche als eines selbständigen Organismus oder einer geformten Gemeinschaft. Dann hat er jene anti-erastianischen Ansichten vom Kirchenregiment in mir befestigt, die zu den leuchtenden Zügen der traktarianischen Bewegung gehörten. In diesem Punkt, und so viel ich weiß, in diesem Punkt allein, stimmten er und *Hurrell Froude* aufs engste überein. Froudes Entwicklung in diesem Punkte war freilich jüngeren Datums. Im Jahre 1826 sprach Whately auf einem Spaziergange viel von einem Werk, das unter dem Titel *Letters on the Church by an Episcopalian - Briefe über die Kirche von einem Episkopalist* eben erschienen war. Er sagte, es werde mein Blut in Wallung bringen. Tatsächlich war es eine Arbeit von mächtiger Wirkung. Einer unserer gemeinsamen Freunde erzählte mir, daß er nach seiner Lektüre nicht still sitzen konnte, sondern im Zimmer hin und her rannte. Es wurde sofort Whately zugeschrieben. Ich vertrat lebhaft die gegenteilige Ansicht, Oxford glaubte aber so fest daran, daß ich nichts dagegen vermochte. Ob mit Recht oder Unrecht, ich ergab mich der öffentlichen Meinung und habe weder damals noch später je gehört, daß die Urheberschaft Dr. Whatelys von jemand in Abrede gestellt worden ist.

Der Hauptinhalt dieses hervorragenden Werkes ist folgender. 1. Kirche und Staat sollen voneinander unabhängig sein. Der Verfasser spricht von der Pflicht des Protestes gegen die Ent-

weihung des Reiches Christi durch die ‚doppelte Usurpation‘, der Einmischung der Kirche in zeitliche und des Staates in geistliche Dinge (S. 191). 2. Die Kirche könne nach Recht und Gerechtigkeit ihr Eigentum behalten, auch nach der Trennung vom Staat. *Der Klerus*, sagt er S. 133, *kann ganz mit Recht seine Einkünfte weiter beziehen, obwohl er kein Lohndiener der Staatsgewalt sein soll. Und der Staat ist nicht berechtigt, sich in das geistliche Gebiet einzumengen, aber er darf den Anspruch erheben, von den Dienern der Religion und allen anderen Christen gestützt zu werden, und wird dies unter dem System, das ich empfehle, auch viel wirksamer erreichen.* Wer immer der Verfasser dieses Werkes war, er führte diese beiden Punkte mit großem Nachdruck, mit Scharfsinn und draufgängerischer Heftigkeit aus. Dies erklärt sich vielleicht daraus, daß er nicht in eigener Person schrieb, sondern ausdrücklich in der Eigenschaft eines schottischen Episkopalisten. Sein Werk wirkte zwar nur stufenweise, aber dann um so tiefer auf mich ein.

6. Sonst weiß ich von keiner religiösen Überzeugung, die ich Dr. Whately verdankte. Für seine besonderen theologischen Lehrmeinungen hatte ich keine Vorliebe. Im folgenden Jahre 1827 sagte er mir einmal, er glaube, daß ich dem Arianismus zuneige. Der Fall lag so, daß ich bis dahin weder Bischof *Bulls Defensio*, noch die Väter gelesen hatte, trotzdem aber gerade damals entschieden für die vornizänische Fassung der Trinitätslehre eintrat, der manche Schriftsteller, Katholiken wie Nichtkatholiken nachsagten, sie sehe fast wie Arianismus aus. Dies ist der Sinn einer Stelle in *Froudes Remains*, das heißt den nachgelassenen Schriften, worin er mir anscheinend vorwirft, ich wende mich gegen das Athanasianische Glaubensbekenntnis. Ich hatte die beiden Seiten der Trinitätslehre, die das Athanasianische und das Nizänische Glaubensbekenntnis vor Augen stellen, mit einander verglichen. Meine Besprechung sollte zeigen, daß manche Sätze des ersteren unnötig wissenschaftlich formuliert seien. Ich lieferte damit einen Beweis für eine gewisse Geringschätzung des Altertums, die nun schon seit mehreren Jahren allmählich die Oberhand über mich gewonnen hatte. Sie

äußerte sich in der *Encyclopaedia Metropolitana* durch vorlautes Gerede über die Väter, von denen ich damals nur wusste, was ich als Knabe von Joseph Milner gelernt hatte. Als ich im Jahre 1825/1826 über die Wunder in der Heiligen Schrift schrieb, hatte ich *Middletons* Werk über die Wunder in der ursprünglichen Kirche gelesen und einen Teil seines Geistes in mich aufgenommen.

Gefahr des Liberalismus. Die Wahrheit ist, daß ich anfang, den intellektuellen Glanz einem moralischen Leben vorzuziehen. Ich trieb in Richtung des herrschenden Liberalismus. Doch wurde ich schon gegen Ende des Jahres 1827 durch zwei harte Heimsuchungen aus meinem Traum grob aufgeweckt, durch Krankheit und durch einen schmerzlichen Verlust.

Zu Beginn des Jahres 1829 kam es zwischen Dr. Whately und mir zum förmlichen Bruch. Der Streit um die Wiederwahl *Peels* gab die Veranlassung dazu. Ich meine im Jahre 1827 oder 1828, als auf der Synode die Eingabe an das Parlament gegen die Forderungen der Katholiken zur Verhandlung kam, hatte ich mit der Minderheit gestimmt. Den Anstoß dazu gaben mir in erster Linie die Ansichten, die ich den *Letters of an Episcopalian* entnommen hatte. Zudem waren mir die bigotten *two-bottle-orthodox* - die *Zwei-Flaschen-Orthodoxen*, wie man sie aus Gehässigkeit gewöhnlich nannte, verhasst. Ich nahm Partei gegen *Peel* aus rein akademischen, nicht aus kirchlichen oder politischen Gründen, und bekannte es damals auch offen. Ich war der Meinung, *Peel* habe die Universität überrumpelt. Seinen Freunden stehe nicht das Recht zu, plötzlich eine andere Stellungnahme von uns zu verlangen und uns der Beschuldigung auszusetzen, wir seien Achselträger. Eine große Universität dürfe sich nicht einmal durch einen *Herzog von Wellington* einschüchtern lassen. Außerdem stand ich damals unter dem Einfluss von *Keble* und *Froude*, die neben den bereits angeführten Gründen die Schwenkung in der Politik des Herzogs schon deshalb ungern sahen, weil sie vom Liberalismus eingegeben war.

Rache mit Humor. Whately war sehr ungehalten über mich und nahm humorvoll Rache, wovon er mir zuvor pflichtgemäß Kenntnis gegeben hatte. Als Vorsteher des Hauses hatte er die Pflicht der Gastfreundschaft gegen die Angehörigen aller Parteien. Er bat nun eine Gesellschaft von Männern aus Oxford zu Tisch, die sich durch Geistlosigkeit auszeichneten und dem Wein ergeben waren, und lud auch mich zu der Runde ein. Ich erhielt den Platz zwischen irgendeinem Profoß und einem Präsidenten. Dann fragte er mich, ob ich auf meine Freunde stolz sei. Übrigens verband er eine ernste Absicht mit seinem Tun, denn er sah klarer als ich, daß ich mich von seinen eigenen Freunden gänzlich und für immer zu trennen anschickte.

Dr. Whately meinte, mein Austritt aus seiner Gefolgschaft entspringe einem Wunsch meinerseits, selbst Führer einer Partei zu sein. Ich meine, dieser Argwohn war unverdient. Damals und auch später hatte ich beständig das Empfinden, daß nicht ich es war, der Freunde suchte, sondern daß die Freunde mich suchten. Nie hat jemand anhänglichere und nachsichtigere Freunde gehabt als ich. Im gleichen Jahr 1829 schilderte ich in einer Reihe von Gedichten meine Auffassung über die Art und Weise, wie ich sie gewann. Ich gedachte des Segens, der mir zuteil geworden war, und sprach von *dem Glück, das mir die Freunde ungerne, fern und unverhofft an meine Türe führte*. Sie kamen und gingen. Ihr Kommen machte mir große Freude, und ihr Gehen bereitete mir tiefen Kummer. Er, der sie gab, nahm sie auch wieder. Der Eindruck, den Dr. Whately von mir hatte, gibt mir jedoch das Recht zu folgender Erklärung:

7. **Bis 1841.** Während der ersten Jahre meines Aufenthaltes am Oriekolleg war ich stolz darauf, ihm anzugehören, aber ich fühlte mich dort nicht zu Hause. Ich war sehr viel allein und machte den täglichen Spaziergang gewöhnlich mit mir selbst. Einmal erinnere ich mich, dem damaligen Profoß, Dr. Copleston, mit einem der Fellows begegnet zu sein. Er wandte sich um, und mit der gewinnenden Höflichkeit, die ihm so gut stand, machte er eine Verbeugung und sagte: *Numquam minus solus, quam solus - Nie weniger allein, als wenn allein*. Ich stand

freilich damals, von 1823 an, in vertrautem Verkehr mit meinem lieben, treuen Freunde, *Dr. Pusey*, und konnte mir in der Bewunderung und Verehrung für diesen Mann nicht genug tun. Er lebte aus der Hingabe an die Religion, tat so viel Gutes und war in seinen Zuneigungen so treu. Aber er verließ das Kolleg, als ich ihn gerade genauer kennen lernte. *Dr. Whately* war mir zu sehr Vorgesetzter, als daß ich nach Belieben mit ihm hätte verkehren können. Ich hatte damals niemanden in Oxford, um mich herzlich und rückhaltlos auszusprechen. Im Jahre 1826 aber änderten sich die Dinge. Ich wurde Tutor meines Kollegs und bekam dadurch eine Anstellung. Außerdem hatte ich einige Aufsätze geschrieben, die eine gute Aufnahme gefunden hatten. Ich fing an, bekannt zu werden. Ich hielt meine erste Universitätspredigt. Im folgenden Jahr gehörte ich zur öffentlichen Prüfungskommission für das Baccalaureat. **1828 wurde ich Pfarrer an St. Mary.** Es kam über mich wie das Lenzgefühl nach der Winterszeit. Ich schlüpfte aus meiner Hülle, und so blieb es bis zum Jahre 1841.

Die beiden Männer, mit denen ich damals am meisten verkehrte, sind noch am Leben. Es sind pensionierte Geistliche, jetzt nicht mehr meine Freunde. Sie könnten besser als sonst jemand über meine damalige Verfassung Auskunft geben. Meine Zunge war jetzt wie gelöst, ich sprach ungezwungen und ohne Anstrengung. Einer von ihnen, *Richards*, äußerte sich, wie man mir sagte, folgendermaßen über mich: *Hier ist einer, der, wenn er schweigt, nicht zum Sprechen zu bringen ist, und wenn er einmal zu sprechen begonnen hat, nicht wieder aufhört.* Von da an gewann ich einen im Lauf der Jahre immer mehr wachsenden Einfluß. Meine Schüler hingen an mir, und mit zwei unserer jungen Kollegen, *Robert Isaac Wilberforce*, später Archidiakon, und *Richard Hurrell Froude* verband mich eine innige und herzliche Freundschaft. Es kann wohl sein, daß *Whately* mit seinem Scharfsinn die ersten Anzeichen einer Parteibildung erblickte, deren Mittelpunkt ich war, ohne es selbst zu ahnen. Wir erkennen darin die ersten Elemente jener Bewegung, die später die traktarianische genannt wurde. Das

wahre und eigentliche Haupt der Bewegung war übrigens, wie es bei großen treibenden Kräften meistens der Fall ist, außer Sicht. Schon in früher Jugend auf den Gipfel der höchsten akademischen Ehren gelangt, hatte er sich von der Bewunderung, die seine Schritte begleitete, abgewandt und suchte in der Seelsorge auf dem Lande eine bessere und höhere Befriedigung. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich von *John Keble* spreche. Das erste Mal bin ich ihm begegnet, als ich zum Fellow am Oriekolleg gewählt und in den *Turm* gerufen wurde, um den Rektor und die Kollegen zu begrüßen. Wie fest haftet diese Stunde in meinem Gedächtnis nach all den Wechselfällen von 42 Jahren! 42 Jahre sind es gerade heute, da ich dies schreibe! Vor kurzem kam mir ein Brief in die Hand, den ich damals an meinen guten Freund *John William Bowden* schrieb, mit dem ich meine Studentenjahre fast ausschließlich verlebte. *Ich mußte*, heißt es darin, *in den Turm kommen, um die Glückwünsche der Kollegen entgegen zu nehmen, und ich ertrug es, bis Keble mir die Hand reichte. Da fühlte ich mich so beschämt und der mir erwiesenen Ehre so unwürdig, daß ich glaubte, in den Erdboden versinken zu müssen.* Sein Name war der erste, den ich mehr mit Ehrfurcht als mit bloßer Bewunderung nennen hörte, als ich nach Oxford kam. Ich ging eines Tages mit meinem eben genannten Jugendfreund auf der Hauptstraße spazieren, da rief er plötzlich mit großem Eifer: *Das ist Keble*, und mit unbeschreiblicher Ehrfurcht schaute ich zu ihm hin. Ein anderes Mal hörte ich einen Magister artium meines Kollegs erzählen, wie er eben Gelegenheit gehabt habe, mit *Keble* bekannt zu werden, und wie freundlich, höflich und herzlich derselbe gegen ihn gewesen sei, so daß er die Fassung beinahe verloren habe. Auch wurde berichtet, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, ein angesehener Mann mit berühmtem Namen, der gegenwärtige Dekan von St. Paul, *Dr. Milman*, bewundere und liebe ihn, und man fügte bei, Keble sei anders als alle anderen. Übrigens war er zur Zeit meiner Wahl zum Mitglied des Oriekollegs dort nicht ansässig, und er misstraute mir jahrelang, weil man mir die evangelikale und liberale Schu-

le anmerkte. Wenigstens habe ich das immer vermutet. Hurrell Froude machte uns um das Jahr 1828 näher miteinander bekannt. In seinem Nachlass findet sich folgende Äußerung: *Kennst du die Geschichte von dem Mörder, der einmal in seinem Leben etwas Gutes getan hat? Nun wohl, wenn ich je gefragt werde, was ich Gutes getan habe, so kann ich sagen: Ich habe Keble und Newman Verständnis füreinander gelehrt.*

8. **John Keble.** Im Jahre 1827 erschien *The Christian Year - Das christliche Jahr*. Es ist nicht nötig und auch kaum angebracht, ein Buch zu loben, das bereits einen Platz unter den klassischen Werken unserer englischen Sprache erhalten hat. In einer Zeit, als der vorherrschende Ton der religiösen Literatur saft- und kraftlos war, schlug Keble eine neue Saite an und weckte in den Herzen Tausender eine nie gehörte Musik, die Musik einer Schule, die man in England schon lange nicht mehr gekannt hatte. Ich darf es nicht wagen, an meiner Person die Wirkung einer so tiefen, reinen und schönen religiösen Belehrung zu zergliedern. Wenigstens habe ich es bis jetzt nie versucht. Ich glaube aber mit Recht sagen zu dürfen, die beiden großen Vernunftwahrheiten, die mir dies Werk deutlich machte, hatte ich schon bei *Butler* gefunden, jetzt waren sie freilich vom schöpferischen Geist meines neuen Lehrers umgeformt worden. **Die erste dieser Wahrheiten kann man im weitesten Sinne des Wortes das sakramentale System nennen**, d. h. die Lehre, daß die materiellen Erscheinungen sowohl Zeichen als auch Werkzeug der unsichtbaren, wirklichen Dinge sind. Diese Lehre schließt den anglikanischen wie den katholischen Glauben von den Sakramenten im eigentlichen Sinne in sich, enthält den Artikel von der *Gemeinschaft der Heiligen* seinem ganzen Umfange nach und ebenso die Kernwahrheiten des Glaubens. Der Zusammenhang zwischen dieser religiösen Weltanschauung und dem sogenannten *Berkeleyismus* wurde schon erwähnt. Ich wusste jedoch damals außer dem Namen nicht viel von *Berkeley* und habe ihn auch nie studiert. Über das zweite intellektuelle Prinzip, das ich Keble verdanke, wäre viel zu sagen, doch ist hier nicht der Ort dafür. Es zieht sich durch viele mei-

ner Schriften und hat mir manches harte Wort eingetragen. **Butler lehrt uns, die Wahrscheinlichkeit sei die Führerin durchs Leben.** Die Gefahr dieser Lehre liegt darin, daß sie in vielen die absolute Gewissheit zerstört und sie veranlasst, jedes Urteil in Zweifel zu ziehen und die Wahrheit in eine bloße Meinung aufzulösen, die man ohne Schaden befolgt und bekennt, aber unmöglich mit voller innerer Zustimmung bejahen kann. Wenn das richtig wäre, dann könnte das berühmte Sprichwort: *O Gott, wenn es einen Gott gibt, rette meine Seele, wenn ich eine Seele habe*, als der höchste Ausdruck der Andacht gelten. Wer aber kann wirklich zu einem Wesen beten, über dessen Existenz er ernstlich in Zweifel ist?

Meiner Ansicht nach begegnete Keble dieser Schwierigkeit dadurch, daß er die innere Festigkeit, mit der wir den religiösen Wahrheiten zustimmen, nicht von den Wahrscheinlichkeitsgründen, die für sie sprechen, abhängig machte, sondern von der lebendigen Kraft des Glaubens und der Liebe, mit der wir sie aufnehmen. In Sachen der Religion, will er anscheinend sagen, ist es nicht bloße Wahrscheinlichkeit, auf die sich unsere intellektuelle Gewissheit gründet, sondern eine durch Glaube und Liebe gestützte Wahrscheinlichkeit. **Glaube und Liebe geben der Wahrscheinlichkeit eine Kraft, die nicht in ihr selbst ist.** Glaube und Liebe sind auf einen Gegenstand gerichtet, sie leben aus der Betrachtung dieses Gegenstandes. Und dieser in Glaube und Liebe angenommene Gegenstand macht es vernünftig, die Wahrscheinlichkeit als hinreichenden Grund für die innere Überzeugung zu nehmen. So wurde in Fragen der Religion der Wahrscheinlichkeitsbeweis zu einem Beweis aus der Persönlichkeit, der in Wirklichkeit eine Form des Beweises aus der Autorität ist. Als Illustration führt Keble gern die Worte des Psalmisten an: *Ich unterweise dich und zeige dir den Weg... Werdet nicht wie Roß und Maultier, die ohne Verstand sind. Mit Zaum und Zügel muß man ihr Ungestüm bändigen, sonst folgen sie dir nicht.* (Ps 32, 8f). Dies ist seiner Ansicht nach gerade der Unterschied zwischen Sklaven und Freunden oder Kindern. Freunde brauchen keine ausdrücklichen Gebote. Ihre

persönliche Kenntnis des Sprechenden hilft ihnen, seine Andeutungen zu verstehen, und aus Liebe zu ihnen kommen sie seinen Wünschen zuvor. Daher spricht er in seinem Gedicht auf den Tag des hl. Bartholomäus von dem *Auge des Wortes Gottes*. Und in der Anmerkung zitiert er *Milner* vom Worcesterkolleg, der in seinen Bampton-Vorlesungen über die besondere Kraft der Schrift sagt, *dieses Auge gleiche denjenigen eines Porträts, die unverwandt auf uns gerichtet sind, wir mögen uns hinwenden, wohin wir wollen*. Die von Keble ausgesprochene Ansicht ist in einer der ersten *Zeitgemäßen Abhandlungen* ausführlicher dargelegt. In Nr. 8 schrieb ich: *Das Evangelium ist ein Gesetz der Freiheit. Wir werden als Söhne, nicht als Knechte behandelt. Wir sind nicht einem Gesetzbuch von ausdrücklichen Befehlen unterworfen, sondern das Evangelium richtet sich an solche, die Gott lieben und ihm zu gefallen wünschen*.

9. Gewissheit im Glauben. Ich bestritt diese Ansicht durchaus nicht, sondern machte sie mir selbst zu eigen. Aber ich war nicht ganz zufrieden mit ihr, weil sie die Schwierigkeiten nicht an der Wurzel fasste. Sie war schön und religiös, aber sie machte nicht gerade den Anspruch auf logische Geltung. Darum versuchte ich, sie in meinen Universitätspredigten und in meinen beiden Abhandlungen über die Wunder und die Lehrentwicklung durch eigene Erwägungen zu ergänzen. Mein Gedankengang war im allgemeinen folgender: **Die absolute Gewissheit, zu der wir in Sachen der natürlichen Theologie wie in der Frage nach der Tatsächlichkeit der Offenbarung gelangen können, ist das Ergebnis einer Häufung zusammen laufender, konvergierender Wahrscheinlichkeiten, und beides entspricht der Anlage des Menschengeistes und dem Willen seines Schöpfers.** Sicherheit ist ein Zustand des Geistes und Gewissheit eine Eigenschaft von Behauptungen. Wahrscheinlichkeiten, die für eine logische Gewissheit nicht ausreichen, können eine geistige Sicherheit schaffen, die dem Maß und der Beweiskraft nach der Sicherheit gleichkommt, die sich aus der strengsten wissenschaftlichen Beweisführung ergibt.

Eine solche Sicherheit zu haben, kann in gewissen Fällen und für gewisse Menschen eine einfache Pflicht sein, für andere unter anderen Umständen dagegen nicht.

Ferner, wie es Wahrscheinlichkeiten gibt, die eine Sicherheit gewährleisten, so gibt es andere, auf Grund deren man sich mit Recht eine Meinung bildet. Es kann in gewissen Fällen und für gewisse Menschen ebenso eine Pflicht sein, sich über eine Tatsache eine Meinung von bestimmter Kraft und Konsequenz zu bilden, wie es bei größeren und zahlreicheren Wahrscheinlichkeiten Pflicht ist, eine Gewissheit zu haben. Demgemäß sind wir also zu einer größeren oder geringeren Sicherheit auf Grund von etwas wie einer Art Stufenleiter der Zustimmung verpflichtet, je nach dem Grade nämlich, wie die Wahrscheinlichkeitsgründe einer vorgeblichen Tatsache uns zur persönlichen Überzeugung werden. Und je nach der Lage der Sache hätten wir dann ihr gegenüber wirklich einen frommen Glauben oder nur eine fromme Meinung, oder eine religiöse Vermutung zu hegen oder endlich wenigstens bei anderen die Duldung eines solchen Glaubens, solcher Meinungen oder Vermutungen zu üben. Andererseits kann es, wie es in bestimmten Fällen die Pflicht war, mehr oder weniger fest zu glauben, in anderen Fällen wenigstens geduldet werden. Wie man gegebenenfalls die Pflicht hat, mehr oder weniger fest zu glauben, so kann es in anderen Fällen zur Pflicht werden, nicht zu glauben, keine Meinung oder Vermutung zu haben, ja, nicht einmal den Gedanken zu dulden, daß eine Behauptung wahr sei, sofern es Leichtgläubigkeit oder Aberglaube oder ein anderer moralischer Fehler wäre, es zu tun. So weit geht der Geltungsbereich des Privaturteils in Sachen der Religion, d. h. eines Privaturteils, das nicht willkürlich und nach menschlicher Laune oder Neigung, sondern mit Gewissenhaftigkeit und Pflichtbewusstsein gebildet wird.

Solche Erwägungen warfen auf die Frage der Wunder ein neues Licht und haben mich wohl veranlasst, meine in der Abhandlung vom Jahre 1825/26 niedergelegte Ansicht zu überprüfen. Ich weiß weder den Zeitpunkt, wann diese Meinungs-

änderung in mir vorging, noch die Gedankenfolge, auf die sie gegründet war. Große Wunder waren schon geschehen, von denen die Schrift erzählt, z. B. die Auferstehung. Dadurch stand der Grundsatz fest, daß die Naturgesetze bisweilen von ihrem göttlichen Urheber aufgehoben wurden. Und was einmal geschehen war, konnte wieder geschehen. Darum enthielt der Gedanke eines wunderbaren Eingreifens Gottes in späteren Zeiten prinzipiell eine gewisse Wahrscheinlichkeit, oder wenigstens keinerlei Unwahrscheinlichkeit, und Wunderberichte waren im Zusammenhang mit der Wahrscheinlichkeit, dem Zweck, den Mitteln, dem Charakter, dem Zeugnis und den Umständen, unter denen sie sich uns darboten, zu betrachten. Nach dem Endergebnis dieser verschiedenen Erwägungen richtete sich unsere Pflicht, uns zu einer Gewissheit, zu einem Glauben, einer Meinung oder einer Vermutung zu bekennen, den Gedanken zu dulden oder zu verwerfen und zu leugnen. **Der hauptsächlichste Unterschied zwischen meinem Aufsatz über die Wunder vom Jahre 1826 und dem vom Jahre 1842 ist dieser.** Im Jahre 1826 war ich der Ansicht, die Wunder zerfielen in zwei strenge Klassen, in solche, die man annehmen und in solche, die man verwerfen müsse. Im Jahre 1842 dagegen sah ich ein, daß sie nach ihrer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit zu bewerten sind, die in manchen Fällen eine Gewissheit zu geben vermag, in anderen Fällen nur einen Glauben oder eine Meinung zulässt.

10. **Heiligkeit und Wunder.** Übrigens führte mich der Analogiebeweis, der dieser Betrachtung der Frage zugrunde liegt, auf einen weiteren Gedanken, der für die kirchlichen Wunder spricht. Er stützte sich auf die Theorie der Kirchengeschichte, die ich mir als Knabe von *Joseph Milner* angeeignet hatte. Milner lehrt, daß die göttliche Gnade zu gewissen Zeiten immer wieder in Strömen über die sichtbare Kirche ausgegossen werde. *Effusions of divine grace.* Dies ist der Leitgedanke seines Werkes. Er beginnt mit dem Pfingsttag, *als der ersten dieser ‚Ausgießungen‘ des Geistes Gottes, die seit der Ankunft Christi von Geschlecht zu Geschlecht über die Erde ergangen,*

sind. (Bd. I, S. 3) In einer Anmerkung fügt er hinzu, *das Wort ‚Ausgießung - Effusion‘, schließe nicht den Begriff einer wunderbaren oder außerordentlichen Wirksamkeit des Geistes Gottes in sich.* Es war für mich jedoch natürlich: Wenn ich Milners allgemeine Theorie anerkannte und das Prinzip der Analogie auf sie anwandte, so konnte ich nicht da, wo er plötzlich abbrach, mit einem *Ipse dixit - der Meister hat's gesagt*, stehen bleiben. Sondern ich mußte kühn dem Schlusse zusteuern, der sich aus anderen einleuchtenden Gründen ergab, daß ebenso wie die erste, auch spätere Ausgießungen der Gnade von Wundern begleitet sein können. Es ist sicherlich eine naheliegende und im allgemeinen wahre Voraussetzung, Ausnahmen für einzelne Fälle natürlich zugegeben, daß Gaben und Gnaden zusammengehören. Nach der alten katholischen Lehre galt die Wundergabe als Begleiterin und Spiegelbild der übernatürlichen Heiligkeit. Eine solche Heiligkeit trat aber nicht jeden Tag in Erscheinung, und die Perioden der Kirchengeschichte waren ganz verschieden voneinander. Es gab, wie Joseph Milner sagen würde, ganze Geschlechter und Zeitalter des Niedergangs, der Auflösung und Zeiten der Wiedergeburt. In dem einen Gebiet stand der religiöse Eifer im Zenit, während in einem anderen Zwielight und Dämmerung herrschte. Es entbehrte darum jeder Beweiskraft, wenn man aus dem Umstand, daß wir mit eigenen Augen keine Wunder sehen, gewöhnlich den Schluß zog, es könnten auch in früheren Zeiten keine Wunder geschehen sein, noch heutzutage in anderen Ländern welche geschehen. Diesem Argument fehlt jede Beweiskraft. Doch ich darf nicht länger bei einem Gegenstand verweilen, dem man unmöglich mit wenigen Worten genügen kann.

*

Hurrell Froude. *Hurrell Froude* war ein Schüler Kebles. Ihm verdankte er seine Bildung, und er wirkte wieder auf ihn zurück. Ich habe ihn zuerst im Jahre 1826 kennen gelernt. Von 1829 bis zu seinem Tode 1836 verband uns die innigste und vertrauteste Freundschaft. Er war ein Mann von höchster Bega-

bung, so wahrhaft vielseitig, daß es anmaßend wäre, ihn mehr als in seinen Beziehungen zu mir schildern zu wollen. Ich kann hier auch nicht von seinem Edelmut und natürlichen Zartsinn, von seiner Heiterkeit, der freien, elastischen Kraft und anmutigen Lebhaftigkeit seines Geistes sprechen, noch von seiner nachsichtigen, gewinnenden Rücksichtnahme in der Diskussion, die ihn allen teuer machte, denen er sein Herz aufschloss. Denn ich habe es im ganzen nur mit Fragen des Glaubens und Meinens zu tun, und wenn ich andere Persönlichkeiten in meiner Geschichte erwähne, so geschieht es nicht ihrer selbst wegen oder weil ich sie liebe und geliebt habe, sondern soweit und weil sie meine theologischen Ansichten beeinflusst haben. **Unter diesem Gesichtspunkt spreche ich also auch von Hurrell Froude als einem Manne von höchster intellektueller Begabung und von einem überfließenden Reichtum an originellen Gedanken und Ansichten, die zu zahlreich und zu gewaltig waren für seine körperliche Kraft und in ihrem Ringen nach Klarheit, Gestaltung und Ausdruck sich drängten und gegeneinander anstürmten.** Sein Verstand war ebenso kritisch und logisch wie spekulativ und kühn. Er starb vor der Zeit, im Konflikt und Übergangsstadium der Meinungen. Daher haben seine religiösen Ansichten gerade wegen ihrer Zahl und Tiefe den letzten Abschluss nicht gefunden. Seine Überzeugungen nahmen mich gefangen und beeinflussten mich, selbst wenn ich ihnen nicht beipflichten konnte. Er bekannte offen seine Bewunderung für die römische Kirche und seinen Hass gegen die Reformatoren. Ihn entzückte der Gedanke einer hierarchischen Ordnung, der priesterlichen Gewalt und der vollen kirchlichen Freiheit. Der Grundsatz: *Die Bibel und die Bibel allein ist die Religion der Protestanten*, erregte seinen Spott, und er rühmte sich seiner Anerkennung der Tradition als eines hauptsächlichen Werkzeuges zur Weitergabe der Glaubenslehre. Er hatte einen hohen und strengen Begriff vom inneren Wert der Jungfräulichkeit und sah in der allerseligsten Jungfrau ihr großes Vorbild. Der Gedanke an die Heiligen machte ihm große Freude. Für den Begriff der

Heiligkeit, ihre Möglichkeit und ihre verschiedenen Stufen hatte er eine lebhaftere Wertschätzung und neigte sehr zu dem Glauben, ein oftmaliges wunderbares Eingreifen Gottes im Altertum und Mittelalter sei nicht zu leugnen. Er bekannte sich zum Prinzip der Buße und Selbstverleugnung und hatte eine große Andacht zur wirklichen Gegenwart Christi im heiligsten Sakrament, an die er fest glaubte. Zur mittelalterlichen Kirche fühlte er sich mächtig hingezogen, jedoch nicht zur Urkirche.

Er hatte einen scharfen Blick für abstrakte Wahrheiten. Aber als echter Engländer hielt er sich fest an das Reale und Konkrete. Ein geradezu klassischer Geschmack und eine geniale Begabung für Philosophie und Kunst waren ihm eigen. Mit Vorliebe trieb er geschichtliche Studien und Religionspolitik. Für die Theologie im eigentlichen Sinne hatte er keine Neigung. Die Schriften der Väter, die Einzelheiten und die Entwicklung der Lehre, die ausdrücklichen Überlieferungen der Kirche, ihrem Inhalt nach betrachtet, die Lehre der allgemeinen Konzilien oder die Streitfragen, über die sie zu entscheiden hatten, alles dies schätzte er nicht nach Gebühr. Er überblickte die Dinge im ganzen rasch und bildete sich beherzt ein Urteil. Ich möchte sagen, seine Fähigkeit, in den Geist anderer einzudringen, hielt den Vergleich mit seinen übrigen Gaben nicht aus. Er konnte z. B. nicht glauben, daß ich die römische Kirche wirklich für die des Antichrists hielt. In vielen Punkten beharrte er auf der Meinung, daß ich mit ihm übereinstimme, auch wenn es nicht der Fall war. Meine Schwierigkeiten schien er nicht zu verstehen. Die seinen waren anderer Art, sie bezogen sich auf den Widerspruch zwischen Theorie und Wirklichkeit. Er war ein Hoch-Tory von ritterlichem Gepräge und fühlte sich von dem Toryismus abgestoßen, dem die Gegner des Reformgesetzes huldigten. **Seine ganze Liebe gehörte der theokratischen Kirche.** Als er auf das Festland kam, war er entsetzt über die Entartung, der seiner Ansicht nach die Katholiken Italiens verfallen waren.

Es ist schwierig, genau aufzuzählen, welche Bereicherungen meine theologische Überzeugung durch einen Freund erfuhr,

dem ich so viel verdanke. Er lehrte mich die römische Kirche ebenso bewundern wie die Reformation verurteilen. Den Gedanken der Verehrung der allerseligsten Jungfrau prägte er mir tief ein und führte mich schrittweise zum Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im hochheiligen Sakrament.

*

11. **Hugh Rose.** Noch eine weitere Quelle meiner religiösen Überzeugungen muß ich erwähnen, und zwar keineswegs die unwichtigste. In dem Maße, als ich aus dem Schatten des Liberalismus trat, der über meinem Weg gelagert war, kehrte meine frühere Verehrung für die Väter zurück. In den großen Ferien des Jahres 1828 fing ich an, sie in chronologischer Reihenfolge zu lesen. Ich begann mit Ignatius und Justin. Ungefähr um das Jahr 1830 machte mir *Hugh Rose*, der mit *Lyall*, dem späteren Dekan von Canterbury, Mitarbeiter für eine theologische Bibliothek zu gewinnen suchte, den Vorschlag, eine Geschichte der bedeutendsten Konzilien dazu beizusteuern. Ich ging darauf ein und machte mich sofort an das Konzil von Nizäa. Es war wie ein Sprung ins Meer mit seinen zahllosen Strömungen. Zuerst warf es mich auf die vornizänische Geschichte und dann auf die Kirche von Alexandrien zurück. Schließlich erschien das Werk unter dem Titel: *Die Arianer des vierten Jahrhunderts*. Von seinen 422 Seiten galten die ersten 117 der Einführung in den Gegenstand. Das Konzil von Nizäa erschien erst auf Seite 254 und umfasste höchstens zwanzig Seiten.

Offenbarung bei den Heiden. Ich weiß nicht, wann ich zum ersten Mal im Altertum den wahren Begriff der Lehren des Christentums und die Grundlage der englischen Kirche erblicken lernte. Sehr wahrscheinlich bin ich durch die Werke von Bischof *Bull*, die ich damals las, in dieses Prinzip eingeführt worden. Die zur Abfassung meines Werkes notwendige Lektüre war ganz dazu angetan, diese Auffassung in meinem Geist zur Entwicklung zu bringen. Was mich in der vornizänischen Periode am meisten anzog, war die große Kirche von Alexandrien, damals der historische Mittelpunkt der Lehre. Von Rom ist mehrere Jahrhunderte lang verhältnismäßig wenig die

Rede. Der arianische Kampf wurde zuerst in Alexandrien ausgefochten. Athanasius, der große Vorkämpfer der Wahrheit, war Bischof von Alexandrien. In seinen Schriften erwähnt er die großen Namen des christlichen Glaubens aus den ersten Zeiten, Origenes, Dionysius und andere, die der Ruhm seiner Bischofsstadt oder ihrer Schule gewesen waren. Die großzügige Philosophie des Clemens und Origenes riss mich fort. Die Philosophie, nicht die theologische Lehre! Einzelne Züge der ersteren habe ich in meinem Buch mit dem Eifer und der Frische, aber auch mit der Parteilichkeit des Neophyten gezeichnet. Manche an sich bewundernswerte Teile ihrer Lehre klangen in meinem inneren Ohr wie Musik, sie waren wie die Antwort auf Ideen, die ich lange, fast ohne äußere Anregung, mit mir umher getragen hatte. Diese wurzelten in dem mystischen oder sakramentalen Prinzip und sprachen von den verschiedenen Abstufungen in den Mitteilungen des Ewigen. Meiner Auffassung nach wollten die Ausführungen zeigen, daß die äußere Welt, die physische und historische, nur die nach außen in Erscheinung tretende Offenbarung größerer Realitäten sei. Die Natur war ein Gleichnis, die Schrift eine Allegorie. Die heidnische Literatur, Philosophie und Mythologie im eigentlichen Sinne nur eine Vorbereitung auf das Evangelium. Die griechischen Dichter und Weisen waren gewissermaßen Propheten. Denn *Gedanken, die über ihr Denken hinausgingen, waren diesen großen Sängern gegeben worden*. Den Juden war eine unmittelbare Offenbarung zuteil geworden. Aber auch die Heiden hatten in gewissem Sinne eine Offenbarung empfangen. Er, der den Samen Jakobs zu seinem auserwählten Volke gemacht hatte, verstieß deswegen das übrige Menschengeschlecht nicht aus seinen Augen. In der Fülle der Zeit waren Judentum und Heidentum zunichte geworden. Das äußere Fachwerk, das die lebendige Wahrheit in sich barg und zugleich mitteilte, war nie zur Fortdauer bestimmt gewesen. Es löste sich auf unter den Strahlen der Sonne der Gerechtigkeit, die darüber aufging und es durchleuchtete. Der Umwandlungsprozess ging langsam vor sich, nicht hastig, sondern nach Maß und Gesetz, *zu verschiede-*

nen Zeiten und auf verschiedene Weise. (Hebr 1, 1) Eine Offenbarung folgte der anderen, bis die ganze Lehre des Evangeliums in vollem Lichte dastand. So war Raum geschaffen für die Vorahnung weiterer und tieferer Offenbarungen und Wahrheiten, die vom Schleier des Buchstabens noch bedeckt waren und zu ihrer Zeit verkündet werden sollten. Die sichtbare Welt harret ihrer göttlichen Deutung noch immer entgegen. Die heilige Kirche selbst wird in ihren Sakramenten und in ihrer hierarchischen Ordnung bis zum Ende der Welt fortbestehen nur als Sinnbild der himmlischen Dinge, welche die Ewigkeit erfüllen. Ihre Geheimnisse sind nichts anderes als die in menschliche Sprache gekleideten Formeln von Wahrheiten, die der Menschengeist nicht zu fassen vermag. Es ist klar, wie eng all das in Beziehung stand zu den Gedanken, die mich in meiner Jugend angezogen hatten, und mit der Lehre, die ich bereits im Zusammenhang mit der *Analogie* Butlers und dem *Christlichen Jahr* Kebles behandelt habe.

12. **Über Engel.** Vermutlich verdanke ich hauptsächlich der Schule von Alexandrien und der frühen Kirche meine endgültige Auffassung von den Engeln. **Ich betrachte die Engel nicht nur als die vom Schöpfer beauftragten Diener, die in der jüdischen und christlichen Offenbarung verwendet wurden, wie wir es auf den ersten Blick in der Schrift finden. Nein, die Engel bewirken auch die Ordnung in der sichtbaren Welt, wovon die Schrift ebenfalls Zeugnis gibt.** Ich betrachtete die Engel als die wirklichen Ursachen der Bewegung, des Lichtes, des Lebens und jener elementaren Prinzipien des physischen Universums, die, wenn sie in ihren Entwicklungen unseren Sinnen zugänglich werden, uns den Begriff von Ursache und Wirkung und von dem geben, was man Naturgesetze nennt. Ich habe diese Lehre in meiner Predigt auf den Tag des hl. Michael, die im Jahre 1831 geschrieben wurde, eingehend behandelt. Darin heißt es von den Engeln: *Jeder Luftzug und Lichtstrahl, jede Wärmewelle und jeder schöne Anblick ist wie der Saum ihres Gewandes, das Wehen der Gewänder jener, die Gott schauen.* Und ich fragte weiter, was wohl ein Mensch

denken würde, der *eine Blume, eine Pflanze, einen Stein oder Lichtstrahl untersucht und diese Dinge nach ihrer Existenzform als tief unter ihm stehend betrachtet und der sich dann plötzlich einem mächtigen Wesen gegenüber sähe, das unter den sichtbaren Dingen, welche er eben untersuchte, verborgen war und denselben als Werkzeug Gottes ihre Schönheit, Anmut und Vollkommenheit gab, ohne daß seine weise Hand wahrzunehmen war, ja, dessen Gewand und Schmuck die Dinge waren, die er zergliedern wollte. Darum fügte ich bei, daß wir mit den drei Jünglingen im Feuerofen voll Dankbarkeit und Herzeinfalt sprechen sollten: O all ihr Werke des Herrn . . . lobt und preiset den Herrn und verherrlicht ihn in Ewigkeit. (Dan 3, 57)*

Auch war ich der Ansicht, es gebe neben den Scharen der bösen Geister noch eine Art Mittelwesen, *daimonia*, die weder im Himmel noch in der Hölle seien, zum Teil gefallen, boshaft und eigensinnig, edel oder listig, wohlwollend oder übelgesinnt, je nach den Umständen. Diese geben den Geschlechtern, Rassen, Nationen und Klassen der Menschen eine Art Inspiration oder Einsicht. Daher die Handlungsweise der politischen Gemeinschaften und Verbände, die von derjenigen der Individuen, aus denen sie bestehen, oft so verschieden ist. Daher der Charakter und Instinkt der Staaten und Regierungen, der religiösen Gemeinschaften und Verbindungen! Ich dachte, daß diese Verbände ihr Leben von gewissen unsichtbaren, denkenden Geistern haben. Meine Bevorzugung des Persönlichen vor dem Abstrakten mußte mich naturgemäß zu dieser Ansicht führen. Die Erwähnung *des Fürsten von Persien* beim Propheten Daniel (10, 13) schien sie zu bestätigen, und wahrscheinlich nahm ich an, die Apokalypse spreche von solchen Mittelwesen, wenn sie *die Engel der sieben Kirchen* erwähnt. (Offb 1, 20)

Im Jahre 1837 ging ich in dieser Lehre einen Schritt weiter. In einem Brief an meinen Freund *Samuel Francis Wood*, der nach dessen Tod wieder in meine Hände kam, schrieb ich: *Ich habe eine Idee. Die meisten Väter, Justin, Athenagoras, Irenäus, Clemens, Tertullian, Origenes, Lactantius, Sulpicius, Ambrosius, Gregor von Nazianz, vertreten die Ansicht, Satan sei im*

Anfang gefallen, die Engel aber vor der Sintflut, als sie zu den Töchtern der Menschen in Liebe entbrannten. Dies fiel mir vor kurzem als bemerkenswerte Lösung eines Gedankens ein, den ich nicht los werden kann. Nach den Worten Daniels scheint jedes Volk seinen Schutzgeist zu haben. Ich muß annehmen, daß dies Wesen sind, die viel Gutes, aber auch große Fehler haben, und die Lebensprinzipien gewisser Institutionen bilden ... Betrachte England, das so hohe Tugendvorzüge und doch einen so tiefstehenden Katholizismus hat. Es scheint mir, daß John Bull weder ein Geist des Himmels noch der Hölle ist... Hat nicht die christliche Kirche selbst sich in ihren Teilen dem einen oder anderen dieser Zerrbilder der Wahrheit überantwortet? ... Wie können wir zwischen Scylla und Charybdis hindurch den rechten Weg zum wahren Bild Christi finden?...

Ich weiß wohl, daß das Gesagte mir von vielen Menschen den Vorwurf zuziehen wird, die Phantasie komme auf Kosten der Urteilskraft zu Wort *Hippocrides kümmert das nicht*. Ich habe nicht die Absicht, mich als Muster des gesunden Menschenverstandes oder als sonst etwas aufzustellen, sondern schreibe nur die Geschichte meiner Überzeugungen, und zwar, um zu zeigen, daß ich durch verständliche Gedankengänge und durch ehrenhafte äußere Umstände zu diesen gelangt bin. Freilich wurde die Lehre von der *Ökonomie* in manchen Kreisen schon an sich verworfen, weil sie innerlich verdorben sei und zur Lüge und Zweideutigkeit verleite, wenn man sie, wie ich in meinen Bemerkungen in der Geschichte der Arianer, zur Richtschnur des Handelns mache. Die Antwort auf diese Beschuldigung behalte ich mir für den Schlussteil meines Buches vor.

*

13. **Revolution von 1830.** Während ich mit der Niederschrift meines Werkes über die Arianer beschäftigt war, traten in der Heimat und auf dem Festland große Ereignisse ein, die den verschiedenen religiösen Anschauungen, die ich im Laufe der Zeit in mich aufgenommen hatte, feste Gestalt und leidenschaftlichen Ausdruck gaben. Kurze Zeit vorher hatte Frankreich eine neue Revolution erlebt. Die Bourbonen waren ver-

trieben worden. Meiner Ansicht nach war es unchristlich, wenn die Völker ihre Herrscher einfach stürzten. Um so mehr, wenn ein Souverän im Besitz des göttlichen Erbrechtes war. Ferner gingen, während ich schrieb, die Wogen der großen Reformbewegung rings um mich hoch. Die Wighs, die Liberalen, waren zur Herrschaft gelangt. *Lord Grey* hatte den Bischöfen bedeutet, sie sollten Ordnung in ihrem Hause schaffen. Einzelne Prälaten waren in den Straßen Londons beschimpft und bedroht worden. **Die Lebensfrage war: Wie konnte die Kirche vor dem Liberalismus bewahrt werden?** In einzelnen Kreisen stand man der Frage gleichgültig gegenüber, in anderen herrschte eine unsinnige Aufregung. Die wahren Prinzipien der Kirchlichkeit schienen vollständig in Verfall geraten zu sein, und in den Versammlungen des Klerus nahm die Verwirrung überhand.

Blomfield, der damalige Bischof von London, ein tatkräftiger und offenherziger Mann, hatte sich jahrelang eifrig bemüht, die hochkirchliche Orthodoxie zu schwächen, indem er Mitglieder der evangelikalen Partei auf einflussreiche Stellen und Vertrauensposten berief. Er hatte, wie man erzählt, bei Männern, die mit mir im Glauben an die apostolische Sukzession einig waren, argen Anstoß erregt durch die unbedachte Äußerung, dieser Glaube sei mit den Eidverweigerern, den Nonjurors ausgestorben. *Wir können euch an den Fingern abzählen*, sagte er zu einigen der ernstesten und ehrwürdigsten Persönlichkeiten der alten Schule. Und die evangelikale Partei selbst schien mit ihren neuen Erfolgen jene Einfachheit und Weltabgewandtheit eingeübt zu haben, die ich an *Milner* und *Scott* so sehr bewundert hatte. Ich habe allerdings Männer wie *Ryder* verehrt, den damaligen Bischof von Lichfield, und andere ähnlicher Geistesrichtung, die noch keinen Rang unter dem Klerus hatten, aber als Klasse galten mir die Evangelikalen nicht viel. Es schien mir, daß sie den Liberalen in die Hände arbeiteten. Ich stellte einen Vergleich an zwischen unserem Kirchenwesen, das innerlich so zerrissen und wankend war und seine wahre Kraft selbst nicht kannte, und dem frischen, lebendigen Geist,

der mir aus den Schriften der ersten Jahrhunderte entgegen wehte. In ihrem sieghaften Eifer für jenes *ursprüngliche Geheimnis*, das ich seit meiner Jugend mit ganzer Seele verehrte, erkannte ich den Schritt meiner geistigen Mutter. *Incessu patuit Dea - Im Schreiten offenbarte sich die Göttin*. Die Selbstverleugnung ihrer Asketen, die Geduld ihrer Märtyrer, die unwiderstehliche Festigkeit ihrer Bischöfe, der freudige Schwung ihrer Ausbreitung erhob und demütigte mich zugleich. Ich sagte mir: *Betrachte dieses Bild und dann das andere*. Für meine Kirche empfand ich Zuneigung, aber keine schonende Liebe. Ihre Aussichten für die Zukunft flößten mir große Besorgnis ein und ihre untätige Ratlosigkeit erregte in mir Ärger und Groll. Der Liberalismus schien mir des Endsieges sicher zu sein, sobald er einmal in ihr Fuß gefasst hatte. **Ich sah, daß die Grundsätze der Reformation nicht die Macht hatten, sie zu retten**. Sie zu verlassen, kam mir nie in den Sinn, wohl aber stand der Gedanke mir ständig vor der Seele, daß es etwas Größeres geben müsse als die Staatskirche und daß dieses Größere die am Anfang gestiftete katholische und apostolische Kirche sei, von der unsere Kirche nur die lokale Verkörperung und das Organ war. Wenn sie das nicht war, dann war sie überhaupt nichts. Es mußte mit aller Kraft gehandelt werden, um ihr zu helfen, sonst war sie verloren. Sie bedurfte einer zweiten Reformation.

*

Reise in den Süden. In dieser Zeit war ich von meinen Pflichten am Kolleg entbunden, meine Gesundheit war infolge der Anstrengung angegriffen, welche die Abfassung meines Buches mit sich gebracht hatte. Im Juli 1832 war es druckfertig, wurde aber erst gegen Ende des Jahres 1833 veröffentlicht. So war ich leicht zu überreden, mich *Hurrell Froude* und seinem Vater anzuschließen, die wegen der Gesundheit des ersteren eine Reise nach dem Süden Europas antraten.

Wir brachen im Dezember 1832 auf. Während dieser Fahrt entstanden meine Gedichte, die in der *Lyra Apostolica* erschienen sind. Nur ein paar wurden vorher und eines oder zwei

nachher verfasst. Nun trat für mich eine große Wendung ein. Ich verließ meine geregelte Lehrtätigkeit und einen gelehrten, stillen und liebenswürdigen Freundeskreis, in dem ich die letzten sechs Jahre gelebt hatte, um hinaus zu ziehen in fremde Länder und in eine unbekannte Zukunft. Daher kam mir unwillkürlich der Gedanke, daß auch innere Umwandlungen und ein weiterer Wirkungskreis auf mich warteten. In Whitchurch, wo ich die Provinzpost von Falmouth erwartete, schrieb ich das **Gedicht an meinen Schutzengel**, das mit folgenden Worten beginnt: *Sind das die Spuren eines himmlischen Freundes?* und dann von *der Vision* spricht, die mir vorschwebte. Diese Vision kommt in der ganzen Folge der Dichtungen mehr oder weniger zum Ausdruck.

Ich besuchte verschiedene Küsten des mittelländischen Meeres, trennte mich in Rom von meinen Freunden, ging gegen Ende April zum zweiten Mal nach Sizilien, und Anfang Juli kehrte ich über Palermo nach England zurück. Das Ungewohnte des fremden Lebens führte mich ins eigene Innere zurück. Ich fand Gefallen an historischen Stätten und schönen Bildern, nicht an den Menschen und ihren Sitten. Vom Verkehr mit Katholiken hielten wir uns auf der ganzen Reise fern. Einmal unterhielt ich mich mit dem Dekan von Malta, einem sehr liebenswürdigen Mann, der vor kurzem gestorben ist, jedoch nur über die Väter und die Bibliothek der großen Kirche. In Rom lernte ich den *Abbate Santini* kennen, der mir die Gregorianischen Tonarten abschrieb. *Froude* und ich machten zwei Besuche bei Monsignore, jetzt *Kardinal Wiseman* im englischen Kolleg, kurz bevor wir Rom verließen. Einmal hörten wir ihn in einer Kirche auf dem Corso predigen. Sonst erinnere ich mich nicht, mit einem Geistlichen zusammengetroffen zu sein, außer einem Priester von Castro-Giovanni in Sizilien, der mich besuchte, als ich krank war, und mit dem ich mich über einige Kontroversfragen unterhalten wollte. Von kirchlichen Feierlichkeiten besuchten wir nur die *Te-nebrae* in der Sixtinischen Kapelle, um das *Miserere* zu hören. Das war alles. Mein allgemeines Empfinden war: *Alles, außer dem Geist dieser Men-*

schen, ist göttlich. Ich sah nur das Äußere, vom inneren Leben der Katholiken hatte ich keine Ahnung. Immer mehr zog es mich in mich selbst zurück, ich fühlte meine Einsamkeit. England allein lag mir im Sinn, aber die Nachrichten von dort kamen selten und unvollständig. Das Gesetz zur Aufhebung der irischen Bischofssitze war in Vorbereitung und beherrschte mein ganzes Denken. Ich war voll Zorn gegen die Liberalen.

14. Der Fortschritt der liberalen Sache zerrieb mich innerlich. Ich wurde wild über ihre Maßnahmen und ihre Kundgebungen. Ein französisches Kriegsschiff lag in Algier, ich mochte nicht einmal seine Flagge sehen. Auf meiner Rückreise war ich gezwungen, mich einen Tag in Paris aufzuhalten, trat aber die ganze Zeit nicht vor meine Türe und sah die prächtige Stadt nur von der Diligence aus. Der Bischof von London hatte schon nach mir gefahndet, um mir eine der Predigerstellen in Whitehall anzubieten, die er eben damals neu organisiert hatte. Aber ich war empört über die Richtung, die er eingeschlagen hatte, und schrieb von meinem Dampfer aus einen Brief in die Heimat, worin ich das Amt ablehnte für den Fall, daß es mir angetragen würde. Besonders unzufrieden war ich damals mit *Dr. Arnold*. Später habe ich allerdings meine Gesinnung wieder geändert. Meines Wissens hatte einmal jemand in Rom im Laufe der Unterhaltung gefragt, ob eine bestimmte Auslegung der Schrift christlich sei, worauf die Antwort erfolgte, daß *Dr. Arnold* sie dafür halte. Da machte ich die Bemerkung: *Aber ist er selbst denn ein Christ?* Der Vorfall kam mir sogleich ganz aus dem Sinn. Als er mir später zum Vorwurf gemacht wurde, konnte ich zur Erklärung nur das eine vorbringen, ich hätte vermutlich einige freie Anschauungen *Dr. Arnolds* über das Alte Testament im Auge gehabt. Wahrscheinlich wollte ich damit sagen: *Arnold bürgt für die Auslegung, aber wer bürgt für Arnold?* In Rom begannen wir auch die *Lyra Apostolica*, die jeden Monat im *British Magazine* erschien. Das Motto zeigt, was *Froude* und ich zu jener Zeit empfanden. Wir liehen uns von *Bunsen* einen Homer, und *Froude* wählte die Worte,

die Achilles bei der Rückkehr in den Kampf spricht: *Ihr sollt den Unterschied sehen, wenn Achill wieder dabei ist.*

Newmans Sendung. Besonders in einsamen Stunden überkam mich der Gedanke, daß ein Befreiungswerk nicht die Tat vieler, sondern einzelner sei, daß es nicht von Gemeinschaften, sondern von Persönlichkeiten ausgehen müsse. Es muß um dieselbe Zeit gewesen sein, daß ich mir die seit meiner Kindheit teuren Worte wiederholte: *Exoriare aliquis - Möge jemand erscheinen!* Auch Southseys schönes Gedicht *Thalaba*, für das ich eine große Vorliebe hatte, wollte mir nicht aus dem Sinn gehen. **Es erwachte in mir der Gedanke, daß ich eine Sendung zu erfüllen hatte.** Die Briefe an meine Freunde müssen Äußerungen dieser Art enthalten, falls sie nicht vernichtet sind. Als wir von *Msgr. Wiseman* Abschied nahmen, äußerte er in höflichen Worten den Wunsch, wir möchten einen zweiten Besuch in Rom machen. Da sagte ich mit großem Ernst: *Wir haben ein Werk in England zu vollbringen.* Ich reiste sogleich ab nach Sizilien, und dieses Empfinden wurde immer stärker. Ich drang ins Innere der Insel vor und erkrankte in Leonforte am Fieber. Mein Diener fürchtete, ich müsse sterben und erbat meine letzten Weisungen. Ich willfahrte seinem Wunsch, sagte aber: *Ich werde nicht sterben.* Und ich wiederholte: *Ich werde nicht sterben, denn ich habe nicht gegen das Licht gesündigt. Ich habe nicht gegen das Licht gesündigt.* Was ich damit meinte, konnte ich nie ganz erklären.

Drei Wochen krank. Ich ging nach Castro-Giovanni und mußte hier fast drei Wochen liegen. Gegen Ende Mai brach ich nach Palermo auf, brauchte aber drei Tage zu dieser Reise. Ehe ich am Morgen des 26. oder 27. Mai mein Gasthaus verließ, setzte ich mich aufrecht ins Bett und fing bitterlich an zu weinen. Mein Diener, der mich mit größter Sorgfalt gepflegt hatte, fragte mich, was mir fehle. Ich konnte nur antworten: *Ich habe ein Werk in England zu vollbringen.* Mit Schmerzen sehnte ich mich nach der Heimat. Da jedoch kein Schiff fuhr, mußte ich drei Wochen in Palermo warten. Ich fing an, die Kirchen zu besuchen, sie wirkten beruhigend auf meine Ungeduld, obwohl

ich nie einem Gottesdienst beiwohnte. Von der Gegenwart des Allerheiligsten Sakramentes wusste ich nichts. Endlich reiste ich mit einem Orangenboot ab, das nach Marseille bestimmt war.

Das Gedicht. Aber Windstille hielt uns eine ganze Woche in der Straße von Bonifacio fest. Damals schrieb ich das kleine Gedicht: *Lead, kindly light - Leite, liebes Licht*, das seitdem sehr bekannt geworden ist. Während der ganzen Zeit meiner Überfahrt schrieb ich Gedichte. Endlich erreichte ich Marseille und trat von dort die Fahrt nach England an. Die Anstrengungen der Reise waren jedoch zu viel für mich, und ich mußte mehrere Tage in Lyon bleiben. Endlich vermochte ich weiter zu reisen und eilte rastlos, Tag und Nacht, abgesehen von einem unfreiwilligen Aufenthalt in Paris, bis ich England und das Elternhaus erreichte. Mein Bruder war einige Stunden vorher von Persien heim gekommen. Es war ein Dienstag. Am folgenden Sonntag, den 14. Juli, hielt Keble in der Universitätskirche die Sessionspredigt, die später unter dem Titel *Nationale Apostasie* veröffentlicht worden ist. Ich habe diesen Tag immer als den Ausgangspunkt der religiösen Bewegung vom Jahre 1833 angesehen und in Ehren gehalten.

2. DIE GESCHICHTE MEINES RELIGIÖSEN LEBENS VON 1833 BIS 1839

1. Aus den letzten Seiten darf der Leser nicht schließen, daß er eine romantische Geschichte zu erwarten hat. Ich schrieb sie, weil es meine Pflicht ist, die Dinge zu erzählen, wie sie sich zugetragen haben. Ich habe die Gefühle, mit denen ich nach England heim gekehrt bin, nicht übertrieben, und beabsichtige auch nicht, die folgenden Begebenheiten zurecht zu stützen, um sie mit dem Gesagten in Einklang zu bringen. Ich kehrte bald wieder zu meinem gewohnten Alltagsleben zurück, in allem derselbe, nur daß ich ein neues Ziel im Auge hatte. Ehe ich England verließ, hatte ich die Zeit innerhalb meiner vier Wände mit Lesen und Schreiben und mit der Sorge um eine Kirche zugebracht, und nach meiner Rückkehr nahm ich dieselben Beschäftigungen wieder auf. Und doch waren vielleicht diese ersten starken Gefühle, die auf mich einstürmten, für den Anfang der Bewegung notwendig. Später, als sie im Gang war, bedurfte ich ihrer nicht mehr.

Vom Ausland zurück gekehrt, traf ich bereits eine Bewegung an, die sich gegen die der Religion der Nation und ihrer Kirche drohende Gefahr richtete. Eine Anzahl eifriger und begabter Männer hatte gemeinsame Sache gemacht und standen untereinander in Beziehung. Die bedeutendsten von ihnen waren *Keble*, dann *Froude*, der lange vor mir heim gekommen war, ferner *William Palmer* aus Dublin vom Worcesterkolleg, nicht W. Palmer vom Magdalenenkolleg, der jetzt Katholik ist, *Arthur Perceval* und *Hugh Rose*.

Hugh Rose auf Distanz. Der Name *Hugh Rose* genügt, um im Gedächtnis seiner Bekannten eine Menge lieber und zärtli-

cher Erinnerungen zu wecken. Seine Geistesart und seine literarischen Fähigkeiten befähigten ihn vor allem, dem Unheil der Zeit einen Widerstand entgegen zu setzen, wenn ein solcher Stand überhaupt möglich war. Er besaß eine hohe und reiche Begabung und eine aufrichtige Empfänglichkeit für alles Große und Schöne. Er schrieb mit Wärme und Kraft, hatte einen kühlen Verstand und ein vorsichtiges Urteil. *Pro Ecclesia Dei, für die Kirche Gottes*, so wie er diesen erhabenen Begriff verstand, setzte er seine ganze Kraft ein bis zur Verkürzung seines Lebens. Einige Jahre früher war er der erste gewesen, der meines Wissens von der Universitätskanzlei zu Cambridge auf die Gefahren hingewiesen hatte, die England von den biblischen und theologischen Spekulationen in Deutschland drohten. Die Reformbewegung folgte, und die Regierung der Wighs kam an die Macht. Er sah voraus, daß die Verteilung der kirchlichen Stellen durch sie gleich bedeutend sei mit der autoritativen Einführung der liberalen Anschauungen im Lande. Unter *liberal* verstehe ich hier den Liberalismus in der *Religion*, politische Fragen als solche kommen bei diesem Bericht überhaupt nicht in Betracht. Er fürchtete, die liberale Partei möchte der schlimmsten aller Häresien in England ein Tor aufschließen, das nie mehr geschlossen werden könnte. Um unter diesen ernstesten Umständen die kirchlich gesinnten Männer zu versammeln und der drohenden Gefahr die Stirn zu bieten, hatte er im Jahre 1832 das *British Magazine* gegründet und kam im gleichen Jahr während des Sommersemesters nach Oxford, um Mitarbeiter für seine Zeitschrift zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit wurde ich durch *Palmer* mit ihm bekannt gemacht. Neben seiner Charakter- und Geistesanlage eignete er sich besonders durch seinen Ruf und seine Stellung zum Mittelpunkt einer kirchlichen Bewegung, wenn eine solche von der Tätigkeit einer Partei ausgehen sollte. Seine zarte Gesundheit und sein früher Tod hätten die Erwartung unerfüllt gelassen, auch wenn die neue Schule theologischer Meinungen ausdrücklicher, als sie es in Wirklichkeit tat, die Gestalt einer Partei angenommen hätte. Aber voll Eifer hielt er seinen Schild über die

ersten mühevollen Schritte ihrer Vorkämpfer. Als er im Jahre 1838 aufs Festland ging, um zu sterben, ließ er mir den Trost zurück, meinen Gefühlen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit durch die Widmung eines Bandes meiner Predigten Ausdruck gegeben zu haben. Ich bezeichnete ihn darin als einen Mann, *der uns gebot, als die Herzen verzagen wollten, die in uns schlummernden Kräfte zu gebrauchen und uns in den Dienst unserer wahren Mutter zu stellen.*

2. Doch abgesehen von Roses Gesundheitszustand konnten seine Verehrer noch aus anderen Gründen nicht auf seine entschiedene Mitwirkung in dem bevorstehenden Kampf rechnen. Er war mit ihnen einig über das allgemeine Ziel der Bewegung, aber in der Einschätzung der zum Erfolg führenden Mittel gingen ihre Ansichten von Anfang an auseinander. Rose hatte eine Stellung, einen Namen und ernste Verpflichtungen in der Kirche. Er hatte unmittelbare kirchliche Vorgesetzte, innige Beziehungen zu seiner Universität und einen großen Bekanntenkreis unter dem Klerus des Landes. *Froude* und ich dagegen waren unbekannte Leute. Wir hatten keinen Ruf zu verlieren und keine Pflichten gegen die Vergangenheit. Rose konnte nicht querfeldein reiten, wie *Froude* es unbedenklich tat. *Froude* war ein kühner Reiter, auf dem Rücken des Pferdes wie in seinen Spekulationen. Nach einer langen Unterredung mit *Froude* über die logische Tragweite seiner Prinzipien äußerte sich Rose über ihn mit humorvoller Ruhe: *Er scheint keine Angst vor Folgerungen zu haben.* So war es in der Tat. *Froude* hatte einen so festen Glauben an grundlegende Prinzipien und eine so mutige Auffassung ihres Wertes, daß ihn die revolutionäre Wirkung, die bei ihrer Anwendung auf einen gegebenen Stand der Dinge zu erwarten war, ziemlich gleichgültig ließ. Rose dagegen gab als praktischer Mann in seinem Denken den bestehenden Tatsachen den Vorrang vor jeder anderen Idee und erblickte das entscheidende Moment für den Wert einer Wahl immer in ihrem voraussichtlichen Erfolg. Das war eine der ersten Fragen, die ihm, meiner Ansicht nach, bei jeder Gelegenheit aufstieß. Für *Froude* war der Erastianismus, das meint nach

seinem Verständnis die Einheit von Kirche und Staat, der Vater, oder wenn nicht der Vater, so doch das dienstwillige und geeignete Werkzeug des Liberalismus. So lange diese Verbindung nicht gelöst war, bestand für die christliche Lehre keine Sicherheit. Obwohl er gut wusste, wie hochherzig und selbstlos Rose seiner Gemütsart nach war, wandte er doch gerne ein Epitheton auf ihn an, das in seinem Munde einen Vorwurf bedeutete: *Rose sei ein Konservativer*. Unglücklicherweise äußerte ich dieses Wort Rose gegenüber in einem Brief, in dem ich eine seiner Veröffentlichungen im *Magazine* kritisierte. Ich bekam zu meinem Leidwesen eine scharfe Zurückweisung, denn obgleich Rose eine konservative Richtung verfolgte, verachtete er weltlichen Ehrgeiz eben so sehr wie Froude und fühlte sich durch eine solche Beschuldigung sehr verletzt.

Schwieriger Anfang. Aber es gab noch einen anderen, mehr elementaren Grund, der Rose von der Oxforder Bewegung fernhielt. **Lebendige Bewegungen gehen nicht von Komitees aus,** und große Ideen werden nicht durch Briefe bewirkt, selbst wenn das Porto noch so sehr herab gesetzt ist. Dieses Prinzip stand Froude und mir von Anfang an fest und führte uns auf den Weg, den die Dinge bald von selbst nahmen, ohne daß wir sie nach unseren Plänen leiten konnten. Universitäten sind die natürlichen Mittelpunkte für geistige Bewegungen. Wie können Menschen bei allem Eifer gemeinsam etwas zustande bringen, wenn sie nicht in ihrer Individualität vereint sind? Nun fehlte es uns aber erstens an der Einheit des Ortes: *Rose* war in Suffolk, *Perceval* in Surrey, *Keble* in Gloucestershire. *Hurrell Froude* war im Begriff, seiner Gesundheit wegen nach Barbados zu gehen. *Palmer* freilich war in Oxford, und das war ein bedeutender Vorteil, der in den ersten Monaten der Bewegung sehr ins Gewicht fiel. Aber die örtliche Nähe war nicht das einzige, worauf es ankam.

Viel wesentlicher war der Einfluss einer einheitlichen Vergangenheit, eine gemeinsame Geschichte, gemeinsame Erinnerungen, ein geistiger Verkehr in der Vergangenheit und eine Fortdauer und Erweiterung dieses Verkehrs in der Gegen-

wart. Perceval war allerdings ein Schüler Kebles, aber Keble, Rose und Palmer stellten verschiedene Parteien oder wenigstens verschiedene Temperamente in der Staatskirche dar. *Palmer* verfügte über viele Eigenschaften, die ihm zu Ansehen und Einfluss verhelfen. Er war der einzige wirklich gelehrte Mann unter uns, der die Theologie als Wissenschaft studiert hatte und in der scholastischen Methode der Kontroversliteratur bewandert war. Mit der katholischen Scholastik war er meines Wissens ebenso vertraut, wie er mit ihr unzufrieden war. In seinen religiösen Ansichten hatte er etwas Bestimmtes, war aber vorsichtig, ja sogar subtil in ihrem Ausdruck und vornehm in ihrer Verfechtung. Was ihm jedoch fehlte, war Tiefe. Außerdem kam er aus der Fremde und wurde deshalb nie eigentlich zu einem Oxforder, galt auch im allgemeinen nicht als solcher. Das Verständnis für die Gewalt persönlichen Einflusses und geistiger Übereinstimmung in der Vertretung einer religiösen Theorie ging ihm vollständig ab, eine Bedingung, die Froude und ich für wesentlich hielten, wenn der Widerstand gegen den Liberalismus Erfolg haben sollte. Palmer war gewissermaßen an das Staatskirchentum gebunden. Denn er hatte Beziehungen zu hohen kirchlichen Würdenträgern, Archidiakonen, Rektoren von London und anderen Männern, die zur so genannten *high-and-dry-school*, zur *Hoch- und Trockenschule* gehörten. Sie waren noch mehr als er selbst Gegner jeder nichtamtlichen persönlichen Tätigkeit. Als Ideal für jede Aktion auf kirchlichem Gebiet galt ihnen natürlich ein Rat von ruhigen, tadellosen und feinfühligen Männern. Palmer war ihr Organ und Repräsentant. Sein Wunsch war die Bildung eines Komitees, eines Vereins mit Statuten und Versammlungen, um die Interessen der Kirche gegen die drohenden Gefahren zu schützen. Er wurde in gewissem Sinne durch Perceval unterstützt.

3. Ich dagegen hatte auf eigene Faust mit der Herausgabe der Traktate begonnen, die das entgegen gesetzte Prinzip der Persönlichkeit zur Geltung bringen sollten und darum von Palmers Freunden mit großer Unruhe betrachtet wurden. Nun war das Hauptanliegen dieser guten Londoner Herren, wovon manche

den höchsten Grundsätzen huldigten und vom Einfluss des Erastianismus, wie wir ihn gewöhnlich nannten, frei waren, die Traktate zu unterdrücken. Ich als deren Herausgeber und meist auch Verfasser war bereit, ihnen nachzugeben, was nicht unverständlich sein wird. *Keble* und *Froude* aber traten entschieden für ihre Fortsetzung ein und waren mit mir unzufrieden, weil ich in die Preisgabe gewilligt hatte. Palmer teilte die Besorgnis seiner Freunde, und weil er uns wohl wollte, machte ihm die Richtung, die seine Freunde vom Oriekolleg eingeschlagen hatten, aus persönlichen Gründen begreiflicher Weise Unruhe und Sorgen. Froude, dem er wirklich zugetan war, schlug in seinem Entwurf eines Angriffsplanes gegen Bischöfe und Klerus einen gereizten Ton an, der ihn sehr verletzt und beunruhigt haben muss. Was mich angeht, enthielten die ersten Traktate Stoff genug, sein Missfallen zu erregen. Und zweifellos nahm ich seine ganze Großmut in Anspruch, wenn er mich gegen die Londoner Würdenträger oder den Klerus des Landes verteidigen musste. Das Oriekolleg war von der Zeit *Dr. Coplestons* bis zu *Dr. Hampden* weit und breit wegen seines liberalen Denkens berühmt gewesen. Die *Edinburgh Review* hatte es, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, ausdrücklich als die Schule der spekulativen Philosophie in England anerkannt. Und einmal, im Jahre 1833, als ich mich mit einigen der ersten Schriften der Bewegung einem Landgeistlichen in Northamptonshire vorstellte, besann er sich eine Weile, dann schaute er mich vielsagend an und fragte: *Ob Whately dahinter steckt?*

Perceval schrieb mir und unterstützte das Urteil Palmers und der hohen Geistlichkeit. Ich erwiderte ihm in einem Brief, den er später veröffentlicht hat. *Um auf die Traktate zu sprechen zu kommen*, schrieb ich ihm, ich entnehme meine eigenen Worte seiner Flugschrift,

so hat jeder seinen eigenen Geschmack. Sie beanstanden diesen, andere einen anderen Punkt. Wenn wir uns nach dem Gutdünken eines jeden richten wollten, würden wir vergeblich auf eine Wirkung warten. Sie sind nicht als Glaubenssätze *ex cathedra* gedacht, sondern als Ausdruck persönlicher Meinung. Und Persönlichkeiten mit lebhaftem Empfinden laufen wohl Gefahr, gegen die Form oder

den Sprachgebrauch unversehens zu verstoßen, allein sie üben einen besonders nachhaltigen Einfluss aus. **Kein großes Werk ist je durch ein System vollbracht worden, aber Systeme gehen aus persönlichem Kraftaufwand hervor.** Luther war eine Persönlichkeit. Gerade die Fehler seiner Persönlichkeit erregen Aufmerksamkeit. Sie selbst verliert, aber ihre Sache, wenn sie gut und der Geist ihres Trägers kraftvoll ist, gewinnt. **Das ist der Lauf der Dinge: Wir fördern die Wahrheit durch das Opfer unserer selbst.**

Der Besuch bei dem Rektor in Northamptonshire war nur einer von vielen kleinen Schritten ähnlicher Art, die ich im Laufe des Jahres 1833 unternahm. Ich sprach bei den Geistlichen in verschiedenen Teilen des Landes vor, ob ich mit ihnen bekannt war oder nicht, und suchte die Häuser von Freunden auf, wo manche von ihnen von Zeit zu Zeit zusammen kamen. Ich glaube nicht, daß diese Bemühungen viel genützt haben, auch passten sie nicht recht zu meiner Art. In der gleichen Sache schrieb ich eine Reihe von Briefen an Geistliche, die eben so wenig Erfolg hatten. Sie kündigten nur weiteren Kreisen die Tatsache an, daß eine Sammlung der Kräfte zugunsten der Kirche eingeleitet sei. Es lag mir nichts daran, ob mich meine Besuche zur Hochkirche oder zu den Puritanern führten. Für mich handelte es sich in erster Linie darum, mit allen Gegnern der Prinzipien des Liberalismus, wer immer sie sein mochten, mit vereinter Kraft einen mächtigen Vorstoß zu machen. Ich nannte dem Herausgeber des *Record* meinen Namen und schrieb in seiner Zeitschrift eine Reihe von Briefen. Sie zogen sich ganz beträchtlich in die Länge, wurden aber von ihm mit großer Höflichkeit und Geduld aufgenommen. *Kirchenreform* lautete ihre Überschrift. Der erste Brief handelte von der Erneuerung der kirchlichen Disziplin; der zweite über ihren Beweis aus der Schrift; der dritte über die praktische Anwendung der Lehre; der vierte war eine Antwort auf Einwendungen; der fünfte hatte die Wohltaten der Disziplin zum Gegenstand. Dann fand die Reihe der Veröffentlichungen ein jähes Ende. Ich hatte das zum Ausdruck gebracht, was ich wirklich fühlte und was mit der entschiedenen Lehre der Traktate im Zusammenhang stand. Aber vermutlich entdeckte der Herausgeber in meinen

Anschauungen manches, was von seiner eigenen Gedankenrichtung abwich. Denn zuletzt schrieb er einen sehr höflichen Brief und rechtfertigte das Nichterscheinen meines sechsten Beitrags mit der Begründung, daß er einen Angriff auf *Mäßigkeitsvereine* enthalte, worüber er keine Kontroverse in seinen Spalten zu eröffnen wünsche. Außerdem drückte er sein tiefes Bedauern über die theologischen Ansichten der Traktate aus. Ich hatte im Jahre 1828 eine kleine Summe zum ersten Erscheinen des *Record* gezeichnet.

4. Die eben erwähnten geschäftigen Handlungen widersprachen meiner Gemütsanlage, dem Geist der Bewegung und der historischen Art ihres Erfolges. Sie waren nur die Frucht der überquellenden, tatenfrohen Lebenskraft, mit der ich vom Ausland heimgekehrt war und die ich weder vorher noch nachher je wieder besaß. Ich freute mich über die neu erlangte Gesundheit und die wieder gewonnene Heimat. Als ich in Palermo war und an die Breite des Mittelmeeres und die mühsame Reise durch Frankreich dachte, da konnte ich mir nicht vorstellen, wie ich je wieder nach England kommen sollte. Nun aber war ich wieder mitten in einer vertrauten Umgebung und mir wohl bekannter Gesichter. Meine Gesundheit und Kraft kehrten in solcher Fülle zurück, daß manche Freunde in Oxford mich kaum mehr erkannten, als sie mich sahen, und mich kam anzureden wagten. **Ich dagegen hatte das Bewusstsein, im Dienste eines Werkes zu stehen, von dem ich geträumt hatte und das ich für grundlegend und fruchtbar hielt.** Ein unbedingtes Vertrauen in unsere Sache beseelte mich! Wir hielten am ursprünglichen Christentum fest, das die alten Kirchenlehrer für alle Zeiten überliefert hatten und in den anglikanischen Formularen und durch die anglikanischen Theologen aufgezeichnet und bezeugt war. Diese alte Religion war infolge der politischen Umwandlungen der letzten 150 Jahre im Lande fast ausgestorben und musste zu neuem Leben erweckt werden. Es musste in der Tat eine zweite und bessere Reformation sein, denn es sollte eine Rückkehr nicht zum 16., sondern zum 17. Jahrhundert sein. Es war keine Zeit zu verlieren, denn die Liberalen waren im Be-

griff, das Schlimmste zu tun, und dann käme die Rettung zu spät. Schon sollten Bischofssitze aufgehoben und das Kirchengut eingezogen werden. Bald sollten Bischofssitze durch ganz ungeeignete Männer besetzt werden. Stoff zu einer Predigt hatten wir genug, und niemand anders wagte, etwas zu sagen. Es kam mir vor wie an Bord eines Schiffes: Zuerst erhält es seine Ladung, dann wird das Deck geklärt und das Gepäck und alles lebende Inventar in die entsprechenden Räume verteilt.

Ich hatte aber nicht nur ein solches Vertrauen in unsere Sache, in sie selbst und in ihre polemische Kraft, ich verachtete auch jedes andere Lehrsystem und seine Beweisführung. Ob Hochkirche oder Niederkirche, ich bestritt die logische Grundlage der einen wie der anderen. Und für die evangelikale Richtung hatte ich nur Verachtung. Jede dieser Richtungen hatte viele Vertreter, deren Charakter mir aufrichtige Hochachtung einflößte, aber das gab ihren Beweisen noch keine überzeugende Kraft. Im Gegenteil, ich hielt die apostolische Form der Lehre für wesentlich und verpflichtend und ihre Beweisgründe für unwiderstehlich. An dieser Überzeugung lag es, wenn meine damalige Haltung anderen gegenüber ein doppeldeutiges Aussehen gewann, worüber ich einiges sagen muss. **Ich war in meinem Benehmen fanatisch und spielerisch zugleich.** Deswegen nahmen viele Anstoß an mir, was ich bedaure zugeben zu müssen. Zu meiner Verteidigung will ich schon gar nichts vorbringen.

Ich wünschte Leute für meine Ansichten zu gewinnen und folgte ihnen Schritt für Schritt, so weit sie auch gehen mochten. Das tat ich mit aller Aufrichtigkeit. Aber wenn sie halten wollten, kehrte ich mich nicht daran, sondern ging weiter und war zufrieden, daß ich sie so weit gebracht hatte. Ich ließ sie gerne die Wahrheit verkündigen, ohne daß sie es merkten, und ermunterte sie dazu. Es war für mich eine Genugtuung, daß ich im *Record* so viel hatte sagen können, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Ich freute mich nicht wenig zu hören, ein Bischof habe nach der Lektüre eines der ersten Traktate über die apostolische Sukzession nicht mit sich ins Reine kommen können, ob er an

die Lehre glauben soll oder nicht. Das Erstaunen und der Ärger beschränkter und stolzer Menschen, welche die Behauptungen nicht verstanden, ließ mich gleichgültig. Als ein Korrespondent im guten Glauben in einer Zeitung schrieb, das im Traktat besprochene *Opfer der heiligen Eucharistie* sei ein Druckfehler für *Sakrament*, fand ich das Missverständnis zu köstlich, um es zu berichtigen, bevor ich darüber zur Rede gestellt wurde. Ich war nicht abgeneigt, einen Gegner Schritt für Schritt bis an den Rand irgendeiner intellektuellen Ungereimtheit fort zu schleppen, um ihn dann den Rückweg auf eigene Faust suchen zu lassen. Ebenso gern hielt ich einen Menschen, der sinnlose Fragen an mich stellte, ironisch zum Besten. Ich glaube, daß ich dabei an die Worte des weisen Mannes dachte: *Einem Narren antworte nach seiner Narrheit*, (Spr 26, 5) besonders wenn er neugierig oder boshaft war. Um Gerede, das über mich im Umlauf war, kümmerte ich mich gar nicht. **Ich verschmähte eine Widerlegung, auch wenn sie mir leicht gefallen wäre.** In der Unterhaltung wurde ich gern ironisch, wenn Tatsachenmenschen nicht verstehen wollten, was ich gemeint hatte.

5. Dieses Verhalten wurde mir fast zur Gewohnheit. Wenn ich je einmal mit der Sache selbst gespielt haben sollte, dann wäre das ein viel schwererer Fehler. Niemals gebrauchte ich Argumente, die ich klar als unstimmg erkannt hatte. Die äußerste Annäherung an ein solches Verhalten, an das ich mich erinnere, das jedoch nach meiner Ansicht nicht mehr als eine Annäherung war, nicht schon ein solches Verhalten selbst, gab es im Fall des Traktates Nr. 15. Das Material zu diesem Traktat hatte mir auf meine Bitten ein Freund geliefert, der jedoch in die Veröffentlichung nicht hinein gezogen werden wollte. Er übergab es mir zum Ausarbeiten, und ich nahm seine Argumente, wie sie waren. Mit dem Hauptteil des Traktates stimmte ich völlig überein, z. B. mit den Ausführungen über das Konzil von Trient. Aber er enthielt Beweise oder doch einiges, dem ich nicht zu folgen vermochte. Ich erinnere mich nicht mehr, was es war. Ich glaube, *Froude* war mit dem ganzen Traktat unzufrieden und beschuldigte mich der *economy*, der Anpassung,

weil ich ihn veröffentlichte. Hauptsächlich durch Froudes nachgelassene Schriften ist dieses Wort in unseren Sprachgebrauch übergegangen. So viel ich weiß, brachte ich zur Verteidigung folgende Gründe vor: *Wie jedermann bekannt ist, werden die Traktate von verschiedenen Persönlichkeiten geschrieben, die zwar in ihrer Lehre, aber nicht immer in den Argumenten, womit sie zu stützen ist, übereinstimmen. Wir müssen gegen abweichende Meinungen unter uns selber tolerant sein. Der Verfasser des Traktates hat ein Recht auf seine eigene Ansicht, und das in Frage stehende Argument wird allgemein als gültig anerkannt. Ich bin weder mit meinem Namen und meiner Autorität dafür eingetreten, noch wurde meine persönliche Zustimmung verlangt, sondern ich war nur als Werkzeug tätig, wie z. B. jemand das Buch eines Freundes in eine fremde Sprache übersetzt.* Das waren meiner Ansicht nach gute Gründe. Trotzdem sehe auch ich ein, daß solche Kunstgriffe dem Missbrauch ausgesetzt und daher gefährlich sind. Aber ich fühle auch das: Wenn alle Missgriffe solcher Art streng geprüft würden, so müßte man vielen Männern im öffentlichen Leben Ehre und Ehrlichkeit absprechen.

Das absolute Vertrauen in meine Sache verleitete mich, wie schon erwähnt, zu Unvorsicht und Übermut. Dies war auch schuld, daß mir manche Schritte oder Äußerungen in meinen Veröffentlichungen nicht mit Unrecht als Leidenschaft ausgelegt wurden. In der *Lyra Apostolica* sagte ich, wir müssen *hasse gelernt haben*, ehe wir lieben lernen können. Ich hatte freilich meine Worte durch den Zusatz verdeutlicht: *die Sünde hassen*. In einer der ersten Predigten kam die Äußerung vor: *Ich schrecke nicht davor zurück, meine feste Überzeugung auszusprechen, daß es für das Land ein Vorteil sein würde, wenn es in seiner Religion viel abergläubischer, bigotter, düsterer und grimmiger als gegenwärtig wäre.* Natürlich, fügte ich hinzu, wäre es sinnlos, eine solche Geistesverfassung an sich für wünschenswert zu halten. Der Pressezensor ertrug diese scharfen Epitheta, bis er an das Wort *grimmiger* kam, da setzte er an den Rand ein Fragezeichen. Auf der ersten Seite des ersten Trakta-

tes sagte ich von den Bischöfen, *ihnen könnten wir, obwohl es für das Land ein trauriges Ereignis wäre, kein besseres Ende ihrer Laufbahn wünschen als den Verlust all ihrer Habe und das Martyrium.* Wegen einer Stelle in meinem Werk über die *Geschichte der Arianer* schrieb mir ein hoher Geistlicher aus dem Norden und beschuldigte mich, ich möchte die blutige Tortur der Inquisition wieder einführen. Ich hätte Häretiker und Häresiarchen verglichen und gesagt: *Der letztere verdient kein Erbarmen. Er maßt sich das Amt eines Verführers an, und soweit sein Irrtum geht, muss er von der zuständigen Behörde behandelt werden, als ob er der Böse in Person sei. Ihn zu schonen, wäre ein falsches und gefährliches Mitleid, es hieße, die Seelen Tausender gefährden, und wäre lieblos gegen ihn selbst.* Ich kann nicht leugnen, daß dies sehr scharfe Worte sind. Aber Arius wurde verbannt, nicht verbrannt. Und ich kann mit Recht sagen, daß ich weder zu dieser noch zu einer anderen Zeit meines Lebens, selbst nicht im Zustand der höchsten Leidenschaft, einem Puritaner hätte ein Leid antun können, und ich glaube, der Anblick eines spanischen Autodafé wäre mein Tod gewesen. Als ferner einer meiner Freunde, der liberalen und evangelikalischen Ideen anhing, mich in einem Brief über die von mir eingeschlagene Richtung zur Rede stellte, gab ich zur Antwort, wir würden über ihn und seine Ansichten triumphieren, wie Othniel über Chushanrishathaim, den König von Mesopotamien, siegte. Ich wollte auch nichts mit meinem Bruder zu tun haben und gründete mein Verhalten auf einen Syllogismus. Ich sagte: *Der hl. Paulus gebietet uns, jene zu meiden, die Spaltungen verursachen. Du führst Spaltungen herbei, also muss ich dich meiden.* Einer Dame riet ich ab, der Hochzeit einer Schwester beizuwohnen, die aus der anglikanischen Kirche ausgetreten war. Kein Wunder, daß *Blanco White*, der mich unter ganz anderen Verhältnissen gekannt hatte und nun von der Richtung hörte, der ich jetzt in der Hauptsache zuneigte, über meine Umwandlung höchst erstaunt war. Seine Briefe aus den ersten Jahren der Bewegung enthalten bittere und ungerichte Äußerungen über mich. Als er aber im Jahre 1839 Rück-

schau hielt, gebrauchte er Worte über mich, die ich, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, nicht anführen könnte, wenn das mir gespendete Lob nicht mitten in seinen tadelnden Bemerkungen stünde. Er schreibt:

In dieser Partei, die im Jahre 1829 gegen Peel Stellung nahm, entdeckte ich zu meiner großen Überraschung meinen lieben Freund Newman vom Oriekolleg. Da er zu jenen gehörte, die alljährlich das Gesuch an das Parlament um Gleichstellung der Katholiken unterzeichnet hatten, war mir seine plötzliche Verbindung mit den heftigsten Bigotten unerklärlich. Diese Schwenkung war das erste Zeichen der Geistesumwälzung, die aus ihm plötzlich einen der Hauptverfolger Dr. Hampdens und das tätigste und einflussreichste Mitglied der sogenannten Puseypartei machte, die uns mit überaus seltsamen Erzeugnissen bedacht hat, die unter dem Titel ‚Zeitgemäße Traktate‘ erscheinen. Bei der Feststellung dieser öffentlichen Tatsachen blutet mir das Herz, wenn ich an die innige gegenseitige Freundschaft zwischen diesem ausgezeichneten Manne und mir denke, eine Freundschaft, die ihm seine orthodoxen Grundsätze nicht fortzusetzen erlaubten, weil sie einem Manne galt, der seiner jetzigen Ansicht nach unvermeidlich dem ewigen Verderben verfallen ist. Das ist die giftige Art der Orthodoxie. Welches Unheil muss sie in einem bösen Herzen und beschränkten Geist anrichten, wenn sie in einem so überaus wohlwollenden Gemüt und in einem der begabtesten Menschen, in dem liebenswürdigen, geistreichen und feinfühligem John Henry Newman so viel Übles zur Folge haben kann! (Bd. III, S. 131.) Er fügt hinzu, daß ich keine Gemeinschaft mit ihm wollte. Ich kann mich dessen nicht entsinnen und zweifle stark daran.

6. Ich habe von dem festen Vertrauen in meinen Standpunkt gesprochen. Nun will ich diesen Standpunkt und die wissenschaftlichen Grundsätze, auf die ich mich stützte, genauer darlegen. Es waren folgende drei Punkte:

Zuerst das dogmatische Prinzip! Mein Kampf galt dem Liberalismus. Unter Liberalismus verstehe ich das anti-dogmatische Prinzip und seine Konsequenzen. Dies war der erste Punkt, der mir feststand. Hier mache ich eine Bemerkung: In einem empfangenen Glauben zu beharren ist kein vollwertiges Zeugnis für seine Wahrheit, ihn aufzugeben aber ist für den, der seiner gewiss war, zum wenigsten ein Makel. Soweit

ich also im Jahre 1832 von der Wahrheit später aufgegebener Meinungen fest überzeugt war, trifft mich eine gewisse Schuld, nicht allein wegen meines ungerechtfertigten Vertrauens, sondern auch wegen der verschiedenen Handlungen, die daraus folgten. Dagegen kann ich mit Genugtuung feststellen, daß ich in diesem ersten Punkt nichts zu widerrufen und nichts zu bereuen habe. Das große Prinzip der Bewegung ist mir heute noch so teuer, wie es mir immer war. Ich habe mich in vielen Dingen geändert, darin aber nicht. **Von meinem fünfzehnten Lebensjahr an war das Dogma das Fundamentalprinzip meiner Religion, eine andere Religion kenne ich nicht.** Den Begriff einer anderen Art der Religion kann ich mir nicht einmal denken. Religion als bloßes Gefühl ist für mich Traum und Blendwerk. Man könnte ebenso gut von Kindesliebe ohne Eltern sprechen, als von Frömmigkeit ohne die Tatsache eines höchsten Wesens. Was ich im Jahre 1816 festhielt, das hielt ich auch im Jahre 1833 aufrecht und halte es jetzt im Jahre 1864 noch eben so fest. Gebe Gott, daß ich bis ans Ende meines Lebens daran festhalte. Selbst unter Dr. Whatelys Einfluss fühlte ich nie die Versuchung, gegen die großen Dogmen des Glaubens gleichgültig zu werden, und bei verschiedenen Gelegenheiten bin ich seinen Gedanken entgegen getreten, wenn sie mir, mit Recht oder mit Unrecht, diese zu verdunkeln schienen. Das war das Grundprinzip der Bewegung aus dem Jahr 1833.

Zweitens hatte ich ein festes Vertrauen in die Wahrheit einer bestimmt ausgesprochenen Glaubenslehre, die auf dieses Fundament des Dogmas gegründet war, daß es nämlich eine *sichtbare Kirche* gäbe mit Sakramenten und Riten, welche die Kanäle der unsichtbaren Gnade sind. Dies hielt ich für die Lehre der Schrift, der frühen Kirche und des Anglikanismus. Auch darin habe ich meine Ansicht nicht geändert. Meine Gewissheit über diesen Punkt ist jetzt noch so groß wie im Jahre 1833, und sie hat mich nie verlassen. Im Jahre 1834 und in den folgenden Jahren stellte ich die Lehre von der Kirche auf eine breitere Grundlage, nachdem ich *Laud*, *Bramhall*, *Stillingfleet* und andere anglikanische Theologen gelesen, sowie die Studien

über die Väter fortgesetzt hatte. Aber es war nur eine Festigung der Lehre vom Jahre 1833, keine Änderung. Als ich die *Zeitgemäßen Traktate* begann, gründete ich die erwähnte Hauptlehre auf die Schrift, auf die Briefe des hl. Ignatius und auf das liturgische Gebetbuch der anglikanischen Kirche. Für die Existenz einer sichtbaren Kirche berief ich mich in *Traktat 11* auf die Schrift, und zwar auf die Apostelgeschichte und die Briefe. Für die Sakramente und sakramentalen Riten stützte ich mich auf das Gebetbuch. Ich verwies auf den Ritus der Ordinarien, wo der Bischof die Worte spricht: *Empfange den Heiligen Geist!*, auf die Vorschrift des Krankenbesuchs, welche die Lehre von der Beichte und der Lossprechung enthält, auf den Taufritus, in dem der Priester nach der Taufe das Kind als Wiedergeborenen bezeichnet, auf den Katechismus, wo die sakramentale Kommunion Empfang *des wahren Leibes und Blutes Christi* bedeutet, auf den Ritus der *comminatio* oder Androhung, in dem wir ermahnt werden, *Werke der Buße* zu tun, auf die Kollekten, Episteln und Evangelien, auf den Kalender und die Rubriken des offiziellen Gebetbuches, worin die Feste der Apostel, die Gedächtnistage anderer Heiliger, Fast- und Abstinenztage zu finden sind.

Das Episkopalsystem gründete ich auf die Briefe des hl. Ignatius, die es in verschiedenen Formen einschärfen. Besonders eine Stelle machte tiefen Eindruck auf mich. Er spricht von Fällen des Ungehorsams gegen die kirchliche Obrigkeit und sagt: *Der Mensch versündigt sich nicht gegen den Bischof, den er sieht, er hintergeht vielmehr den Bischof, den er nicht sieht, und so sündigt er nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen Gott, der die Geheimnisse des Herzens kennt.*

7. Ich war bestrebt, dieses Prinzip buchstäblich zu erfüllen und darf zuversichtlich sagen, daß ich es bewusst nie übertreten habe. Ich wollte vor den Augen des Bischofs so handeln, als stünde ich sozusagen vor Gottes Angesicht. Das war eines meiner besonderen Schutzmittel gegen mich selbst und meine Anhänger. Ich konnte nicht ganz in die Irre gehen, solange ich annehmen durfte, daß ich ihm in keiner Weise missfalle. Ich

leistete nicht bloß einen rein formellen Gehorsam gegen die mir selbst gegebene Regel, sondern wünschte, ihm persönlich zu gefallen, da ich in ihm die von Gottes Hand eingesetzte Obrigkeit sah. Gewissenhaft erfüllte ich meine priesterlichen Pflichten, nicht nur weil es Pflichten *waren*, sondern weil ich mich einfach für den Diener und das Werkzeug meines Bischofs hielt. Um die Gesamtheit der Bischöfe kümmerte ich mich nur, soweit sie die Stimme meiner Kirche waren. Auch nach einem Provinzialkonzil oder nach einer Diözesansynode unter dem Vorsitz meines Bischofs hätte ich nicht viel gefragt. Alle diese Dinge galten mir nur *iure ecclesiastico*, auf Grund kirchlichen Rechtes. Dagegen war die Stimme meines Bischofs in eigener Person für mich *iure divino*, göttlichen Rechtes. Mein Bischof war mein Papst, einen anderen kannte ich nicht. Er war der Nachfolger der Apostel und Stellvertreter Christi. Dies war nur die praktische Auslegung der anglikanischen Theorie von der kirchlichen Regierung, wie ich sie mir nach verschiedenen anglikanischen Theologen zurecht gelegt hatte. Danach habe ich immer gehandelt. Als ich schließlich im Jahre 1845 Bischof Wiseman, in dessen Vikariat ich lebte, brieflich meine Konversion mitteilte, wusste ich ihm nichts Besseres zu sagen, als daß ich dem Papst gehorchen wolle, wie ich in der anglikanischen Kirche meinem Bischof gehorcht hatte. Treue Pflichterfüllung ihm gegenüber war mir Ehrensache, sein Missfallen konnte ich nicht ertragen. Ich glaube, daß es eine edle und ehrenhafte Gesinnung war, und zum Lohn dafür hatte ich das Glück, während der ganzen Zeit unter einem kirchlichen Oberhirten zu stehen, dem ich vor jedem anderen Bischof des Landes den Vorzug gegeben hätte, wenn ich die Wahl gehabt hätte. Sein Andenken blieb mir stets teuer. *Dr. Bagot* war ein Mann von vornehmer Gesinnung und ebenso herzensgut als einsichtig und edel. In den Kämpfen, die über mich kamen, bewies er mir stets seine Teilnahme. Es war mein eigener Fehler, wenn ich nicht in mehr vertraute Beziehungen zu ihm trat, als sie zu meiner Freude an sich schon waren. Sein Name sei gesegnet für immer!

Zum Schluss meiner Ausführungen über den zweiten Punkt, auf dem mein Vertrauen ruhte, wiederhole ich, daß ich auch hier im Wesentlichen nichts zu widerrufen habe. Wie meine Klarheit in der Annahme des dogmatischen Prinzips seit den Jahren 1833 und 1816 die gleiche geblieben ist, so wenig wurde mein Glaube an eine sichtbare Kirche, an die Autorität der Bischöfe, an die Gnade der Sakramente und den religiösen Wert der Bußwerke, wie ich ihn im Jahre 1833 bekannte, erschüttert. Zu meinem Glaubensbekenntnis habe ich neue Artikel hinzu gewonnen. Aber die alten, die ich damals mit übernatürlichem Glauben festhielt, sind mir immer geblieben.

Römische Kirche. Der dritte Punkt meiner Stellung vom Jahre 1833, den ich seinem vollen Umfang nach widerrufen und verdammt habe, betrifft meine damalige Ansicht von der *römischen Kirche*. Ich will darüber so genau wie möglich sprechen. Wie ich bereits erwähnt habe, hielt ich in meiner Jugend und noch als ich erwachsen war, den Papst für den Antichrist. Am Weihnachtsfest des Jahres 1824/25 hielt ich eine Predigt dieses Inhalts. Aber schon im Jahre 1827 bekannte ich mich gerne zu der Stanze im *Christian Year – Christlichen Jahr: Sprich mild von deiner Schwester Fall*, die viele für zu sanft hielten. Von der Zeit an, da ich mit *Froude* verkehrte, nahm diese meine Bitterkeit allmählich ab. Ich nannte die römische Kirche eine Verbündete der *Sache des Antichrist*, eine von den *vielen antichristlichen Erscheinungen*, die der hl. Johannes vorhergesagt hat, oder vom *Geist des Antichrist* beeinflusst, und eine Einrichtung, die etwas *wahrhaft Antichristliches* oder *Unchristliches* an sich habe. Von meiner Kindheit an und noch im Jahre 1824 betrachtete ich im Anschluss an protestantische Autoritäten den hl. Gregor I., der um das Jahr 600 gelebt hat, als den ersten Papst, der als Antichrist gelten konnte, und hielt ihn doch auch wieder für einen großen und heiligen Mann. Im Jahre 1832/33 aber wandte ich mich der Ansicht zu, die römische Kirche sei vom Konzil zu Trient der Sache des Antichrist ausgeliefert worden. Wann sich mein Urteil von der Meinung, daß am Namen der römischen Kirche ein Makel

hafte, vollständig und nach jeder Richtung hin frei machte, kann ich nicht sagen. Aber ich scheute, soweit ich mich erinnern kann, infolge irriger Gewissenhaftigkeit oder aus Vorurteil bis zum Jahre 1843 vor ihrer Preisgabe zurück, selbst als meine Vernunft es mir gebot. Übrigens sah ich, wenigstens zur Zeit der traktarianischen Bewegung, ihr wesentliches Unrecht in den Ehrenbezeichnungen, die der allerseligsten Jungfrau und den Heiligen von ihr gezollt wurden. Und je mehr ich selbst die Andacht zu unserer lieben Frau und den Heiligen pflegte, desto ungehaltener wurde ich über die römischen Gebräuche. Ich meinte, diese verklärten Geschöpfe würden durch die ihnen erwiesene ungehörige Verehrung verletzt, wenn sie überhaupt leidensfähig seien.

8. Katholische Annäherung. Andererseits gab sich Froude im vertrauten Meinungs-austausch immer Mühe, mich von dieser Idee abzubringen. In einem seiner Briefe aus dem Ausland spielt er wahrscheinlich auf meine gewöhnlichen Einwände an, wenn er schreibt:

Ich halte die Menschen für unverständlich, welche die römischen Katholiken wegen der Verehrung der Heiligen, der allerseligsten Jungfrau, der Bilder usw. angreifen. Diese Dinge sind vielleicht abgöttisch, ich kann ihnen auch nichts abgewinnen. Aber nach meinem Begriff ist der Karneval die wahre, praktische Abgötterei, nach dem Wort der Schrift: ‚Das Volk setzte sich nieder, um zu essen und zu trinken und stand auf, um zu tanzen‘. (Ex 32, 6; 1 Kor 10, 7)

Der Karneval gehört, nebenbei bemerkt, in der Tat zu den wirklichen Missbräuchen, welchen sich seit mindestens drei Jahrhunderten fromme Katholiken stets widersetzt haben, wie wir aus dem Leben des hl. Philipp Neri erfahren, ganz zu schweigen von unseren Tagen. Doch davon wusste er nichts. Überdies flößte mir Froude eine tiefe Verehrung für die großen Päpste des Mittelalters ein. Und als ich einmal dahin gelangt war, das Konzil von Trient für den Wendepunkt in der Geschichte des christlichen Rom zu betrachten, verstand es sich von selbst, daß ich freimütig und freudig in ihr Lob einstimme. Bei meiner Auslandsreise machte der Anblick so vieler be-

rühmter Stätten, ehrwürdiger Reliquien und prächtiger Kirchen einen tiefen Eindruck auf meine Phantasie. Auch mein Herz war ergriffen. Als ich einmal zu Fuß einen Ausflug durch eine abgelegene Gegend in Sizilien machte, kam ich morgens gegen sechs Uhr zu einer kleinen Kirche. Ich hörte Stimmen und schaute hinein. Sie war gedrängt voll und alles sang. Ohne Zweifel war es die heilige Messe, aber das wusste ich damals noch nicht. Und in den schweren Tagen zu Palermo war ich nicht undankbar für den Trost, den ich in dem häufigen Kirchenbesuch fand. Er blieb mir stets unvergesslich. **Auch das eifrige Festhalten an der Lehre und an dem Leben des Zölibats, den ich als apostolisch anerkannte**, und die treue Übereinstimmung mit dem Altertum in so vielen anderen Punkten, die mir teuer waren, war ein Beweis und eine Verteidigung zugunsten der großen römischen Kirche. So wurde ich allmählich milder gegen sie gestimmt. Meine Vernunft blieb davon aber noch ganz unberührt. Mein Urteil gegen sie, als Institution betrachtet, war ihr so feindlich wie immer.

Von diesem Konflikt zwischen Vernunft und Neigung sprach ich in einem der ersten Traktate, der im Juli 1834 erschien: Wenn wir die hohen Gaben und die gewichtigen Ansprüche der römischen Kirche betrachten, wenn wir ihr großes Anrecht auf unsere Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit erwägen, wie könnten wir ihr gegenüber in unserem jetzigen Widerstand verharren, oder was könnte uns abhalten, von Liebe überwältigt, uns mit ihr zu vereinen, wenn nicht das Gebot der ewigen Wahrheit, sie selbst der ganzen Welt vorzuziehen? ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.‘ Und wie könnten wir meinen, ‚streng zu sein und urteilen zu können‘, wenn nicht Mose uns sogar vor einem gottbegnadeten Lehrer gewarnt hätte, der neue Götter verkündigt, und wenn nicht der hl. Paulus sein Anathem ausgesprochen hätte auch wider Engel und Apostel, die eine neue Lehre brächten? (Record, Nr. 24.)

Mein Gemütszustand glich in etwa dem eines Mannes, der gezwungen ist, vor Gericht gegen einen Freund auszusagen, oder meinem eigenen Gefühl in diesen Tagen, wo ich so vieles gesagt habe und sagen muss, was ich lieber verschweigen würde.

Protest lebensnotwendig. Der Protest gegen die römische Kirche war also für mich einfach Gewissenssache und daher Pflicht, so sehr er meinem Empfinden widersprach. Diese Pflicht bestand für mich auch deswegen, weil ein solcher Protest im Lebensprinzip meiner eigenen Kirche lag, was nicht bloß einfach in einer Catena, einer Pflicht, sondern in Übereinstimmung ihrer Theologen und in der Stimme des Volkes zum Ausdruck kommt. Auch war dieser Protest notwendig, weil er ein wesentliches Moment der Verteidigung ihres Standpunktes war. Ich stimmte dem Argument von Bernard Gilpin zu, die Protestanten könnten *nur den einen stichhaltigen und vollwertigen Grund für ihre Trennung vorbringen, daß der Papst der Antichrist sei*. Obwohl ich nun der Ansicht war, ein solcher Protest sei auf Wahrheit gegründet, sei eine religiöse Pflicht, ein Gesetz des Anglikanismus und eine Forderung der Umstände, in Wirklichkeit widerstrebte er mir. *Hurrell Froude* griff mich an, wenn ich protestierte. Und zudem sah ich ein, daß meine Sprache dabei gewöhnlich und gemacht klang. Ich glaubte, meine Worte abzuwägen und tat es auch wirklich, erkannte jedoch andererseits, daß die Versuchung für mich bestand, durch möglichst viele Anklagen gegen Rom mich selbst gegen die Beschuldigung des Papismus zu schützen.

9. Affekt gegen Rom. Und nun der eigentliche Grund, warum ich auf mein Empfinden gegen Rom zu sprechen komme. Die Vorwürfe gegen die römische Kirche waren in meinen Augen so gerechtfertigt, daß ich in ihnen einen Schutz und eine Sicherung sah gegen jede Möglichkeit, selbst mit der freiesten Auslegung der sogenannten anglikanischen Prinzipien Schaden anzurichten. Alle Welt war erstaunt über das, was Froude und ich sagten, man bezeichnete es als reinen Papismus. Ich antwortete: *Ja, es scheint so, als ob wir gerade auf den Papismus zusteueren, aber geht noch etwas weiter, und ihr werdet zu einer tiefen Kluft kommen, die den Pfad kreuzt und eine wirkliche Annäherung unmöglich macht*. Und mit Nachdruck setzte ich hinzu, viele anglikanische Gottesgelehrte seien des Papismus angeklagt worden und doch im Anglikanismus gestorben.

Die kirchlichen Grundsätze, die ich vertrat, hätten auch sie bekannt, und das Urteil, das sie sich über Rom gebildet hatten, hätte ich mir auch gebildet. Mochte also das jetzige anglikanische System noch so viele Fehler haben, mochte ich sie noch so kühn ans Licht stellen, an seiner Rom zugekehrten Front war es nicht verwundbar und konnte trotz Rom wieder ins Geleise gebracht werden. Die beiden Glaubensformen stimmten un-leugbar überein, aber so eng diese Übereinstimmung auch scheinen mochte, gerade in ihr würde eine eingehende Untersuchung die Elemente und Prinzipien einer wesenhaften Verschiedenheit an den Tag bringen.

Diese unerschütterliche Überzeugung gab mir das Vertrauen, daß man der Welt ohne Bedenken die Lehre und Schriften der Väter in ihrem ganzen Umfang übergeben dürfte. Ich glaubte, die englische Kirche sei in ihrem Wesen auf sie gegründet. Ich kannte nicht alle Aussprüche der Väter, fühlte aber, daß die Bekanntgabe ihrer Lehrmeinungen kein Unheil anrichten konnte, selbst wenn sie einmal von der anglikanischen abweichen sollten. Ich sprach offen aus, was ich klar als die Lehre der Väter erkannte, und äußerte mich unbestimmt und ohne endgültiges Urteil über ihre vermutlichen Aussprüche oder über das, was einzelne von ihnen gesagt hatten. Es konnte ja auch nicht schaden, wenn man den krummen Stab nach der anderen Seite bog, um ihn wieder gerade zu machen, denn es war ja unmöglich, ihn zu brechen. Wenn die Väter etwas Beunruhigendes enthielten, so war das nur vorübergehend, es ließ sich aufklären oder zugunsten des Anglikanismus deuten. Nach Rom *konnte* es nicht führen. Ich sprach diese Ansicht in der Vorrede zu dem von mir herausgegebenen ersten Band der Väterbibliothek aus und sagte, manche Prinzipien und Meinungen der Väter dürften dem anglikanischen Urteil anfänglich etwas fremd erscheinen, ich bäte aber den Leser, hoffnungsvoll weiterzulesen und mit seinem Urteil zurückzuhalten, bis er mehr darüber wisse, als sich auf den ersten Blick, at the outset, davon erfassen läßt.

Da das Übel in der Natur der Sache selber liegt, können wir nicht mehr tun, als Geduld haben und anderen Geduld empfehlen, und mit

dem Wettläufer in der Tragödie unverwandt und mutvoll vorwärts auf den Ausgang schauen, o telei pistin pheron, dem Ende vertrauend. Alles, was im einzelnen unharmonisch und unregelmäßig ist, wird zuletzt, so hoffen wir, im ganzen abgetönt erscheinen.

Auf Grund einer solchen Stellungnahme, einer solchen Verteidigung und Taktik glaubte ich, es sei nicht bloß unsere Pflicht, sondern auch möglich, dem Ansturm liberaler Grundsätze, den wir alle unmittelbar voraussahen, zu begegnen, mochte er sich gegen die Kirche oder die Universität richten. Und im Lauf des ersten Jahres der traktarianischen Bewegung begann der Angriff auf die Universität. Im November 1834 erhielt ich von *Dr. Hampden* die zweite Auflage einer Flugschrift mit dem Titel: *Observations on Religious Dissent with particular reference to the use of religious tests in the University, Bemerkungen über den Dissens mit besonderer Beziehung auf den Gebrauch religiöser Eide an der Universität*. In dieser Schrift wurde behauptet, *Religion und theologische Lehrmeinung seien nicht dasselbe* (S. 1, 28, 30 u. ö.), es sei nur ein allgemeines Vorurteil, wenn theologische Behauptungen, die methodisch deduziert und aufgestellt werden, mit der einfachen Religion Christi identifiziert werden (S. 1). Unter die theologische Meinung müsse die Trinitätslehre (S. 27) und der Theismus der Unitarier (S. 19) gerechnet werden. Ein Dogma sei eine starr festgehaltene theologische Meinung (S. 20, 21). Die Spekulation lasse immer ein Tor für eine Berichtigung offen (S. 22). Die englische Kirche sei ihrem Geist nach nicht dogmatisch, wenn auch der Wortlaut ihrer Formulare oft einen dogmatischen Ton habe (S. 23).

10. Ich bestätigte den Empfang dieses Werkes mit folgendem Brief:

Die Freundlichkeit, die Sie veranlaßt hat, mir Ihre letzte Flugschrift zu übersenden, läßt mich zuversichtlich hoffen, daß Sie mir verzeihen werden, wenn ich die gebotene Gelegenheit benütze, Ihnen mein aufrichtiges und tiefes Bedauern über die Veröffentlichung dieser Schrift auszudrücken. Eine solche Gelegenheit konnte ich mir nicht entgehen lassen, ohne meinen eigenen ernstesten Gedanken über diese Frage untreu zu werden.

Da ich den Ton der Pietät, den die Schrift zur Schau trägt, achte, wage ich nicht, meine Gefühle über die in ihr enthaltenen Grundsätze nieder zu schreiben. Sie zielen tatsächlich, meiner Ansicht nach, sämtlich auf den Ruin des christlichen Glaubens. Auch beklage ich, daß ihr Erscheinen den ersten Schritt bedeutet, den Frieden und das gegenseitige gute Einvernehmen zu stören, das so lange an dieser Stätte geherrscht hat und dessen ernstliche Störung Streitigkeiten nach sich ziehen wird, die um so schwerer beizulegen sind, als sie vom Gewissen der Leute gerechtfertigt werden, die einer Neuerung aus strengem Pflichtbewusstsein widerstreben.

Seitdem hat Phaeton den Sonnenwagen bestiegen. Wir können leider nur zuschauen und warten, bis er von der Höhe herab stürzt. Die Länder aber, über die er hinfährt, leiden mittlerweile unter seiner Fahrt.

Damit eröffnete der Liberalismus seinen Angriff auf die alte Orthodoxie von Oxford und England. Dieser Angriff hätte nicht für so lange Zeit abgeschlagen werden können, wenn in den Verhältnissen der Gegenbewegung, die sich gebildet hatte, um sich ihm in den Weg zu stellen, nicht eine große Umwandlung eingetreten wäre. Ich persönlich war nicht der Mann, eine Partei zu führen. Ich war von Anfang bis zuletzt nie mehr als der Wortführer, der *leading author* einer Schule und wollte auch nie etwas anderes sein. Dies ist meine Auffassung von der Sache. Ich sage das nicht mit der Absicht, die Verantwortlichkeit für das Geschehen von mir abzuwälzen, und nicht aus Undankbarkeit gegen die, welche zur damaligen Zeit mehr aus mir machten, als ich verdiente, und für mich und auf mein Wort hin mehr taten, als ich selbst zustande brachte. Ich schreibe meine Geschichte, wie ich sie sehe. Zehn Jahre lang habe ich unter meinen persönlichen Freunden gelebt. Die längste Zeit stand ich unter Einflüssen, statt daß ich selber einen Einfluss gehabt hätte, und zu keiner Zeit habe ich auf andere eingewirkt, ohne auch ihre Einwirkung auf mich zu erfahren. Wie es an einer Universität üblich ist, habe ich mit meinen Studenten, die mir als ihrem Tutor besonders anvertraut waren, auch mit einzelnen meiner übrigen Zuhörer und mit den jüngeren Amtsgenossen meines Kollegs ohne Förmlichkeiten und Rangunter-

schiede wie mit meinesgleichen verkehrt. So wurden meine Anschauungen durch meine Freunde, die größtenteils jünger waren als ich, verbreitet. Sie hörten, was ich in der Unterhaltung äußerte, und erzählten es anderen. Die Studenten erlangten mit der Zeit ihre akademischen Grade und wurden selbst Tutoren. In diesem neuen Stand vertraten sie wiederum die Ansichten, die sie selbst vorher in sich aufgenommen hatten. Andere zogen hinaus aufs Land und bekamen Pfarrstellen. Sie erhielten dann von London aus Sendungen der Traktate und anderer Veröffentlichungen, legten diese in den Buchhandlungen des Ortes aus, besprachen sie in den Zeitungen, verbreiteten sie in den Versammlungen der Geistlichen und gewannen ihre Vorgesetzten und Amtsbrüder mehr oder weniger für ihre Überzeugung. Im Zusammenhang mit meiner Person betrachtet, war die Bewegung also nur eine schwebende Meinung, keine Macht. Und sie wäre nie eine Macht geworden, wenn sie in meiner Hand geblieben wäre.

11. Nach Jahren schrieb mir ein Freund und machte mir Vorhaltungen wegen der angeblichen Maßlosigkeiten meiner Schüler und wandte meinen eigenen Vers über den hl. Gregor von Nazianz auf mich an: „Erheben konntest du das Volk, doch lenken nicht.“ Gerade als er mir schrieb, standen mir besondere Schwierigkeiten im Wege, einen derartigen Einfluss geltend zu machen. Doch auch sonst besaß ich über andere nie die Autorität, welche die Umstände bisweilen gebieterisch verlangten. **Mein erster Grundsatz war immer: Leben und leben lassen!** Ich hatte nie die für einen Führer nötige Festigkeit und Würde. Schließlich ist mir der Einfluss, den ich über junge Leute hatte, niemals recht zu Bewusstsein gekommen. Erst in späteren Jahren habe ich gehört und gelesen, daß sie mich auf mancherlei Art nachahmten. Ich ahnte nichts davon, und meine vertrauten Freunde wussten zu gut, wie eine solche Mitteilung mich verstimmen würde, und hatten deshalb nicht den Mut, es mir zu erzählen. Ich empfand großen Unwillen, wenn wir eine Partei genannt wurden, und wollte nie zugeben, daß wir das seien. **Ich hatte eine nachlässige und gemächliche Art, die**

Dinge zu behandeln. Über die Traktate übte ich keine genügend strenge Zensur aus. Ich nahm auch die Aufsätze solcher Leute auf, die nicht in allem mit mir übereinstimmten. Und meinen eigenen Beiträgen fügte ich eine Bemerkung mit dem Inhalt bei, daß jedermann nach Belieben von diesen Gebrauch machen und sie, wenn nötig, mit Änderungen abdrucken könne. Denn ich war überzeugt, daß ihre Hauptbestimmung dadurch nicht beeinträchtigt werde. Später hielt ich es mit anderen Veröffentlichungen ebenso. Zwei Jahre lang erschienen von mir selbst oder zumindest von meinen Freunden Aufsätze in der *British Critic*. Der Herausgeber war ein Gentleman, ein Mann mit glänzender Begabung, der übrigens kaum mit mir bekannt war und für die Traktate keine Sympathie hatte. Als ich vom Jahre 1838 bis 1841 selbst Herausgeber war, ließ ich in meiner ersten Nummer eine ungünstige Beurteilung meines Werkes über die *Rechtfertigung*, das wenige Monate zuvor veröffentlicht worden war, erscheinen. Ich hatte die Empfindung, so handeln zu sollen, weil ich das Buch dem Manne, der es in dieser Weise angriff, übergeben hatte. Einige Zeit später nahm ich einen Artikel gegen die Jesuiten auf, dessen Ton mir missfiel. Als ich für meine neue Kirche zu Littlemore einen Kaplan suchen musste, übertrug ich das Amt einem Freund ohne dessen Zutun, der vor seinem Amtsantritt in einer Predigt die Wiedergeburt durch die Taufe und Dr. Puseys Meinung in dieser Frage herab setzte. Die gleiche Nachsicht erzeugte ich den Mitarbeitern, die mich bei den einzelnen Bänden der Kirchengeschichte von *Fleury* unterstützten. Es waren begabte, gelehrte und ausgezeichnete Männer, aber ihr späterer Lebensgang hat gezeigt, wie wenig meine Wahl durch den Gedanken an irgend eine innere Übereinstimmung der Ansichten zwischen ihnen und mir beeinflusst war. Dieselbe Bemerkung trifft bezüglich der später erschienenen *Lebensbeschreibungen englischer Heiliger* zu. All das mag scheinbar dem widersprechen, was ich über meine Heftigkeit sagte. Es ist nicht meine Aufgabe, darüber Rechenschaft zu geben. Aber es gab schon vor mir Männer, die in ihren Handlungen schroff und doch duldsam und

maßvoll in ihrem Urteil waren. So las ich wenigstens in der Geschichte. Das war auch hier der Fall und übte seinen Einfluss auf die Traktate aus. Diese waren anfangs kurz und flüchtig, daher viele von ihnen wirkungslos. Als sie am Ende des Jahres in einem Band gesammelt waren, sahen sie recht mangelhaft aus.

Beteiligung Dr. Puseys. Unter diesen Umständen schloss sich Dr. Pusey uns an. Ich kannte ihn schon sehr gut seit dem Jahre 1827 oder 1828 und hegte eine enthusiastische Bewunderung für ihn. **Ich pflegte ihn *ho megas*, den Großen, zu nennen.** Seine große Gelehrsamkeit, sein unermüdlicher Fleiß, seine wissenschaftliche Denkweise, seine aufrichtige Hingebung an die Sache der Religion hatten es mir angetan. Darum war natürlich meine Freude groß, als er in den letzten Tagen des Jahres 1833 sich geneigt zeigte, mit uns gemeinsame Sache zu machen. Seine Flugschrift über das Fasten erschien in unserer Reihe mit Datum vom 21. Dezember. Allerdings gehörte er, wie ich meine, der Bewegung bis 1835 oder 1836 nicht rückhaltlos an. Zu dieser Zeit veröffentlichte er seinen Traktat über die Taufe, und begann, die Bibliothek der Väter heraus zu geben. Er gab uns sofort eine Stellung und einen Namen. Ohne ihn hätten wir keine Aussicht gehabt, wenigstens 1834 noch nicht, dem liberalen Ansturm ernsthaft Widerstand zu leisten. Aber Dr. Pusey war Professor und Kanonikus am Christ-Church-College. Wegen seiner tiefen und ernsten Religiosität, seiner Freigebigkeit, wegen der Großzügigkeit seiner wohlthätigen Stiftungen, wegen seiner Stellung als Professor, seinen Familienbeziehungen und seines guten Verhältnisses zu den Behörden der Universität hatte er einen weitgehenden Einfluss. Er war für die Bewegung alles, was Rose hätte sein können, und besaß zudem noch das, was diesem fehlte und doch unentbehrlich war, die enge Freundschaft und den vertrauten täglichen Verkehr mit den Männern, von denen sie ausging. Er hatte auf ihre Ergebenheit den besonderen Rechtsanspruch, der in der lebendigen Gegenwart eines so treu und aufrichtig liebenden Freundes liegt. Fortan gab es einen Mann, der Haupt-

und Mittelpunkt sein konnte für alle, die in jedem Teil des Landes voll Eifer die neuen Lehrmeinungen aufnahmen. Und nicht bloß das, er war auch der Mann, in dem die Bewegung sich in der Welt durchsetzen konnte und sich die Anerkennung anderer Seiten der Universitäten erwarb. Im Jahre 1829 waren *Froude*, *Wilberforce* oder *Newman* nur Individuen, und als sie sich im Wahlkampf desselben Jahres auf die Seite von *Sir Robert Inglis* stellten, fragten die Anhänger der beiden Richtungen nur verwundert, wie sie dazu kämen, legten aber der Tatsache keine Bedeutung bei. Dr. Pusey jedoch war, um eine allgemeine Redensart zu gebrauchen, eine Armee für sich. Er war imstande, dem, was ohne ihn nur eine formlose Masse war, Namen, Gestalt und Persönlichkeit zu geben. Und als verschiedene Parteien sich vereinen mußten, um den liberalen Maßnahmen der Regierung zu begegnen, hatten wir Mitglieder der Bewegung mit Recht unseren Platz unter ihnen.

12. Das war der Nutzen, den er der Bewegung nach außen hin gab. Nach innen war der Vorteil nicht geringer. Er war ein Mann mit großen Plänen, von hoffnungsfroher, sanguinischer Gemütsart. Menschenfurcht und ängstliche Zweifel waren ihm fremd. Man hört nicht selten sagen, daß er einmal der katholischen Kirche näher stand als jetzt. Ich bitte Gott, daß er eines Tages der katholischen Kirche viel näher stehen möge als damals. Denn ich glaube, daß er ihr, solange ich ihn kenne, mit Verstand und Urteil überhaupt niemals nahe stand. Als ich katholisch wurde, fragte man mich oft: *Wie steht's mit Dr. Pusey?* Und wenn ich sagte, ich sehe keine Anzeichen, daß er tun werde, was ich getan habe, hielt man mich bisweilen für lieblos. Wenn mit Recht das Vertrauen in seine Stellung die erste und wesentliche Bedingung für den Leiter einer Partei ist, so besaß Dr. Pusey es in besonderem Maße. Das beste Beispiel dafür war seine Erklärung für einen der späteren Angriffe auf die Bewegung, als diese schon eine erhebliche Strecke des Weges in Richtung Rom zurückgelegt hatte, die Festigkeit gehöre zu ihren hoffnungsvollsten Eigenschaften. Er sagte es im guten Glauben, es war seine persönliche Meinung von ihr.

Dr. Puseys Einfluß war sofort fühlbar. Er sah, daß den Traktaten und der ganzen Bewegung mehr Nüchternheit und Ernst, mehr Sorgfalt und Verantwort fehlte. Durch ihn wurde der Charakter der Traktate geändert. Als er uns eine Abhandlung über das Fasten übergab, versah er sie mit den Anfangsbuchstaben seines Namens. Im Jahre 1835 veröffentlichte er seinen sorgfältig gearbeiteten Traktat über die Taufe. Darauf folgten andere von verschiedenen Autoren, die zwar nicht so gelehrt, aber eben so kraftvoll und zeitgemäß waren. Die Blütenlese aus anglikanischen Theologen, die in unserer Reihe erschienen ist, war, wenn ich mich recht entsinne, bereits von mir geplant und wurde jetzt mit den gleichen Absichten, aber mit größerer Genauigkeit und mehr Überlegung ausgeführt. Im Jahre 1836 kündigte er seinen großen Plan einer Übersetzung der Väter an. Aber ich muß zu mir selbst kommen, denn ich habe nicht die Geschichte Dr. Puseys oder der Bewegung zu schreiben. Immerhin machte es mir Freude, hier Erinnerungen an die Stellung, die er in ihr einnahm, einfügen zu können. All dies steht in so enger Beziehung zu mir, daß es keine Abweichung von meinem Bericht bedeutet.

Ich nehme an, es war der Einfluß und das Beispiel Dr. Puseys, die mich bewegten, größere und gründlichere Werke zur Verteidigung der Grundsätze der Bewegung zu schreiben und durch andere schreiben zu lassen. Sie erschienen im Lauf mehrerer Jahre, einzelne davon erforderten oder erfuhren von ihren Autoren eine so sorgfältige Behandlung, daß sie erst erschienen, als die Bewegung ihren Charakter und ihre Bedeutung bereits geändert hatte. Ich machte mich sofort an ein Werk, in dem unsere Beziehungen zur römischen Kirche genau festgestellt wurden. Ehe das nicht geschehen war, konnten wir keinen Schritt in Ruhe tun. Es war eine absolute Notwendigkeit und unabweisbare Pflicht, so bald wie möglich eine ausführliche Darlegung zu geben, um unsere Freunde zu ermutigen und zu beruhigen und den Angriffen unserer Gegner widerstehen zu können. Von allen Seiten war der Ruf zu hören, daß die Traktate und die Schriften der Väter uns zum Katholizismus

führen werden, bevor wir es nur gemerkt hätten. Mitglieder der evangelikalen Partei, die sich im Jahre 1836 mit uns verbunden hatten, um gegen eine wichtige Verfügung des Premierministers auf der Provinzialsynode Protest zu erheben, sprachen das laut aus. Diese Geistlichen äußerten damals sogar den Wunsch, daß ihre nächste Stimmabgabe in Oxford den Zweck haben möchte, dem Papismus in der Bewegung ein Ende zu machen. Ein anderer und höchst wichtiger Grund war folgender: Monsignore Wiseman hatte mit dem Scharfsinn und Eifer, der von diesem großen Prälaten zu erwarten war, das Kommende voraus gesehen, war im Jahre 1836 nach England zurückgekehrt, hatte in London Vorträge über die katholischen Lehren gehalten und im Lande den Eindruck hervorgerufen, den auch wir teilten: daß wir nicht bloß mit unseren Brüdern, sondern außerdem mit unseren Erbfeinden zu kämpfen hätten. Diese Umstände veranlassten mich zur Herausgabe des Werkes *Das Prophetenamt der Kirche in seiner Beziehung zu Rom und zum populären Protestantismus betrachtet*.

13. Beziehung zu Rom. Dies Werk beschäftigte mich drei Jahre lang, von Anfang 1834 bis Ende 1836. Es war auf Grund einer sorgfältigen Berücksichtigung und eines Vergleichs der bedeutendsten anglikanischen Theologen des 17. Jahrhunderts abgefasst. Zuerst schrieb ich es in Form einer brieflichen Kontroverse mit einem gelehrten französischen Priester. Darauf wurde es umgearbeitet und zu Vorträgen in der Marienkirche verwendet. Schließlich wurde es mit vielen Kürzungen und Zusätzen veröffentlicht.

Es war ein Versuch, die Grundzüge, aus welchen der christliche Glaube und die christliche Lehre hervor gehen, aufzuzeigen und mit deren Hilfe die Beziehungen des römischen und anglikanischen Systems zueinander zu bestimmen. Auf diese Weise zeigte es sich, daß eine Verschmelzung der beiden unmöglich sei, und daß vom Anglikaner so wenig gesagt werden könne, er neige zum Römer, als von diesem, daß er sich dem Anglikaner nähern wolle. Der Geist des Buches ist der römischen Kirche nicht so freundlich wie Traktat 71, der ein Jahr

früher erschienen war. Im Gegenteil, er ist sehr scharf. Das schreibe ich dem Umstand zu, daß es eine theologische Lehrschrift ist, während der Traktat als Kontroversschrift in den Streitfragen so wenig wie möglich behauptet und so viel wie möglich zugesteht, und die übereinstimmenden Punkte ebenso betont wie die abweichenden. Ein weiterer Grund, der sich ganz unmittelbar geltend machte, war der, daß ich mich in diesem Buch mit dem *Römischen*, wie ich mich ausdrückte, nicht so sehr in seinen formellen Entscheidungen und nach dem Wesen seines Bekenntnisses, als in seiner traditionellen Tätigkeit und in seiner autorisierten Lehre befasste, wie sie durch seine hervorragenden Schriftsteller dargestellt wird. Der Traktat dagegen ist zu dem Zweck geschrieben, die Verschiedenheit der Kirchen mit der Absicht einer Versöhnung derselben zu erörtern. Es gibt noch einen dritten Grund, auf den ich weiter unten eingehen werde.

Palmer und Perrone. Das Werk zielte jedoch weiter als nur auf den Kampf gegen das römische System. Es war der Versuch, ein theologisches System nach anglikanischem Begriff und mit der Gründung auf anglikanische Autoritäten aufzustellen. *Palmer* hatte zu derselben Zeit die Absicht, ein Werk ähnlicher Natur nach seiner Art in Angriff zu nehmen. Es wurde meines Wissens unter dem Titel *Eine Abhandlung über die christliche Kirche* veröffentlicht. Wie es von dem Autor nicht anders erwartet werden konnte, war es eine überaus gelehrte und sorgfältige Arbeit. Der Form nach war sie, möchte ich sagen, polemisch. Wenigstens folgte er der logischen Methode der römischen Schulen so erfolgreich, daß P. Perrone in seiner Abhandlung über die dogmatische Theologie ihn als einen Kämpfer von echtem Schrot und Korn anerkannte und als einen Feind begrüßte, der würdig sei, widerlegt zu werden. Andere Soldaten dieses Kampfplatzes scheint er nicht höher bewertet zu haben als die Landsknechte des Mittelalters und wahrlich mit gutem Grund. Als ich diesen ausgezeichneten und herzensguten Mann später in Rom kennenlernte, erlaubte er mir, von ihm für die geringschätzigen Gedanken, die er einst über mich

hegte, volle Genugtuung zu erlangen, indem ich seine kostbare Zeit mit meinen theologischen Fragen in Anspruch nehmen durfte. Palmers Buch war von der Art, wie es außer ihm kein Anglikaner schreiben konnte, soweit ich mich erinnere. Es war in keiner Hinsicht ein bloßer Versuch. Der Stoff der Kontroverse war in fest umrissene Teile gegliedert, und jeder Einwurf erhielt seine Antwort. Die Methode ist besonders geeignet für die autoritative Belehrung der Jugend. Das Werk war in der Tat für Studenten der Theologie bestimmt. Mein eigenes Buch dagegen war offenkundig nur ein Versuch mit ausgesprochen empirischem Charakter. Ich wollte aus dem Material, das dank der Mühe großer Gottesgelehrter schon zubereitet und behauen bereitlag, eine anglikanische Theologie aufbauen. Dies konnte jedoch nicht das Werk eines einzigen Mannes sein. Noch viel weniger konnte es sogleich in der anglikanischen Theologie Eingang finden, auch wenn es noch so wohl getan war. Das gab ich rückhaltlos zu. Obgleich ich das feste Vertrauen hatte, daß meine Darlegungen der Lehre sich als zutreffend und bedeutsam erweisen würden, schrieb ich doch, wie man zu sagen pflegt, unter dem *Vorbehalt späterer Berichtigungen*.

14. Prophetenamt. Noch ein anderes Motiv, persönlicher Natur, war der Anlaß zu meiner Veröffentlichung. Auch dies muß ich meines Erachtens erwähnen. Ich empfand es damals und immer als eine intellektuelle Feigheit, für seinen Glauben keine vernünftige Grundlage zu haben, und als eine moralische Feigheit, für diese Grundlage nicht offen Zeugnis zu geben. Ich hätte mich als Mann geschämt, sie nicht klar zu formulieren, ganz gleich, welcher Art sie war. Dies ist ein Hauptgrund, warum ich das *Prophetenamt* schrieb und veröffentlichte. Bei einer Versammlung der Mitglieder des Lehrkörpers im Frühling 1836 anlässlich des damals entfachten Kampfes gegen eine Whig-Verordnung stellte jemand den Antrag, wir alle sollten, wenn ich recht verstand, lediglich im Rahmen der Kollegdiskussion bleibend, nach konservativen Gesichtspunkten handeln und möglichst wenig mit Behauptungen in der Öffentlichkeit hervor treten. Da gab ich aus demselben Empfinden heraus zur

Antwort, die Persönlichkeit, der wir entgegen treten wollten, hätte ihren Standpunkt schriftlich dargelegt, und wir müßten dasselbe tun. Dies war wiederum ein Hauptgrund für die Herausgabe des Traktates 90. Leider sollte es jahrelang mein Los sein, keine befriedigende Grundlage für mein religiöses Bekenntnis zu finden und in einem Zustand moralischer Trockenheit zu verharren, ohne Ruhe im Anglikanismus, und nicht imstande, mich Rom anzuschließen. Aber ich ertrug es, bis im Lauf der Jahre mein Weg klar vor mir lag. Wenn mir hier entgegen gehalten wird, daß ich während dieser Zeit in meinen Schriften oft auf Dinge hindeutete, die ich nicht klar ausdrückte, so gebe ich zu bedenken, daß es nur vorkam, wenn ich beim besten Willen nicht mehr wusste, ob mir die schuldige Rücksicht auf die Geistesverfassung und das Empfinden anderer zu reden oder zu schweigen gebot. Übrigens wird sich noch Gelegenheit bieten, mehr darüber zu sagen. Nun aber zurück zum *Prophetenamt*.

In der Einleitung zu meinem Werk sagte ich:

Die Untersuchung hat den Zweck, Richtlinien für die Aufstellung einer anglikanischen Theologie zu geben, die als Lösung einer ihrer Spezialfragen ein Recht auf Anerkennung hat.

Der gegenwärtige Stand unserer Gottesgelehrsamkeit ist folgender: Die kraftvollsten, klarsten und fruchtbarsten Gelehrten wurden von Gottes Barmherzigkeit in den Dienst unserer Kirche gestellt, Männer, die ebenso ehrwürdig und heiligmäßig, als von der alten Wahrheit durchdrungen und in den Schriften der Väter ebenso bewandert als geistig begabt waren. Das ist in der Tat eine große Gnade Gottes, für die wir stets dankbar sein müssen. Die Lehre des Urchristentums ist nach allen Richtungen hin für uns durchforscht, und die ursprünglichen Prinzipien des Evangeliums und der Kirche sind mit unermüdlichem Fleiß ans Licht gestellt worden. Doch eines fehlt noch: Unsere Vorkämpfer und Lehrer haben in stürmischen Zeiten gelebt. Politische und andere Einflüsse haben in ihren Tagen in verschiedener Weise auf sie eingewirkt und auch nachher eine sorgfältige Befestigung und Vertiefung ihrer Urteile verhindert. Wir haben ein reiches Erbe, aber keinen Überblick über unsere Schätze. Wir haben alles in reicher Fülle empfangen. Uns bleibt die Aufgabe, zu zählen, zu ordnen, einzuteilen, auszuwählen, in Einklang zu brin-

gen und zu vervollständigen. Wir haben mehr, als wir zu gebrauchen wissen, Reichtümer an Wissen, aber wenig davon ist präzisiert und praktisch verwendbar. Allgemein gültige Wahrheiten und individuelle Meinungen, grundlegende Prinzipien und geniale Vermutungen, alles in denselben Werken bunt gemischt und der Sichtung harrend. Wir begegnen Wahrheiten, die überschätzt oder missbraucht, und Einzelfragen, die verschieden aufgefasst werden, Tatsachen, die ungenügend geprüft oder verwertet sind, und Regeln, welche man nicht immer mit demselben Nachdruck eingeschärft oder widersprechend ausgelegt hat. Das ist allerdings der Zustand jeder tiefen Philosophie in ihren Anfangsstadien, daher auch der theologischen Wissenschaft. Was wir im Augenblick für das Wohl unserer Kirche brauchen, ist weder Erfindungsgabe, noch Originalität oder Scharfsinn, nicht einmal große Gelehrsamkeit unserer Theologen, wenigstens nicht in erster Linie, obwohl alle Gaben Gottes in gewissem Maße nötig sind und nie unzeitgemäß sein können, wenn sie mit religiösem Sinn gebraucht werden. Aber vor allem brauchen wir gesundes Urteil, ruhiges Denken, die Unterscheidungsgabe, einen aufnahmefähigen Geist, Verzicht auf alle privaten Vermutungen, Launen und persönlichen Neigungen, mit einem Wort, göttliche Weisheit.

Den Hauptinhalt des Buches bildet die Lehre von der *Via media*, ein Name, der von bedeutenden Schriftstellern bereits auf das anglikanische System angewandt wurde. Es ist eine anspruchsvolle Bezeichnung, aber nicht ganz befriedigend, weil sie auf den ersten Blick nur eine Verneinung enthält. Das war auch der Grund meiner Abneigung gegen das Wort *Protestant*. Es bezeichnet kein Bekenntnis zu einer Religion und ist für den Unglauben ebenso verwendbar. Eine *Via media* war nur ein Meiden von Extremen. Daher mußte ich diesem Ausdruck erst Gestalt und Charakter geben. Er hatte auf unsere Wertschätzung erst dann Anspruch, wenn er als eindeutig, verständlich und folgerichtig erwiesen war. Das war die erste Bedingung für eine vernunftgemäße Behandlung der *Via media*. Die zweite, ebenso unerlässliche Bedingung stand nicht in meiner Macht. Ich konnte nur hoffen, daß sie eines Tages erfüllt würde. Selbst wenn die *Via media* ein ganz positives religiöses System war, so war sie doch noch keine objektive Wirklichkeit. Es gab

nirgends ein Original, das sie zur Darstellung brachte. Einstweilen war sie nur eine papierene Religion. Das gab ich in meiner Einleitung zu. Ich schrieb: *Protestantismus und Papismus sind wirkliche Religionen ..., die Via media aber, als abgeschlossenes System betrachtet, hat außer auf dem Papier noch kaum existiert.* Ich erkannte den Einwand als berechtigt an, suchte ihn aber abzuschwächen: *Es bleibt noch immer der Versuch zu machen, ob der sogenannte Anglo-Katholizismus, die Religion eines Andrewes, Laud, Hammond, Butler und Wilson geeignet ist, bekannt, betätigt und für einen weiten Wirkungskreis aufrecht erhalten zu werden, oder ob er eine bloße Abart, ein Übergangsstadium des römischen Katholizismus oder des volkstümlichen Protestantismus darstellt.* Ich rechnete darauf, daß die Via media sich eines Tages als Religion von Fleisch und Blut erweisen werde.

15. Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich bemerken, daß diese Unentschiedenheit in der Frage nach der wissenschaftlichen **Gültigkeit der Theorie von der Via media** keinen Zweifel an den **drei Fundamentalpunkten** in sich schloss, auf die sie nach meiner obigen Darlegung gegründet war, nämlich **das Dogma, das System der Sakramente und den Gegensatz zur römischen Kirche.**

Andere Nachforschungen, die ich anstellen mußte, trugen noch mehr den Charakter eines Versuchs. Die Grundlage der Via media, welche die eben erwähnten drei Hauptpunkte umfasste, war klar genug. Aber es sollte nicht bloß das Haus darauf gebaut, sondern auch ausgestattet werden, und es ist nicht zu verwundern, wenn ich ebenso wie andere in der Bestimmung dessen, was zu dieser Ausstattung gehörte, was mit dem Stil des Gebäudes vereinbar und an sich wünschenswert war, irrte. Ich will erklären, was ich damit meine.

Ich hatte im *Prophetenamte* die Abweichungen des römischen Systems vom anglikanischen aufgeführt, dagegen ihre Berührungspunkte weniger hervorgehoben. Die gemeinsamen Grundlehren waren zwar an folgender Stelle aufgezählt: *In beiden Systemen gilt dasselbe Glaubensbekenntnis. Neben anderen*

übereinstimmenden Lehren bekennen beide, daß der Glaube an bestimmte Lehren zum Heil notwendig ist: Wir glauben beide an die Lehre von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung und der Versöhnung, an die Erbsünde, die Notwendigkeit der Wiedergeburt, an die übernatürliche Gnade der Sakramente, an die apostolische Sukzession, an die Pflicht des Glaubens und des Gehorsams und an die Ewigkeit der künftigen Strafe. (S. 55, 56). So viel hatte ich gesagt, aber das war nicht genug. Diese Aufzählung schließt viel mehr übereinstimmende Lehren in sich, als gerade in den Artikeln, die als fundamental gelten, enthalten sind. Wenn die beiden Kirchen also in den Grundlehren einig waren, mußten sie auch in den darin enthaltenen klaren Folgerungen und in den natürlichen Gebräuchen übereinstimmen, welche sie nach außen darstellten. Es war anglikanischer Grundsatz, daß *der Missbrauch eines Dinges dessen rechtmäßigen Gebrauch nicht aufhebe*. Und ein anglikanischer Kanon vom Jahre 1603 hatte erklärt, die englische Kirche habe nicht die Aufgabe, alles in den Kirchen Italiens, Spaniens und Frankreichs Geltende abzutun, sondern solche Zeremonien und Eigentümlichkeiten, die apostolischen Ursprungs seien, in Ehren zu halten. Abgesehen also von den in diesem Zugeständnis eingeschlossenen Ausnahmen, mochten es ihrer viele oder wenige sein, waren alle diese Kirchen offenbar als eins mit der anglikanischen zu betrachten. Die katholische Kirche war anfangs viele Jahrhunderte lang in allen Ländern eine Einheit gewesen. Dann hatten verschiedene Teile ihre eigenen Wege eingeschlagen und damit Wahrheit und Liebe geschädigt, aber nicht aufgehoben. Dieser Teile oder Zweige waren es hauptsächlich drei, die griechische, die lateinische und anglikanische Kirche. Jede derselben war die Erbin der alten, ungeteilten Kirche, die als Ganze in ihren Besitz überging. Jeder Zweig war mit der alten, ungeteilten Kirche identisch, und die Einheit mit dieser Kirche bildete das Einigungsband der Zweige untereinander. Sie stimmten in allem überein, *nur nicht* in den später hinzugekommenen Irrtümern. Der eine oder andere Zweig hatte einzelne Teile der apostolischen Wahrheit und Sitte beibehal-

ten, welche den anderen abhanden gekommen waren, und diese Teile konnten und sollten von denjenigen, die sie verloren hatten, zurück gewonnen werden. So gehörte das Mittelalter und vor allem das Mittelalter Englands der anglikanischen Kirche. Die Kirche des 12. Jahrhunderts war dieselbe wie die des 19. Jahrhunderts. *Dr. Howley* hatte den Stuhl des hl. Thomas inne, des Märtyrers. Oxford war eine mittelalterliche Universität. Ohne unsere Verpflichtungen auf das Gebetbuch und die Artikel würden wir in der Atmosphäre der Zeiten Heinrichs III. oder Eduard des Bekenners oder Alfreds atmen und leben, handeln und sprechen. Und wir sollten gegen alles, was Rom jetzt lehrt, wie gegen das, was es früher lehrte, zwar protestieren, im Übrigen aber Nachsicht üben, ja sogar das herzlich willkommen heißen, was wir selbst nicht glauben annehmen zu dürfen. Fühlten wir aber die Pflicht, eine entschiedene Anklage zu erheben, so sollten wir es mit Bedauern, nicht mit Freude tun. Eben auf Grund unseres Protestes, den wir erhoben und *ex animo*, aus der Bedrängnis, erheben, könnten wir Differenzen dulden. Was die Mitglieder der Bibelgesellschaft mit Berufung auf die Schrift, das konnten wir mit Berufung auf die Kirche tun. Trinitarianer und Unitarianer waren viel weiter voneinander entfernt als die römische und anglikanische Kirche. Darum hatten wir den aufrichtigen Wunsch, in allem Erlaubten mit Rom zu wirken, wenn es uns das Recht dazu einräumte und die Vorschriften unserer eigenen Kirche es uns nicht verboten. Wir glaubten, daß es keinen besseren Weg zur Wiederherstellung der Reinheit und Einheit der Lehre gebe. Auch nahmen wir an, daß Rom nicht durch seine formellen Entscheidungen auf all das verpflichtet war, was es tatsächlich lehrte. Wenn ferner seine Wortführer gegen uns ungerecht oder seine Gesetzgeber tyrannisch waren, so hatte es in unserer Auseinandersetzung mit der römischen Kirche auch unsererseits nicht an Hass und Verleumdung und an Gewalt in unseren politischen Maßnahmen gefehlt. Uns selbst, die wir Werkzeuge sein sollten, den Glauben und die Sitte Roms zu veredeln, ermahnte ich oft: *Kehren wir vor der eigenen Tür! Lasst uns zuerst oder doch*

gleichzeitig unsere eigenen Mängel ausbessern, ehe wir versuchen, andere zu heilen. Das ist zum großen Teil der Geist des Traktates 71, auf den ich oben schon hingewiesen habe. Es ist mir wohlbekannt, daß im Geleitwort zur *Bibliothek der Väter* ein Paragraph steht, der anders lautet. Aber ich war mit diesem nie einverstanden. Ich habe freilich keinen Grund zu der Annahme, daß *Dr. Pusey* meiner Theorie von der Kirche zustimmte. Eben so wenig nahm ich sie selbst anders als schrittweise im Lauf eines Jahrzehnts an. Sie war notwendig ein Produkt der Zeit. In der Tat haben kaum zwei Mitglieder der Bewegung darin überein gestimmt, wie weit unsere allgemeinen Prinzipien in religiöser Hinsicht ausgedehnt werden sollten.

16. Nun aber genug über den allgemeinen Inhalt der verschiedenen Werke, die ich in den Jahren, über die ich Rückschau halte, geschrieben, veröffentlicht oder angeregt habe. Ich wollte die wesentlichen Züge einer lebendigen Kirche Englands in einer ihr zukommenden Stellung und gegründet auf feste Prinzipien der Öffentlichkeit vor Augen stellen, soweit das auf schriftlichem Wege möglich war und sofern durch ernste Worte und Einfluss auf andere dieser Gedanke in die Tat umgesetzt werden konnte, eine lebendige Kirche aus Fleisch und Blut, mit Urteil und Temperament, mit Beweglichkeit, Tatkraft und eigenem Willen. **Ich glaube, ich hatte keinen privaten Ehrgeiz und keine persönlichen Eitelkeit.** Für mich handelte es sich nur um die Gestaltung eines Ideals, nicht um Gunst oder Ungunst. Auch erwartete ich nicht, daß das Werk zu meinen Lebzeiten zustande kommen werde. Aber ich dachte, es sei genug erreicht, wenn seine Fortsetzung in der Zukunft, vielleicht unter besseren Umständen und Aussichten als in der Gegenwart, sichergestellt sei.

Zur Erläuterung bespreche ich einige der wichtigsten systematischen und historischen Werke, die in dem eben ausgesprochenen Gedanken wurzeln.

Rechtfertigung. Ich schrieb meinen *Versuch über die Rechtfertigung* im Jahre 1837. Er befasste sich mit der These Luthers, daß die Rechtfertigung durch den Glauben allein die

Kardinallehre des Christentums sei. Ich vertrat die Ansicht, diese Lehre sei entweder ein Paradox oder ein Gemeinplatz, ein Paradoxon in Luthers Mund und ein Gemeinplatz bei Melanchthon. Die anglikanische Kirche folgte nach meiner Meinung Melanchthon, daher bestand zwischen Rom und Anglikanismus, zwischen der Hochkirche und den Puritanern in diesem Punkt kein wirklicher intellektueller Unterschied. Ich wollte eine Kluft, die Menschenwerk war, ausfüllen. Auch in diesem Band gab ich meinem Verlangen Ausdruck, an Hand der anglikanischen Theologen ein System der Theologie aufzubauen, und betonte, meine Überlegungen seien nur eine Voruntersuchung. Im Vorwort erklärte ich,

Anregungen zu einem Werk geben zu wollen, das in der gegenwärtigen Zeit jedem wahren Sohn der englischen Kirche vor allem am Herzen liegen muß, die Festigung eines theologischen Systems, das die Grundsätze zur Grundlage hat, auf die alle Geistlichen verpflichtet sind, und das religiöse Gemüter aufzuklären, zu überzeugen und in sich aufzunehmen vermag, auch wenn sie bis jetzt der Meinung gewesen waren, sie seien in den besonderen protestantischen Fragen einander entschieden entgegen gesetzt. (S. VII)

In meinen *Universitätspredigten* ist eine Reihe von Erörterungen über Glaube und Vernunft enthalten. Auch diese waren der erste Versuch zu einer ebenso wichtigen als notwendigen Arbeit, zu einer Untersuchung über die letzte Grundlage des religiösen Glaubens, die der Unterscheidung in verschiedene Bekenntnisse voraus geht.

In ähnlicher Weise versucht eine Broschüre, die ich im Sommer 1838 herausgab, die Lehre von der *Realpräsenz* auf eine vernünftige Basis zu stellen. Der Grundgedanke stimmt mit dem überein, an dem ich so lange hing: Ich leugnete die Wirklichkeit des Raumes und fasste ihn als eine subjektive Anschauung unseres Verstandes auf.

Die *Kirche der Väter* ist eines der ersten Produkte der Bewegung; sie erschien im *British Magazine* und war mit der Absicht geschrieben worden, die religiösen Gefühle, Ansichten und Gebräuche der ersten Jahrhunderte in die moderne Kirche Englands einzuführen.

Fleury. Die Übersetzung der *Kirchengeschichte* von *Fleury* wurde unter folgenden Umständen begonnen: Ich war von *Fleury* begeistert. Den Grund davon erwähnte ich in der Ankündigung. Sein Werk ist gleichsam eine Photographie der Kirchengeschichte ohne jeden Kommentar dazu. **Letzten Endes hat diese einfache Darstellung der ersten Jahrhunderte ein gut Teil dazu beigetragen, mich wankend zu machen.** Wie wenig ich jedoch dies vermuten konnte, geht aus der Tatsache hervor, daß die Publikation ein Lieblingsplan von *Rose* war. Er schlug sie mir zwischen den Jahren 1834 und 1837 zweimal vor. Ich erwähne das als eine der vielen Eigentümlichkeiten, die klar beweisen, daß meine Sinnesänderung wahrlich nicht auf fremde Einflüsse zurück zu führen, sondern das Ergebnis eigener Geistesarbeit und der Ereignisse ist, die ich erlebte. Der Zeitpunkt, wann der bis dahin übersetzte Teil erscheinen sollte, wurde durch den Herausgeber aus Gründen bestimmt, an denen wir unbeteiligt waren.

Ein anderes historisches Werk, auch aus ersten Quellen genommen, empfing die Welt von meinem alten Freund *Bowden*. Es war das *Leben des Papstes Gregor VII.* Denjenigen, die es gelesen haben, brauche ich nicht die packende Kraft und Lebendigkeit dieser Geschichte ins Gedächtnis zu rufen. In dieser Arbeit suchte der Verfasser an den Abenden und in den Sommerferien Erfrischung und Erholung von seinen Londoner Tagesgeschäften. Ursprünglich war ich es, der ihm auf die Bitte *Hurrell Froudes* die Anregung dazu gab.

17. Die Serie der *Lebensbeschreibungen englischer Heiliger* wurde später entworfen, und zwar unter Umständen, die ich im folgenden beschreiben muß. Diese schönen Werke enthalten, so viel ich mich erinnern kann, nichts, was mit dem allgemeinen Inhalt meiner Untersuchungen in jenen Jahren in direktem Widerspruch gestanden hätte. Die unmittelbare Veranlassung zu ihrer Veröffentlichung hingegen und ihr Ton könnte, auch wenn man mit der größten Nachsicht urteilte, nicht mehr als in der Linie des Anglikanismus liegend angesehen werden.

Verhältnismäßig früh verfasste ich den Traktat über *das römische Brevier*. Er erschreckte bei seinem ersten Erscheinen meine eigenen Freunde, und mehrere Jahre später, als junge Männer die vier Bände im ganzen Umfang zum Zweck der Veröffentlichung zu übersetzen begannen, wurden sie durch einen Rat, auf den sie aus Pflichtgefühl hörten, davon abgebracht. Es war ein augenscheinlicher Zufall, dem ich die Kenntnis dieses wunderbaren und anziehenden Denkmals der Heiligenverehrung verdankte. Nach Hurrell Froudes Tod im Jahre 1836 wurde ich aufgefordert, mir eines seiner Bücher zum Andenken auszuwählen. Ich entschied mich für Butlers *Analogy*, und als sich zeigte, daß es schon von anderer Seite gewählt worden war, schaute ich etwas verlegen die Regale entlang, die vor mir standen. Da sagte ein guter Freund neben mir: *Nimm dies!* Es war das Brevier, das Froude in Barbados bei sich hatte. Ich nahm es also, studierte es, schrieb meinen Traktat darüber und habe es bis zu diesem Tage auf meinem Schreibtisch zum beständigen Gebrauch.

Der liebe, treue Freund, der auf diese Weise das Brevier in meine Hand legte, gehört noch heute der anglikanischen Kirche an. Ebenso ist Keble, den ich schon so früh verehrte und so lange als Freund liebe, heute noch Anglikaner. Mit ihm habe ich ein Werk herausgegeben, das vielleicht mehr als jedes andere in der anglikanischen Welt Unruhe und Missstimmung verursacht hat. Es war Froudes *Nachlaß*. Doch so verschieden die Veröffentlichung dieser Schriften beurteilt wurde, ich habe nie gehört, daß Keble deswegen auch nur im leisesten der Unehrllichkeit und Treulosigkeit gegen seine Kirche angeklagt worden wäre.

Die schon einmal erwähnte Übersetzung der *Abhandlung des hl. Athanasius* war natürlich in keiner Hinsicht ein bloßer Versuch. Sie gehört einer anderen Gedankenwelt an. Dieses historisch-dogmatische Werk beschäftigte mich Jahre hindurch. Ich hatte Material gesammelt, um ihm eine Lehrgeschichte der nacharianischen Häresien folgen zu lassen.

Auch der *British Critic* muß ich gedenken. Drei Jahre lang, vom Juli 1838 bis Juli 1841, war ich ihr Herausgeber. Meine Mitarbeiter gehörten verschiedenen Schulen an, einzelne auch gar keiner. Die Gegenstände, die behandelt wurden, waren verschieden, klassische, akademische, politische, literarkritische und künstlerische eben so wohl wie theologische. Über die Bewegung findet sich kein Artikel, der sich nicht von jeder Äußerung zugunsten Roms rein hielt.

Glücklichste Zeit. So lebte ich jahrelang fort bis 1841. Menschlich betrachtet war es die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich war wirklich daheim. In einem meiner Bücher habe ich die Worte Bramhalls: *Die Bienen lieben aus natürlichem Instinkt ihre Körbe und die Vögel ihre Nester*, auf mich selbst angewandt. Ich erwartete keineswegs, diese sonnigen Tage würden fort dauern, wusste aber auch nicht, wie sie zu Ende kommen würden. **Es war die Zeit der Fülle, die sieben Jahre währte**, und ich suchte unterdessen so viel wie möglich für die nachfolgende Zeit der Dürre aufzuspeichern. Wir gediehen und breiteten uns aus. Nachdem ich katholisch geworden war, habe ich mich über die Ereignisse jener Jahre ausgesprochen. Ich will einen Teil der Stelle anführen:

Aus kleinen Anfängen, in den Elementen ihres Denkens den Zufällen preisgegeben und ohne verheißungsvolle Aussichten entwickelte sich die anglo-katholische Partei plötzlich zu einer Macht in der Nationalkirche und zu einem Gegenstand der Sorge für deren Vorsteher und Freunde. Ihre Urheber hätten wohl kaum zu sagen vermocht, welches praktische Ziel sie erstrebten. Sie stellten vielmehr Meinungen und Grundsätze um ihrer selbst willen auf, weil sie die Wahrheit enthielten, gerade als ob sie dazu verpflichtet wären. Und wie sie bei deren Verkündigung über ihren eigenen Ernst erstaunt sein mochten, so hatten sie alle Ursache, sich über den Erfolg ihrer Anstrengung zu wundern. Sie konnten in der Tat nur sagen, daß diese Lehren in der Luft lagen, daß behaupten auch beweisen heiße, und erklären gleichbedeutend sei mit überzeugen, und daß die Bewegung, an der sie teilnahmen, eher die Frucht einer allgemeinen Krisis als eine bloß örtlich beschränkte Erscheinung sei. In ganz wenigen Jahren hatte sich eine Schule von Meinungen gebildet, die feste Prinzipien hatte, die in deren Anwendung unbegrenzt und

entwicklungsfähig war und sich in alle Teile des Landes ausbreitete. Wenn wir untersuchen, was die Welt von ihr dachte, so haben wir noch mehr Ursache zur Verwunderung. Denn, von der Aufregung, die sie in England hervorrief, ganz zu schweigen, die Bewegung und die Namen ihrer Anhänger waren sogar der italienischen Polizei und den Hinterwäldlern in Amerika bekannt. So wuchs sie heran, wurde mit jedem Jahre stärker und stärker, bis sie mit der Nation und der Kirche der Nation, in deren besonderen Dienst sie sich anfangs gestellt hatte, zusammenstieß.

18. Je größer der Erfolg wurde, desto näher kam der Zusammenstoß. Die ersten drohenden Anzeichen der Krisis konnte man im Jahre 1838 wahrnehmen. Damals machte mein Bischof in einem Hirtenbrief einige leise Anmerkungen über die *Zeitgemäßen Traktate*, allerdings waren es nur Anmerkungen. Ich erklärte mich sofort bereit, sie einzustellen. Was sich bei dieser Gelegenheit ereignete, vermerke ich lieber in den gleichen Worten, mit denen ich es ihm später, als mich der Schlag wirklich traf, in einer an ihn gerichteten Broschüre erzählte. Ich schrieb:

Das Hirtenschreiben Ew. Gnaden vom Jahre 1838 enthielt eine Anspielung auf die Zeitgemäßen Traktate. Einige Gegner der Traktate sagen, daß Sie dieselben mit ungebührlicher Nachsicht behandelt hätten ... Ich schrieb dem Archidiakon über die Sache und unterwarf die Traktate vorbehaltlos der Entscheidung Ew. Gnaden. Was ich über Ihr Schreiben dachte, wird sich aus den Worten ergeben, die ich damals ihm gegenüber gebrauchte. Ich sagte: ‚Eines Bischofs flüchtigstes Wort ex cathedra wiegt schwer. Sein Urteil über ein Buch kann nicht leicht genommen werden. Es ist ein seltenes Vorkommnis. Und ich machte mich anheischig, diejenigen Traktate, über die mir eine Kontrolle zustand, zurück zu ziehen, sobald mir mitgeteilt würde, gegen welche Ew. Gnaden Einwendungen zu machen hätten. Später schrieb ich Ew. Gnaden, ‚ich glaube mit aller Aufrichtigkeit sagen zu können, daß mir das Bewusstsein, mich in einer solchen Frage dem Urteil Ew. Gnaden zu unterwerfen, mehr Befriedigung bereitet, als ich jemals über die weiteste Verbreitung der besagten Schriften empfinden könnte.‘ Ew. Gnaden hielten eine solche Maßregel nicht für nötig, aber ich fühlte und habe allezeit gefühlt, dass, wenn immer Sie sich dazu entschließen würden, ich verpflichtet wäre, zu gehorchen.

Doch endlich kam dieser Tag, und ich schließe diesen Teil meiner Geschichte mit der Darstellung der näheren Umstände desselben.

Seit ich das Amt eines Public Tutor an meinem Kolleg übernommen hatte, also zu einer Zeit, als meine Lehranschauungen von denen des Jahres 1841 noch ganz verschieden waren, hatte ich vor, einen Kommentar zu den *Artikeln* zu schreiben. Als dann später die Bewegung in Schwung kam, wurde ich von Freunden gefragt: *Wie stellst du dich zu den Artikeln?* Aber ich teilte die Befürchtung nicht, die in dieser Frage lag. Ob mich im Laufe der Zeit die Forderungen der ureigenen Theorie der Bewegung zur Niederschrift meiner Gedanken über die Artikel gezwungen hätten, kann ich nicht sagen. Was mich zu Beginn des Jahres 1841 dazu veranlasste, hatte seinen Grund in der wirklichen und voraussichtlichen Unruhe jener, die sich weder mit der *Via media* noch mit meinem scharfen Urteil über Rom befreunden konnten. Es war mir, wenn ich nicht irre, von meinem Bischof eingeschärft worden, diese Männer bei der Stange zu halten, und ich wünschte das auch selbst. Aber ihre handgreifliche Schwierigkeit war die Unterschrift unter die Artikel, und so sah ich mich vor die Frage nach ihrer Bedeutung gestellt. Man hielt uns vor: *Wie bringt ihr es fertig, die Artikel zu unterschreiben? Sie sind doch direkt gegen Rom gerichtet. Gegen Rom?* gab ich zur Antwort. *Was versteht ihr unter Rom?*, und dann fing ich an, Unterscheidungen zu machen, von denen ich nun Rechenschaft geben will.

Unter *römischer Lehre* konnte man dreierlei verstehen:

1. Die *katholische Lehre* der ersten Jahrhunderte; 2. die *formellen Dogmen Roms*, die zum Inhalt der späteren Konzilien zählen, vor allem des Konzils von Trient, und im Symbolum des Papstes Pius IV. zusammen gefasst sind; 3. die *heute* in den Ländern römischer Gemeinschaft herrschenden *Glaubensansichten und Gebräuche des Volkes*, die außer und neben den Dogmen von Rom sanktioniert wurden. Diese nannte ich die *herrschenden Irrtümer*. Die Protestanten sind gemeinhin der Ansicht, die *römische Lehre* werde in allen drei Formen durch

die Artikel verurteilt. Ich aber meinte, daß nicht die *katholische Lehre*, sondern die *herrschenden Irrtümer* und einzelne von den *formellen Dogmen* verurteilt werden, andere dagegen nicht, und daß zwischen beiden eine Grenzlinie gezogen werden müsse. So war z. B. 1. der Gebrauch, für die Toten zu beten, katholische Lehre und in den Artikeln nicht verurteilt, 2. der Kerker des Fegefeuers war römisches Dogma, aber verurteilt. Dagegen war die Unfehlbarkeit der allgemeinen Konzilien römisches Dogma und nicht verurteilt, und 3. das Feuer des Fegefeuers war ein autorisierter, volkstümlicher Irrtum, kein Dogma und verurteilt.

19. Ferner war ich der Meinung, die Schwierigkeiten, welche die genannten Persönlichkeiten empfinden, lägen hauptsächlich in ihrer Verwechslung (1.) der katholischen Lehre, die in den Artikeln nicht verurteilt wurde, mit dem römischen Dogma, das verurteilt wurde, und (2.) des römischen Dogmas, das von den Artikeln nicht verurteilt wurde, mit den herrschenden Irrtümern, die verdammt sind. Wenn sie darüber hinaus gingen, hatte ich ihnen nichts mehr zu sagen. Ein weiteres Motiv, das mich bei meinem Unternehmen leitete, war der Wunsch, die äußersten Punkte der Gegensätze zwischen dem römischen und anglikanischen Bekenntnis festzustellen und ihre Zahl möglichst zu verringern. Jedes der beiden Bekenntnisse schien mir durch ein Schlagwort, das eine bestimmte geistige Atmosphäre schuf, verdunkelt und entstellt, nämlich *Papismus* und *Protestantismus*.

Hauptthese über Rom. Die **Hauptthese meiner Abhandlung** war also folgende: **Die Artikel widersprechen der katholischen Lehre nicht und dem römischen Dogma nur teilweise.** Zum größten Teil treten sie den herrschenden Irrtümern Roms entgegen. Und die Aufgabe war, zwischen dem, was sie gelten ließen, und dem, was sie verdammten, die Grenze zu ziehen.

Dieses Ziel hatte ich im Auge. Was für Aussichten hatte ich nun bei der näheren Ausdeutung und Bestimmung der Artikel? Die Aussicht war ermutigend, denn die Elastizität der Artikel

unterlag keinem Zweifel. Um ein augenfälliges Beispiel zu nehmen: Der 17. Artikel wurde von der einen Seite im lutherischen, von der anderen im kalvinistischen Sinne gedeutet, obwohl beide Auslegungen sich völlig widersprachen. Warum sollten also nicht auch andere Artikel einen ebenso mehrdeutigen Charakter haben? Ich suchte zu ermitteln, wo diese Elastizität nach der Seite des römischen Dogmas hin ihre Grenze habe. Aber zunächst ging ich bei dieser Untersuchung meinen eigenen Weg, den ich angebe, ohne ihn zu verteidigen. Ich führte ihn später in meiner Untersuchung über die *Entwicklung der Lehre* als Beispiel an. Dieses Werk habe ich meines Wissens seit seinem Erscheinen nicht mehr gelesen, und ich zweifle durchaus nicht, daß ich viele Missgriffe darin gemacht habe, zum Teil, weil ich die Auffassung der römischen Kirche in den Einzelheiten der Lehre nicht kannte, zum Teil aber auch deshalb, weil ich dem *Prinzip* der Lehrentwicklung um jeden Preis so viel Raum schaffen wollte, als sich mit der strengen Apostolizität und Identität des katholischen Glaubensbekenntnisses vertragen. Die Frage der historischen *Tatsache* ließ ich beiseite. Ebenso ging meine Methode zur Untersuchung auch bei den 39 Artikeln gleich in medias res. Ich wollte die Probe machen, wie weit der Text in kritisch einwandfreier Weise gedeutet werden könnte. Es lag mir weit mehr daran, heraus zu bringen, was ein Mann, der die Artikel unterschrieb, für ihren Sinn halten dürfte, als was er dafür halten müsse. Daher waren meine Folgerungen mehr negativer als positiver Natur. Es war nur ein erster Versuch. Und ich machte ihn mit der vollen Erkenntnis und dem Bewusstsein, dem ich schon in meinem *Prophetenamt* bei der *Via media* Ausdruck gegeben hatte. Ich wolle nur *einen ersten Schritt zu einer erfordernten Erklärung hin tun* und *eine Reihe von Anhaltspunkten zur Beseitigung einer Schwierigkeit geben*. Dabei sei ich mir ganz klar bewusst, *daß in untergeordneten Punkten, in Fragen nach Tatsachen oder Urteilen, für Meinungsverschiedenheiten und Irrtümer Raum genug sei*. Auch würde *ich mich nicht schämen, ein mir nachgewiesenes*

Versehen einzugestehen und ich sei bereit, den verdienten Tadel zu tragen. (S. 31)

Ich möchte hinzufügen, daß mich mein Wunsch, die Artikel so weit als möglich im Sinne des römischen Dogmas auszulegen, in Verlegenheit brachte, denn ich durfte den Parteien, deren Zweifel ich begegnen wollte, meine Absichten nicht verraten. Sie hätten, wenn ihnen die ganze Deutungsmöglichkeit der Artikel auf einmal aufgegangen wäre, ermutigt werden können, weiter zu gehen, als sie sich damals berechtigt fühlten.

1. Ein solcher Versuch stieß jedoch sogleich auf den Einwurf, die Artikel seien tatsächlich gegen den *Papismus* gerichtet. Daher sei es eine über alle Maßen sinnlose und unehrliche Annahme, der *Papismus* könne in irgendeiner Gestalt als Glaube der Väter, als tridentinisches Dogma oder als autoritativ gut geheißener Volksglaube unter ihrem Wortlaut Deckung finden. Diese Voraussetzung stellte ich in Abrede. Der ursprüngliche englische Begriff des *Papismus* war um die Zeit der Abfassung der Artikel überhaupt keine religiöse Lehre, sondern ein politisches Prinzip. Und was war dieses politische Prinzip, und wie konnte es am besten von England ferngehalten werden? Welches war die große Frage zur Zeit König Heinrichs und der Königin Elisabeth? Die *Suprematie!* Nun gut, habe ich je ein Wort zugunsten der Suprematie des Heiligen Stuhles, der fremden Jurisdiktion gesagt? Nein, ich glaubte ja selbst nicht an sie. Bekannte sich Heinrich VIII. aus religiösen Gründen zur Rechtfertigung durch den Glauben allein? Leugnete er das Fegefeuer? War Elisabeth für die Priesterehe? Oder hatte sie Gewissensbedenken gegen die Messe? Die Suprematie des Papstes war der Inbegriff des *Papismus*, dem zur Zeit der Abfassung der Artikel das Oberhaupt und der Herrscher der englischen Kirche so grimmig feind war.

20. 2. Ferner sagte ich: Mag das Wort *Papismus* im Mund der Verfasser der Artikel bedeuten, was es will, mag es beispielsweise sogar die Lehren des tridentinischen Konzils, das noch gar nicht abgeschlossen war, als die Artikel aufgestellt wurden und gegen die sie also nicht einzig und allein gerichtet sein

konnten, einschließen, so ist doch zu erwägen, was die Regierung mit der Aufstellung der Artikel bezweckte. Etwa nur den *Papismus* abzutun? Nein, die Obrigkeit hatte ein anderes Ziel im Auge, die *Papisten* zu gewinnen! Was war der beste Weg, widerstrebende oder schwankende Geister, und diese waren vermutlich in der Mehrheit, zur Annahme des neuen Bekenntnisses zu veranlassen? Wie haben die Arianer ihre Glaubenssätze aufgestellt? War es nicht nach dem Prinzip, unbestimmte, vieldeutige Ausdrücke zu gebrauchen, welche denen, die sie unterschrieben, einen katholischen Sinn vortäuschten, sich jedoch im Lauf der Zeit, als man die Folgerungen aus ihnen zog, als irrgläubig erwiesen? Demnach bestand die sehr begründete Vermutung, daß die Artikel, die auf den ersten Blick so scharf erschienen, ihrem Inhalt nach milder waren, als ihr Aussehen vermuten ließ. Ich sage, es bestand die begründete Vermutung, denn wie weit diese Annahme richtig war, konnte nur durch die Untersuchung ermittelt werden.

3. Plötzlich aber kam eine Erwägung hinzu, die auf diese Vermutung ein Licht warf: Wie, wenn es sich herausstellen würde, daß dieselben Männer, welche die Artikel abfassten, gerade dadurch eine Anzahl *papistischer* Lehren bekannt, oder vielmehr in einem dieser nämlichen Artikel den Unterzeichnern zur Pflicht gemacht und so jene Lehren, deren Leugnung man ihnen heute zuschreibt, als einen Bestandteil desselben Protestantismus erklärt hätten, den sie, wie man heute meint, für göttlich hielten? So verhielt es sich in der Tat, und in meiner Abhandlung erbrachte ich den Beweis dafür.

Der Leser mag sehen! Der Artikel 35 sagt: *Das zweite Buch der Homilien enthält wie das erste eine fromme und heilsame, für unsere Zeiten notwendige Lehre.* Hier wird die *Lehre* der Homilien als fromm und heilsam anerkannt, und alle, welche die Artikel unterschreiben, müssen sich auch zu diesem Satz bekennen. Darum wollen wir die Homilien näher betrachten und sehen, wie diese fromme Lehre lautet. Ich zitierte damals Stellen aus ihnen mit folgendem Ergebnis:

1. Die Homilien erklären, das sogenannte *apokryphe* Buch Tobits sei das Wort des heiligen Geistes und ein Teil der Schrift;

2. das sogenannte *apokryphe* Buch der Weisheit gehöre zur Schrift und sei das unfehlbare und untrügliche Wort Gottes;

3. die Alte Kirche, die auf die Zeiten der Apostel folgte und fast 700 Jahre gedauert hat, sei ohne Zweifel ganz rein;

4. wir hätten uns vor allem nach der Alten Kirche zu richten;

5. die vier ersten allgemeinen Konzilien gehören zur Alten Kirche;

6. es gebe sechs Konzilien, die von allen anerkannt und angenommen werden.

7. Ferner sprechen sie von einer bestimmten Wahrheit, die sie einschärfen wollen, weil sie durch Gottes Wort, durch die Aussprüche der alten Kirchenlehrer und das Urteil der ursprünglichen Kirche als solche erklärt worden sei;

8. von den gelehrten und heiligen Bischöfen und Kirchenlehrern der ersten acht Jahrhunderte, die beim Volk großes Ansehen und Vertrauen genossen hätten;

9. von der Unterweisung Christi, seiner Apostel und aller heiligen Väter;

10. von der Autorität sowohl der Schrift als des hl. Augustinus;

11. von Augustinus, Chrysostomus, Ambrosius, Hieronymus und ungefähr dreißig anderen Vätern, von denen sie einige mit dem Titel eines Heiligen, andere mit dem alter katholischer Väter und Lehrer auszeichnen.

12. Sie erklären, nicht bloß die heiligen Apostel und Jünger Christi, sondern auch die frommen Väter vor und nach Christus seien ohne Zweifel vom Heiligen Geist erfüllt gewesen;

13. die alten katholischen Väter sagten, das hl. Abendmahl sei die Arznei der Unsterblichkeit, das himmlische Schutzmittel gegen den Tod, das Brot des ewigen Lebens und die seligmachende Gnade;

14. der heilige Leib und das Blut des Herrn werde unter der Gestalt von Brot und Wein empfangen;

15. die Speise im Sakrament sei eine unsichtbare Nahrung und eine geistige Substanz;

16. das heilige Fleisch und Blut solle vom Geist aufgenommen werden;

17. die Priesterweihe sei ein Sakrament;

18. die Ehe sei ein Sakrament;

19. außer Taufe und Abendmahl gebe es noch andere Sakramente;

20. die Seelen der Heiligen herrschten in den Freuden des Himmels mit Gott;

21. Almosengeben reinige die Seele von der Ansteckung und den Makeln der Sünde, sei ein kostbares Heilmittel und ein unschätzbare Kleinod;

22. werktätige Nächstenliebe befreie und reinige von Krankheit und Schwäche, wie Salben und Arzneien Wunden und Gebrechen heilen;

23. die Pflicht zu fasten, sei eine zu augenscheinliche Wahrheit, als daß sie eines Beweises bedürfe;

24. Fasten in Verbindung mit Gebet vermöge viel bei Gott, wie der Engel Raphael zu Tobias sagte;

25. der mächtige und große Kaiser Theodosius sei in der ursprünglichen Kirche, die überaus heilig und gottesfürchtig gewesen sei, vom hl. Ambrosius exkommuniziert worden;

26. Constantin, der Bischof von Rom, habe den Kaiser Philippicus wahrlich nicht ohne Grund, sondern mit größtem Recht verurteilt.

21. Wenn wir die Frage, wie weit diese einzelnen Thesen unter die Punkte fielen, die unterschrieben werden mußten, beiseite lassen, so ist es ganz klar, daß diejenigen, welche die Homilien geschrieben und diese dem anglikanischen Lehrsystem einverleibt haben, weder den genauen Unterschied zwischen dem katholischen und protestantischen Glauben kannten, noch eine klare Kenntnis der protestantischen Prinzipien und Lehren besaßen oder den heutigen Begriff von der römischen Lehre hatten. Daraus ergab sich für mein Empfinden die hohe Wahrscheinlichkeit, daß die Artikel außer der so-

genannten *katholischen Lehre* auch einen großen Teil dessen, was *römische Lehre* war, bestehen ließen.

4. Noch ein anderer Grund sprach gegen die Vermutung, daß die Artikel die vom Tridentinum aufgestellten und von Papst Pius IV. verkündeten römischen Dogmen direkt angriffen. Das Tridentinum war noch nicht vorüber und seine Dekrete noch nicht erlassen, als die Artikel aufgestellt wurden. Diese müssen also auf etwas anderes abgezielt haben. Und was war das? Die Homilien geben uns Aufschluss. Sie sind der beste Kommentar zu den Artikeln. Wenn wir die Homilien betrachten, so finden wir von der ersten bis zur letzten Seite, daß die Verfasser der Artikel keineswegs gegen die katholische Lehre der ersten Jahrhunderte und ebenso wenig gegen die römischen Dogmen protestieren wollten. Ihr Kampf galt vielmehr den herrschenden Irrtümern und den unter dem Volk um sich greifenden Entartungen, die unter dem hohen Namen Roms Deckung und Duldung fanden. Die überzeugende und feierliche Sprache der Homilien hat fast ausschließlich die herrschenden Irrtümer zum Gegenstand. Ja, diese Homilien enthalten selbst, wie ich gezeigt habe, eine Menge katholischer Lehre und sogar römische Dogmen.

5. So weit über die Verfasser der Artikel und Homilien! Sie waren Zeugen, keine Autoritäten, und ich gebrauchte sie als solche. Aber welches waren dann die Autoritäten, welche die Artikel als verpflichtend auferlegten? Meiner Ansicht nach war es die Synode von 1571. Doch hier zeigte sich wieder, daß diese Versammlung, welche die 39 Artikel annahm und bestätigte, durch einen Kanon auch einschärfte, *die Prediger sollen sorgsam darauf achten, daß sie in ihren Predigten niemals dem Volk etwas anderes als religiöse Vorschriften und Glaubenspflichten vortragen, außer was mit der Lehre des Alten und Neuen Testaments übereinstimmt, und was die katholischen Väter und alten Bischöfe von dieser Lehre zusammen gefasst haben.* Hier ist zu beachten, daß die Synode, welche die Artikel auferlegte, an die gleichen alten Autoritäten appellierte, welche die Verfasser der Artikel und Homilien mit

der tiefsten Verehrung genannt hatten. Wenn also die Homilien Lehrmeinungen enthielten, die man heute römisch nannte, so schien es mir außerordentlich wahrscheinlich, daß die Synode von 1571 diese Lehren gleicherweise gelten ließ und annahm oder sie zum wenigsten nicht verwarf.

6. Und dann, als ich schließlich wirklich einen Blick auf den Text der Artikel warf, fand ich in vielen Fällen meine ganze Vermutung über ihre Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit bestätigt, und das nicht bloß bei Fragen zwischen Lutheranern, Calvinisten und Zwinglianern, sondern auch in katholischen Lehren. Ich habe sie in meinem Traktat angeführt. Zum Schluß schrieb ich: Die Artikel sind

offenbar nach dem Grundsatz abgefasst, die weitläufigen Fragen, um die der Streit noch schwebte, offen zu lassen. Sie stellen kühn extreme Wahrheiten auf und schweigen über ihre Rechtfertigung. So sagen sie z. B., der ganze zum Heil notwendige Glaube müsse aus der Schrift bewiesen werden, aber nicht, wer ihn zu beweisen habe. Sie sagen, die Kirche habe in Streitfragen die Autorität, aber nicht, was für eine Autorität. Sie sagen, die Kirche dürfe nichts einschärfen, was nicht in der Schrift enthalten sei, aber nicht, wo die Heilmittel zu finden seien, wenn sie es doch tut. Sie sagen, gute Werke, die vor der Rechtfertigung und Erlangung der Gnade geübt werden, seien wertlos und schlecht, nach der Heiligung und Rechtfertigung seien sie wohlgefällig, sprechen aber überhaupt nicht von Werken mit Gottes Hilfe vor der Rechtfertigung. Sie sagen, nur diejenigen seien rechtmäßig zur Ausspendung der Gnadenmittel und zum Predigen berufen und gesandt, die hierzu von solchen Männern ausgewählt und berufen wurden, denen in der kirchlichen Gemeinde eine öffentliche Amtsgewalt übertragen worden sei. Sie fügen jedoch nicht hinzu, von wem diese übertragen werden müsse. Sie sagen, daß Konzilien, die von Fürsten einberufen wurden, irren können. Lassen aber unbestimmt, ob auch die im Namen Christi berufenen Konzilien irren können.

22. Solche Erwägungen leiteten mich bei meiner Untersuchung, wie weit die Artikel eine katholische oder sogar römische Deutung zuließen. Und auf diese Weise verteidigte ich in meinem Traktat den Versuch, ihn gemacht zu haben. Aus dem bereits Gesagten wird hervorgehen, daß ich weder das

Bedürfnis noch die Absicht habe, jede einzelne Auslegung, die ich in meinem Traktat vorschlug oder damals wirklich gab, heute noch aufrecht zu erhalten. Ob es klug und verständig war oder nicht, auf jeden Fall versuchte ich damit nur den ersten Anlauf zu einer unbedingt notwendigen Tat, und ich war vollkommen darauf vorbereitet, daß dieser Versuch mit Hilfe der aus der Kritik anderer gewonnenen Aufklärungen einer Durchsicht und Verbesserung unterzogen werden müsse. Ich hätte jede mir als irrig nachgewiesene Behauptung freudig widerrufen. Mein Werk betrachtete ich als mangelhaft und anfechtbar in dem gleichen Sinn, in dem ich jetzt meine anglikanischen Deutungen der Schrift als irrig erkenne, aber in keinem anderen Sinn. Ich wundere mich, daß man nicht allgemein die Erklärer der Schrift mit so harten Worten beurteilt, wie den Verfasser des Traktats 90. Er stellte ein großes theologisches System auf und wandte es auf die Artikel an. Die Episkopalianer, die Lutheraner, die Presbyterianer oder Unitarianer stellen ein großes theologisches System auf und wenden es auf die Schrift an. Jede Theologie hat ihre Schwierigkeiten. **Die Protestanten vertreten eine Rechtfertigung durch den Glauben allein, obwohl kein Text des hl. Paulus dafür spricht und der hl. Jakobus eine solche ausdrücklich ablehnt.** Nennen wir deswegen die Protestanten unehrlich? Sie leugnen die göttliche Sendung der Kirche, obwohl der hl. Paulus sagt, daß sie *eine Säule und Grundfeste der Wahrheit* (1 Tim 3, 15) sei. Sie beobachten den Sabbath, und doch sagt der hl. Paulus: *Kein Mensch soll euch richten nach Speise und Trank oder mit Rücksicht auf die Tage des Sabbaths.* (Kol 2, 16) Jedes Bekenntnis hat Texte zu seinen Gunsten und andere, die ihm widersprechen. Das wird allgemein anerkannt. Am tiefsten schmerzte mich folgendes: Was hatte ich im Traktat 90 Schlimmeres getan, als die Anglikaner, Wesleyaner und Calvinisten täglich in ihren Predigten und Schriften tun? Was habe ich mir Schlimmeres zu Schulden kommen lassen als die evangelikale Partei, die ex animo die Riten der Taufe und des Krankenbesuches annimmt? Warum sollte ich unehrlich und sie untadelig sein?

Einmal gab unser Herr eine Antwort, die auf meinen Fall zu passen schien, als der Tumult gegen meinen Traktat losbrach: *Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.* (Joh 8, 7). Ich hätte hoffen dürfen, daß die oben erwähnte große Partei angesichts ihrer eigenen Schwierigkeiten bei der Auslegung in ihrer Opposition gegen den Lehrer einer anders denkenden Schule zu einiger Vorsicht oder wenigstens zur Mäßigung gemahnt worden wäre. Aber vermutlich haben Furcht und Ärger ihren Gerechtigkeitsinn überwältigt.

In dem allgemeinen Sturm der Entrüstung, den der Traktat bei seinem Erscheinen hervorrief, steckte, wie ich gern anerkenne, viel ernste religiöse Gesinnung, viel ehrliche und aufrichtige Prinzipientreue und auch viel gerader, ungelehrter Durchschnittsverständnis. In Oxford fand ich viel echte Teilnahme. Aber es herrschte auch eine versteckte, hartnäckige und leidenschaftliche Feindseligkeit gegen den Verfasser, die durchaus begreiflich und zum Teil wohlbegründet war. Ein Fehltritt war gemacht worden, also war jetzt die Zeit zum Handeln. Man hat mir erzählt, daß schon vor der Veröffentlichung des Traktats übertriebene Gerüchte über seinen Inhalt ins feindliche Lager gedrungen seien, und man zögerte keinen Augenblick, zur Tat überzugehen, als ich wirklich in die Hände der Philister gefallen war. Einen solchen Ausbruch hatte ich in keiner Weise erwartet und war über seine Heftigkeit betroffen. Doch glaube ich nicht, daß ich irgend welche Furcht empfand. Ja, ich gestehe sogar, in einer Hinsicht war er fast wie eine Erleichterung für mich.

23. Allerdings sah ich klar ein, daß mein Platz in der Bewegung verloren war. Das öffentliche Vertrauen war dahin, meine Tätigkeit zu Ende. Es war völlig ausgeschlossen, daß ich fortan durch meine Worte noch irgend etwas bewirken konnte, nachdem der Pedell in jedem Kolleg meiner Universität meinen Namen angeschlagen hatte, wie den eines in Verruf gekommenen Pastetenbäckers, und nachdem ich in allen Teilen des Landes und in jeder Klasse der Gesellschaft, in jedem Organ und bei jeder Äußerung der öffentlichen Meinung, in Zeitungen,

Zeitschriften und Versammlungen, von Lehrstühlen, an Wirtstischen, in Kaffeestuben, in Eisenbahnwagen als ein Verräter gebrandmarkt war, der seine Lunte an das althehrwürdige Gebäude der Staatskirche gelegt hatte und gerade in dem Augenblick entdeckt worden war, als er sie anzünden wollte. Freilich fanden sich auch außer meinen Freunden namhafte und angesehene Männer, wie Dr. Hook, Painer und Perceval, die in ritterlicher Weise für mich Partei ergriffen. Es muß eine schwere Aufgabe für sie gewesen sein, aber was konnten sie schließlich für mich tun? Das Vertrauen, das man mir entgegen gebracht hatte, war verloren. Ja, ich hatte schon viel vom Vertrauen in mich selbst eingeübt. Bereits anderthalb Jahre früher waren mir Gedanken über die anglikanischen Rechte durch den Sinn gegangen, die mich damals tief beunruhigt hatten. Sie waren wieder verschwunden, und mein Vertrauen in die Kraft und die Aussichten der apostolischen Bewegung war wieder so stark wie vorher. Ebenso meine Überzeugung von der Verwerflichkeit dessen, was ich die *herrschenden Irrtümer* Roms nannte. Aber wie konnte ich mir selbst jetzt noch weiterhin unbedingt vertrauen? Wie konnte ich zu meinem jetzigen Selbstvertrauen Vertrauen haben? Wie konnte ich sicher sein, daß ich immer denken würde, wie ich jetzt dachte? Ich fühlte, daß eine gütige Vorsehung mich durch diesen Ausgang vor einer unmöglichen Stellung in der Zukunft bewahrt hatte.

Zuerst wurde ich ersucht, wenn ich mich nicht irre, den Traktat zurück zu ziehen. Ich weigerte mich, das zu tun, und zwar in Rücksicht auf diejenigen, die schon wankend waren oder in Gefahr standen, es zu werden. Auch die Rücksicht auf mich selbst verbot mir dies, denn wie konnte ich mich mit einer rein protestantischen Erklärung der Artikel zufrieden geben? Wie konnte ich mich zu den Lehrern einer Theologie gesellen, deren Name mich schon mit Widerwillen erfüllte?

Dann hieß es: *Sei still, verteidige den Traktat nicht!* Ich gab zur Antwort: *Gewiss, wenn man ihn nicht verdammt, sondern in seinen Weiterverkauf einwilligt.* Man drängte mich, sobald ich mich schwach zeigte, und wich zurück, wenn man mich

unbeugsam fand. Man suchte mir so viel als möglich abzurufen. Aber darauf bestand ich hartnäckig, daß dem Traktat Duldung gewährt werden müsse. Man gestand mir also die Fortsetzung des Verkaufs zu und versprach, den Traktat nicht zu verdammen, aber nur unter der Bedingung, daß ich ihn nicht verteidige, die Veröffentlichung weiterer Traktate einstelle und in einem Brief an den Bischof von Oxford meine eigene Verurteilung öffentlich ausspreche. Dem Bischof lege ich nichts zur Last, er war immer sehr gut gegen mich gewesen. Meine Gegner lehnten auch jede Verantwortung dafür ab, was etwa die einzelnen Bischöfe in ihren Hirtenschreiben zu der Angelegenheit sagen würden. Ich ging auf ihre Bedingungen ein. Denn für mich handelte es sich nur darum, den Traktat zu retten.

Nicht ein Wort schriftlicher Bestätigung erhielt ich als Pfand dafür, daß sie ihrerseits den Hauptpunkt des Vertrages einzuhalten gedachten. Man las mir Auszüge von Briefen vor, gab sie mir jedoch nicht in die Hand. Es war eine *Verständigung*. Ein kluger Mann hatte mich ungefähr sechs Jahre vorher vor *Verständigungen* gewarnt, und von da an habe ich sie immer gehasst. Am Schluß meines Briefes an den Bischof von Oxford legte ich meine Stellung in der Bewegung mit folgenden Worten nieder:

Ich habe nichts zu bereuen, außer daß ich Ew. Gnaden und anderen, denen ich Ehrfurcht schuldig bin, Kummer verursacht habe. Ich habe nichts zu bereuen, sondern allen Grund, mich zu freuen und dankbar zu sein. Es war mir immer unangenehm, wenn es den Anschein hatte, als sei ich fähig, eine Partei zu führen, **und wenn ich je einen Einfluß ausgeübt habe, so habe ich ihn nicht gesucht, sondern gefunden.** Ich habe gehandelt, weil andere untätig waren, und habe meine Ruhe geopfert, die mir teuer war. Möge Gott in Zukunft mit mir sein, wie er mir bis jetzt beistand! Und er wird mit mir sein, wenn ich nur meine Hand rein und mein Herz lauter bewahre. Jede persönliche Demütigung hoffe ich ertragen zu können oder will ich wenigstens zu ertragen versuchen. So jedoch, daß ich bewahrt bleibe vor dem Verrat an einer heiligen Sache, die der Herr der Gnade und Macht in meine Obhut gegeben hat.

3. DIE GESCHICHTE MEINES RELIGIÖSEN LEBENS VON 1839 BIS 1841

1. Die Revolution. Jetzt will ich ein **möglichst getreues Bild von der großen Revolution in meinem geistigen Leben** geben, die mich bewog, das Haus meiner Väter zu verlassen, an das mich so viele starke und zarte Bande der Liebe fesselten. Aber ich fühle mich überwältigt von der Schwierigkeit, so von der Sache zu sprechen, daß ich damit zufrieden sein kann. Deshalb habe ich mich dagegen gesträubt bis zum heutigen Tag, da nun diese Zeilen der Welt übergeben werden müssen, und ich gezwungen war, mich an diese Aufgabe zu machen. Denn wer kennt sich selbst und die vielen, kaum spürbaren Einflüsse, die auf ihn einwirken? Wer kann sich aus einem Abstand von 25 Jahren noch an alle seine Gedanken und Handlungen erinnern, und das in einem Abschnitt seines Lebens, wo die Kraft der Selbstbeobachtung und der Beobachtung der äußeren Welt mehr als je vorher oder nachher geschwächt war, weil Ratlosigkeit und Misstimmung auf ihm lasteten und wo trotz des Lichtes, das ihm in diesen trüben Zeiten nach seinen Bedürfnissen zuteil wurde, tiefes Dunkel seine Seele umgab? Wer kann sich plötzlich zu einem neuen und beängstigenden Unternehmen entschließen, für dessen gute Ausführung er freilich nicht bangen müßte, wenn er alle seine veröffentlichten Werke und Privatbriefe in Ruhe und Muße durchsehen könnte? So wünschenswert auch eine solche ruhige Betrachtung der Vergangenheit wäre, wer kann ruhig und besonnen bleiben, wenn er eine schmerzliche Operation an sich selbst vornimmt, alte Wunden aufreißt und *infandum dolorem*, den unaussprechlichen Schmerz von Jahren, wo die Sterne dieses trüben Him-

mels einer nach dem anderen erloschen, aufs neue herauf beschwört? Ich könnte meinen Vorsatz ruhigen Blutes nicht ausführen, wenn nicht der gebieterische Ruf der Pflicht es verlangen würde. Es ist für Kopf und Herz eine außerordentlich harte Probe, so lang Vergangenes zu zergliedern und die Ergebnisse dieser Prüfung vorzulegen. Ich habe manches Wagestück in meinem Leben unternommen, dieses ist das waghalsigste. Und wenn ich des schließlichen Erfolges nicht sicher wäre, würde es Wahnsinn sein, überhaupt daran zu gehen.

Anglikanischer Höhepunkt. Im Frühling 1839 hatte meine Stellung in der anglikanischen Kirche ihren Höhepunkt erreicht. Ich hatte in dem Kampf das größte Vertrauen in meinen Standpunkt und einen großen, immer noch wachsenden Erfolg in der Verbreitung bei anderen. Im vorigen Herbst hatte mich das Hirtenschreiben des Bischofs etwas verstimmt. Doch ich habe einen Brief in Händen, der beweist, daß alle Bitterkeit aus meiner Seele entschwunden war. Um dem allgemeinen Lärm gegen mich und gegen andere zu begegnen und um den Bischof zufrieden zu stellen, hatte ich, wenn ich mich recht entsinne, im Januar alle gegen die römische Kirche gerichteten harten Äußerungen von anderen und besonders von mir gesammelt, damit sie in die Einleitungen zu unseren Veröffentlichungen aufgenommen werden könnten. Da ich mir bewusst war, **daß meine religiösen Anschauungen nicht, wie die Welt sagte, aus römischen Quellen geschöpft, sondern im Gegenteil die Frucht meines eigenen Geistes und der Umstände waren**, in denen ich lebte, hatte ich für die Beschuldigungen, die auf mich gehäuft wurden, nur Verachtung. Es war richtig, daß ich in mir ein sehr kühnes religiöses System ausgebildet hatte, dem damaligen Protestantismus ganz unähnlich, aber es war nur die Zusammenfassung und geordnete Darstellung von Behauptungen großer anglikanischer Autoritäten, und ich hatte ebenso viel Recht dazu wie die evangelikale Partei, und mehr Recht als die Liberalen, die beide an ihren Lehren festhielten. Wie ich bei Gelegenheit des Traktates 90 sagte, forderte ich für alle, die es wünschten, das Recht, in der anglikanischen Kirche mit *Bram-*

hall an der Gebetsgemeinschaft mit den Heiligen, und mit *Andrewes* an der Messe mit Ausnahme der Transsubstantiation festzuhalten, oder mit *Hooker* zu glauben, daß selbst die Transsubstantiation den Kirchen keine Veranlassung geben dürfe, die Gemeinschaft abzubrechen; mit *Hammond*, daß ein allgemeines Konzil, wenn es wirklich ein solches sei, in einer Glaubensfrage weder jemals geirrt hat, noch irren werde; mit *Bull*, daß der Mensch durch den Fall die innere Gnade verliert; mit *Thorndike*, daß die Buße die nach der Taufe begangenen Sünden tilgt; oder mit *Pearson*, daß der allmächtige Name Jesu nur in der katholischen Kirche zu finden sei. *Jeder liest seine eigene Ansicht heraus*, bemerkte ich oft, wenn Menschen protestantischer Gesinnung sich auf die Artikel, Homilien oder Reformatoren beriefen. Ich wollte damit sagen, wenn sie ein Recht hatten, große Worte zu machen, so hatte ich sowohl die Freiheit als auch die Mittel, ihnen mit gleicher Münze heimzuzahlen. Ich war der Meinung, die anglikanische Kirche sei durch eine Partei tyrannisiert worden, und ich wollte das im Leitspruch der *Lyra* enthaltene Versprechen wirklich werden lassen: *Sie sollen den Unterschied jetzt sehen*. Ich verlangte nur, daß man mir erlaubte, ihnen jetzt den Unterschied zu zeigen.

Anfang 1839. Mein Geisteszustand zu Beginn des Jahres 1839 wird am besten durch einen Artikel in der Aprilnummer der *British Critic* gekennzeichnet. Ich habe ihn jetzt zum erstenmal seit seinem Erscheinen durchgesehen und einen tiefen Eindruck von ihm empfangen. Er enthält die letzten Worte, die ich als Anglikaner zu Anglikanern gesprochen habe. Heute kann er als mein Abschiedsgruß und letztes Lebewohl an meine Freunde betrachtet werden. Damals ahnte ich es kaum. Er gibt eine Übersicht über den Stand der Dinge zu jener Zeit und schließt mit einem Blick in die Zukunft. Nicht sein ganzer Inhalt stammt von mir, denn mein Gedächtnis sagt mir, daß ich einen Freund gebeten hatte, den Aufsatz zu schreiben. Dann kam mir der Gedanke, es selbst zu tun, und er hatte die Güte, das, was er mit großer Sorgfalt bereits geschrieben hatte, mir zu übergeben, und ich nahm es in meinen Artikel auf. Aber ich

denke, jedermann wird merken, daß der größere Teil von mir ist. Er wurde zwei Jahre vor dem Streit um den Traktat 90 veröffentlicht und trug den Titel: *Der Stand der religiösen Parteien*.

2. Ich trug in dem Artikel zuerst Zeugnisse unserer Feinde über den bemerkenswerten Erfolg unserer Bestrebungen zusammen. Ein Schriftsteller schrieb:

Die Meinungen und Ansichten einer Theologie von ausgeprägter Eigenart haben in weitem Umkreis Wurzel geschlagen, kräftige Unterstützung gefunden und gewinnen unter einem ansehnlichen und einflussreichen Teil der Glieder wie der Diener der Staatskirche täglich mehr an Boden.

Ein anderer: Die Bewegung hat sich als eine Pflanze *mit überaus raschem Wachstum auf dem Düngerhaufen dieser bösen Tage* erwiesen. Ein anderer:

Die *Via media* wimmelt von jungen Enthusiasten, die niemals einen Beweis zu erbringen wagen, es sei denn gegen die Richtigkeit einer Beweisführung überhaupt.

Ein anderer:

Wenn ich eine vollständige Liste der in der kurzen Spanne Zeit von fünf Jahren herausgegebenen Werke aufstellen müßte, so würde man überrascht sein. Man würde sehen, welche Aufgabe es wäre, das System selbst in seinem gegenwärtigen, wahrscheinlich noch unvollkommenen Zustand ganz meistern zu wollen. Die Schriftsteller haben sich den Wahlspruch angeeignet: **In der Stille und im Vertrauen liegt eure Stärke.** (Jes 30, 15) Was das Vertrauen angeht, so haben sie die Annahme des Spruches gerechtfertigt; von Stille dagegen zeugt eine solche Reihenfolge von Streit-schriften nicht.

Ein anderer:

Die Ausbreitung dieser Lehren macht jetzt in der Tat alle anderen Unterschiede gegenstandslos und scheidet die religiöse Gemeinschaft in zwei Teile, die einander grundsätzlich und scharf gegenüberstehen. Bald wird es kein Mittelding mehr geben, und jedermann, vor allem jeder Kleriker wird gezwungen sein, zwischen den beiden Richtungen zu wählen.

Ein anderer:

Die Zeit ist vorbei, wo diese unglückseligen und tief bedauerlichen Veröffentlichungen unbeachtet übergangen werden konnten, und die Hoffnung, daß ihr Einfluß abnehmen würde, ist nunmehr Totalität.

Ein anderer:

Diese Lehren haben bereits einen beängstigenden Fortschritt gemacht. Eine der größten Kirchen in Brighthon ist überfüllt, wenn sie dort verkündigt werden. Ebenso die Kirche in Leeds. Es gibt wenig Städte von Bedeutung, wo sie nicht verbreitet worden sind. Sogar in den kleinen Städten Schottlands werden sie gepredigt. In Elginshire, 600 Meilen nördlich von London, sind sie bekannt. Ich selbst begegnete ihnen im Herzen des schottischen Hochlandes. Sie werden in den Zeitungen und Zeitschriften verteidigt und haben sich sogar in das Unterhaus eingeschlichen.

Endlich sagte ein Bischof in seinem Hirtenschreiben folgendes: Die Bewegung

nimmt täglich ein ernsteres und beunruhigenderes Aussehen an. Unter dem irreführenden Vorwand, das Altertum zu ehren und die ursprünglichen Gebräuche zu respektieren, werden die Fundamente der protestantischen Kirche von Männern untergraben, die innerhalb ihrer Mauern wohnen. Und die, welche die Sitze der Reformatoren innehaben, greifen die Reformation an.

Vorläufer der Bewegung. Nachdem so das große Ereignis des Tages in der Auffassung seiner Gegner festgestellt war, ging der Artikel zu dessen Erklärung über. Er betrachtete es als eine Reaktion gegen den trockenen und oberflächlichen Charakter der religiösen Lehre und Literatur der letzten Generation oder des letzten Jahrhunderts, als eine Folge des Verlangens nach einer tieferen Philosophie, das sich im Herzen und im Verstand der Nation fühlbar machte, und als den Beweis und die teilweise Erfüllung dieses Verlangens, von dem schon die großen Schriftsteller der damaligen Generation Zeugnis gegeben hatten. An erster Stelle erwähnte ich den literarischen Einfluß *Walter Scotts*, der die Gemüter auf das Mittelalter hinlenkte. Ich sagte:

Das allgemeine Bedürfnis nach etwas Tieferem und Anziehenderem, als was sonst geboten wurde, kann als die Ursache seiner Volkstümlichkeit betrachtet werden. Durch seine Volkstümlichkeit hat er auf seine Leser zurück gewirkt, indem er ihren geistigen Durst reizte, ihre Hoffnungen nährte, Bilder vor ihren Augen entrollte, die

man, wenn man sie einmal gesehen hat, nicht so leicht vergisst, und indem er ihnen still edlere Gedanken eingab, die später als selbstverständliche Grundanschauungen angerufen werden können.

Dann kam ich auf *Coleridge* zu sprechen und sagte:

Während die Erzählung in Prosa und Poesie zum Werkzeug der kirchlichen Empfindungen und Meinungen gemacht wurde, schuf ein wirklich origineller Denker Englands zu demselben Zweck eine philosophische Grundlage. Er huldigte zwar einer Freiheit der Spekulation, die kein Christ annehmen kann, und vertrat Folgerungen, die offenbar eher heidnisch als christlich waren, aber schließlich gab er doch den suchenden Geistern eine höhere Philosophie, als sie bisher allgemein angeboten wurde. Auf diese Weise machte er auf sein Zeitalter die Probe. Es gelang ihm, dessen Genius für die Sache der katholischen Wahrheit zu interessieren.

Auf ihn folgten *Southey* und *Wordsworth*,

zwei noch lebende Dichter. Der eine von ihnen wandte sich in der gestaltenden Phantasie, der andere in der philosophischen Betrachtung denselben hohen Grundsätzen und Empfindungen zu und drängte seine Leser in die gleiche Richtung.

3. Ferner erwähnte ich die Weissagung dieser Reaktion durch *einen weisen Mann, der zurückgezogen von der Welt lebte und ihre Strömungen aus der Ferne beobachtete*. Es war *Alexander Knox*. Er hatte zwanzig Jahre vor der Veröffentlichung meines Artikels geschrieben:

Keine Kirche auf Erden hat einen größeren inneren Wert als die englische, und doch hat wahrscheinlich keine weniger praktischen Einfluß . . . Die reiche Ausstattung an edlen Gaben, die Gottes Gnade und Vorsehung ihr verlieh, sind der Beweis, daß Männer aufstehen werden, die durch Anlage und Ausbildung befähigt sind, alles in den Worten und Werken Gottes noch Unerschlossene sich selbst aufzuschließen und anderen mitzuteilen.

Auch berief ich mich auf *einen sehr angesehenen Geistlichen der letzten Generation*, der kurz vor seinem Tode die Worte gesprochen hat:

Man kann sich darauf verlassen, der Tag wird kommen, wo die jetzt noch begrabenen großen Lehren ans Licht gebracht werden, und dann wird die Wirkung schrecklich sein.

Ich machte dazu die Bemerkung, daß die, welche

jetzt das Ungestüm des Flusses tadeln, ihre Verweise lieber an jene richten sollten, die einen majestätischen Strom eingedämmt haben, bis er zu einer Flut geworden ist.

Aktuelle Stimmung. Unter solchen Umständen begann die Bewegung und breitete sich aus. Daher war es unsinnig, sie auf das Tun einiger Persönlichkeiten zurück zu führen. Es handelte sich nicht so sehr um eine Bewegung, als um eine *Stimmung, die in der Luft lag*. Sie war in uns,

lebte in den Herzen auf, wo man sie am wenigsten vermutete, und kam von selbst in Fluss. Zwar nicht im Geheimen, aber ebenso fein und unfassbar wie entschieden, so daß es unmöglich war, ihr vorzubeugen oder sie mit irgendwelchen gewöhnlichen Gegenmaßnahmen aufzuhalten. Sie ist, fuhr ich fort, ein Gegner in der Luft, irgend etwas in sich Einiges und Wirkliches, ein Ganzes, wo immer sie auftritt, unzugänglich und unfähig, gefasst zu werden, weil sie das Ergebnis viel tieferer Ursachen als politischer oder anderer sichtbarer Kräfte ist, nämlich das geistige Erwachen geistiger Bedürfnisse.

Um dies klar zu machen, berief ich mich auf die Hauptpersönlichkeiten, welche damals in ihrer Predigt die alten Lehren wieder aufgriffen, und lenkte die Aufmerksamkeit auf ihre jeweilige verschiedenartige Vergangenheit. *Dr. Hook* und *Churton* vertraten die Würdenträger der Hochkirche des vergangenen Jahrhunderts, *Perceval* den aristokratischen Tory, *Keble* kam von einer Landpfarrei, *Palmer* aus Irland, *Dr. Pusey* von den Universitäten Deutschlands und dem Studium arabischer Manuskripte, *Dodsworth* hatte sich mit den Propheten beschäftigt, und *Oakeley* war, wie er sich ausdrückte, *teils durch Studium, teils durch Nachdenken, teils durch den Gedankenaustausch mit einigen Freunden, die Suchende waren wie er*, zu seinen Ansichten gelangt, während ich von mir selbst sagen konnte, daß ich *der Freundschaft des Erzbischofs Whately viel zu verdanken hatte*. So kam ich zu der Frage:

Wo ist hier das Haupt der Sekte? Was haben Prediger wie diese miteinander gemein? Sie sind allesamt in ihrer Weise die Organe eines Empfindens, das gleichzeitig an vielen Orten höchst geheimnisvoll erwacht ist.

Übermut der Bewegung. Dann führten mich meine Gedanken weiter zu den Jüngern der Bewegung, und ich gab freimütig und mit Bedauern zu, es sei nötig, sie in Ordnung zu halten. Man versucht jetzt sehr oft, die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken, und läßt einfach allen Übermut, der damals vorkam, vor meiner Türe ab oder legt ihn den von mir vertretenen Lehren zur Last. Niemand kann mehr tun, als offen bekennen, was Unrecht ist, sagen, daß es nicht nötig sei und nicht sein dürfe, und daß es ihm sehr leid tue, wenn es trotzdem vorkomme. In dem Artikel, den ich wiedergebe, sagte ich weiter, man dürfe die großen Wahrheiten, die wir verkündeten, nicht eines solchen Missbrauchs wegen verurteilen. *Verirrungen wird es immer bei jeder Lehre geben, weil das Menschenherz sinnlich, launenhaft und eigensinnig ist. Eine bunte Menge zog mit den Israeliten aus Ägypten.* Und ich fuhr fort:

Es wird immer Leute geben, welche sich zu den Ansichten einer Bewegung bekennen, laute und seltsame Worte im Munde führen, wunderliche oder übermütige Dinge tun, unnötig sich selbst rühmen und andere abstoßen, Menschen, die zu jung sind, um weise, zu hochgemut, um vorsichtig, zu warm, um mäßig, oder zu scharfsinnig, um demütig zu sein. Solche Leute zeigen eine starke Neigung, sich an einzelne Leute anzuschließen, außergewöhnliche Worte zu gebrauchen, etwas zu sagen, bloß weil andere es sagen, und parteisüchtig zu handeln.

So beurteilte ich damals den Übermut jener Jahre. Dabei habe ich die feste Überzeugung, daß der Übermut allen, die uns mit Argwohn und Misstrauen betrachteten, eine willkommene Entschuldigung boten. Den Freunden unserer Lehren hingegen wurden sie zum Stein des Anstoßes. Das fühlten wir damals auch. Aber es war unsere Pflicht, unsere guten Absichten nicht in Verruf kommen zu lassen. Daher waren zwei oder drei Verfasser der *Zeitgemäßen Traktate* an die Veröffentlichung einer Reihe sogenannter *Verständlicher Predigten* gegangen mit der offen ausgesprochenen Absicht, alle Maßlosigkeiten und Übertreibungen unserer Anhänger abzuschütteln und zurechtzuweisen. Zu dieser Serie steuerte ich selbst einen Band bei.

Im Vorwort dieser Veröffentlichung schrieben die Verfasser: Wenn es also im Lauf der Zeit Menschen geben sollte, welche die innere Schönheit und Majestät des reiferen Systems des ursprünglichen Christentums bewundern und die überragende Kraft seiner Prinzipien sehen und deshalb diese *laut und wortreich verteidigen* mit umso größerer Freiheit, je weniger *sie ihre tiefste Begründung* in der göttlichen, ewigen Wahrheit *empfinden*, dann *ist es unsere Pflicht*, ihnen *offen zu erklären*, daß ihr Betragen uns ernste Sorgen verursacht, und *daß sie die letzten wären*, bei denen wir Unterstützung suchen würden.

Wenn dagegen andere durch die stille Demut ihres Wandels und durch aufrichtige Ehrfurcht vor heiligen Dingen zeigen, daß sie diese Prinzipien in Wahrheit als wirklich und wesentlich annehmen und durch ausdauernde Herzensreinheit und Gemütsruhe eine Probe ihrer tiefen Verehrung für die Sakramente und Sakramentalien ablegen, so sind solche Menschen, *mögen sie sich offen als unsere Anhänger bekennen oder nicht*, das beste Vorbild an Charakter, welche die Verfasser der ‚Traktate‘ bilden möchten.

4. Diese Geistlichen hatten das volle Recht, solche schönen Worte zu gebrauchen, denn sie zählten zu den bedeutendsten Mitarbeitern an den Traktaten. Es waren Keble und Isaac Williams. Diese Stelle, mit der sie ihre Veröffentlichungen der Welt übergaben, führte ich in dem genannten Artikel an und fügte hinzu:

Was kann man von den Predigern einer vernachlässigten Wahrheit mehr verlangen, als das Zugeständnis, daß manche, die ihrer Predigt nicht beipflichten, heiligmäßigere und bessere Menschen seien als andere, die es tun?

Sie waren für die Maßlosigkeit derer, die eine wahre Lehre entehrten, nicht verantwortlich, sofern sie auf diese Weise gegen eine solche Maßlosigkeit protestierten. *Sie waren nicht verantwortlich für den Staub und Lärm, den jede große moralische Bewegung verursacht. Je wahrer die Lehren sind, um so mehr sind sie der Gefahr ausgesetzt, entstellt zu werden.*

Die Lehrentwicklung. Die Erwähnung dieser zufälligen Fehler in den Ansichten oder im Temperament der Anhänger der Bewegung führte zur Erörterung der sekundären Ursachen, welche die Annahme, Änderung und Entwicklung eines Lehr-

systems veranlassten, zur Besprechung der verschiedenen Schulen, die alle einer Kirche angehören, und der Aufeinanderfolge der einzelnen Phasen der Lehre, während sie selbst immer die gleiche ist. **Auf diesem Wege kam ich zur Betrachtung des Altertums, welches die Grundlage der Lehre der Via media bildete.** Darunter war nicht eine sklavisches Nachahmung der Vergangenheit zu verstehen, sondern ihre Neugestaltung, die das Alte wirklich neu machte.

Wir haben gute Hoffnung, sagte ich, ein System zu finden, das über der Zeit steht und doch mit ihr in Einklang ist und ihre höheren Ziele hervor hebt, ein System, das alle an sich zieht, die für eine große Erwartung etwas zu wagen und Schwierigkeiten ins Auge zu schauen gewillt sind. Dafür, wie in anderen Fragen, gilt das Sprichwort: *Fortes fortuna adjuvat – dem Mutigen hilft das Glück.*

Zum Schluß kam ich auf die Frage nach der Zukunft der anglikanischen Kirche zu sprechen, die eine Wiedergeburt der alten Religion sein müsse. Und ich wagte nicht, mich darüber zu äußern:

Über die Zukunft können wir nichts sagen, weder Gutes noch Schlechtes. In der Tatsache, daß Augustinus, die große Leuchte der Kirche, der letzte Bischof von Hippo war, sahen die Christen immer eine Warnung vor dem Versuch, über die Fortführung und Beendigung dessen, was die Vorsehung begonnen, etwas voraus zu sagen.

Es kann sein, daß die vor kurzem neuerwachten Prinzipien in der anglikanischen Kirche die Oberhand gewinnen. Es ist aber auch möglich, daß sie in *einem elenden Schisma oder einem noch elenderen Vergleich* untergehen. Dagegen war es keine Voreiligkeit und kein Wagnis, vorauszusagen, daß *weder der Puritanismus noch der Liberalismus ein dauerndes Erbrecht in ihr habe.* Ich glaube, ich wollte sagen, daß in der gegenwärtigen Zeit die anglikanische Kirche ohne die Hilfe von apostolischen Prinzipien wirklich aufhören würde zu existieren.

Liberalismus und Puritanismus. Dann fuhr ich fort:

Vom Liberalismus glauben wir, daß die Glaubensformeln der Kirche mit Hilfe einer gütigen Vorsehung den Klerus immer davor bewahren werden, von ihm überwältigt zu werden. Außerdem ist es ein zu kaltes Prinzip, um die Massen in Bewegung zu setzen.

Dagegen gaben die sogenannte evangelikale Religion oder der Puritanismus mehr Veranlassung zur Unruhe. Ich kam auf seine Ausbreitung zu sprechen. Doch andererseits fehlte es ihm an einer intellektuellen Grundlage, an einer inneren Idee, an einem Prinzip der Einheit, an einer Theologie.

Seine Anhänger, sagte ich, sind schon jetzt untereinander gespalten. Sie werden verschwinden wie der Schnee im Frühling von den Feldern. Nicht über einen einzigen Punkt seiner Lehre sagt er seine Ansicht gerade heraus, und um seine Armut zu verbergen, hat er sich mit einem Labyrinth von Worten umgeben. Wir haben durchaus keine Furcht vor ihm. Uns kümmert nur, was er erstrebt. Er hat keine feste Stellung und nimmt auch keine in Anspruch. Er besetzt nur das Gelände zwischen den streitenden Mächten, der katholischen Wahrheit und dem Rationalismus. Dann freilich wird es zu einem heftigen Kampf kommen, wenn zwei wirkliche und lebendige Prinzipien, die beide ein einfaches und folgerichtiges Ganze bilden, das eine in der Kirche, das andere außerhalb derselben, zuletzt zusammen stoßen und nicht um Namen und Worte oder halbe Ansichten kämpfen, sondern um elementare Begriffe und ausdrückliche moralische Merkmale.

Ob die religiösen Ideen des kommenden Zeitalters wahr oder falsch sein werden, auf alle Fälle werden sie real sein. Ich sagte:

Heutzutage ist Verschwommenheit die Mutter der Weisheit. Wer ein halbes Dutzend allgemeiner Behauptungen auszusprechen vermag, die nur deshalb einander nicht aufheben, weil sie zu Gemeinplätzen verdünnt sind, wer geschickt genug ist, gleichsam ohne Stützpunkt und Stange zwischen Gegensätzen das Gleichgewicht zu halten, wer nie eine Wahrheit ausspricht, ohne sich gegen die Voraussetzung zu verwahren, daß das Gegenteil ausgeschlossen sei; wer sich zu dem Glauben bekennt, daß die Schrift die einzige Autorität sei, daß man aber auch der Kirche beizupflichten habe, daß der Glaube allein rechtfertige, jedoch nicht ohne die Werke; daß die Gnade nicht von den Sakramenten abhängt, jedoch ohne dieselben nicht zuteil werde; daß Bischöfe durch göttliche Verordnung eingesetzt seien, daß aber jene, die keine Bischöfe haben, dieselbe religiöse Stellung einnehmen wie die anderen, die Bischöfe haben, das ist der rechte Mann und die Hoffnung der Kirche. Das ist es, was der Kirche angeblich fehlt! Keine Parteimänner, sondern verständige, gemäßigte, nüchterne und urteilsfähige Persönlichkeiten, die sie

durch die Nichtstellungnahme zwischen der Scylla und Charybdis von Ja und Nein hindurchzuführen wissen!

Aber, schrieb ich, dieser Zustand kann nicht von Dauer sein, wenn die Menschen lesen und denken können. Man wird die Stellung, die man als echte Kirche Englands oder orthodoxen Protestantismus bezeichnet, nicht halten können. Es ist unmöglich, immer auf einem Bein zu stehen oder ohne Stuhl zu sitzen, mit zusammengebundenen Füßen zu gehen oder wie die Hirsche des Tityrus in der Luft zu grasen. Man wird sich zu dieser oder jener Meinung bekennen müssen, aber sie wird in jedem Fall folgerichtig sein. Mag sie Liberalismus oder Erastianismus, Papismus oder Katholizismus heißen, sie wird etwas Wesentliches sein, but it will be real.

5. Ich schloss den Artikel mit den Worten, alle, die nicht *demokratisch, pantheistisch oder papistisch* sein wollen, müssen sich nach

irgend einer *Via media* umsehen, die uns vor dem Drohenden bewahrt, wenn sie auch das Tote nicht erwecken kann. Der Geist Luthers ist tot, aber Hildebrand und Loyola leben. Zeugt es von Einsicht, Nüchternheit und Klugheit, auf heutige Schriftsteller so ärgerlich zu sein, weil sie auf die Tatsache hinweisen, daß unsere Theologen des 17. Jahrhunderts eine Stellung eingenommen haben, welche die wahre und vernünftige Mitte zwischen Extremen ist? Ist es weise, wegen dieser Stellungnahme zu hadern, weil sie dem nicht ganz entspricht, was wir wählen würden, wenn wir das Recht hätten, zu wählen? Ist es ein Zeichen wahrer Mäßigung, wenn wir, statt eine die Mitte haltende Lehre zu festigen, den Versuch machen, die zu steinigen, die es tun? ... Möchte man unsere Söhne und Töchter lieber als Glieder der englischen oder der römischen Kirche sehen?

Damit ließ ich die Frage ruhen. Während ich jedoch so von der Zukunft der Bewegung sprach, war ich in Wahrheit daran, meine Rechnung mit ihr zu machen, fast ohne mir dessen bewusst zu werden. Während ich noch ringsum einer gangbaren *Via media* nachspürte, sollte mich bald ein Schlag treffen, der alle Mittelwege und Vergleiche für immer aus meiner Vorstellung verbannte. Wie schon erwähnt, erschien dieser Artikel in der Aprilnummer der *British Critic*. In der Julinummer erschien kein Aufsatz von mir, warum, kann ich nicht sagen. Und ehe die Oktobernummer erschien, war das Ergebnis, auf das ich eben angespielt habe, eingetreten.

Stand der Kontroverse. Doch bevor ich zur Beschreibung der Vorgänge vom Sommer 1839 übergehe, muß ich den Leser noch eine Weile aufhalten. Ich will über den Stand der Kontroverse zwischen Rom und der anglikanischen Kirche berichten, wie er sich meiner Auffassung nach darstellte. Das wird ein trockener Bericht sein. Aber er ist für meine Geschichte genau so notwendig wie oftmals Pläne von Gebäuden und Wohnungen in den Prozessen unserer Gerichte.

Das Ziel der Bewegung war der Widerstand gegen den herrschenden Liberalismus. Doch wie ich schon sagte, fand und fühlte ich, daß dies nicht durch bloße Verneinungen geschehen konnte. Wir mußten eine positive kirchliche Theorie haben, die auf einer bestimmten Grundlage aufgebaut war. Das führte mich auf die großen anglikanischen Theologen. Da sah ich natürlich sofort, daß es unmöglich sei, eine solche Theorie zu bilden, ohne die Lehre der römischen Kirche zu studieren. So kam ich zu der römischen Kontroverse.

Lektüre von Bellarmin. Im ersten Augenblick hatte ich weder einen Zweifel an der Sache, noch den Verdacht, daß je ein Zweifel über mich kommen könnte. In dieser Geistesverfassung begann ich, einerseits Bellarmin und andererseits eine Unzahl anglikanischer Schriftsteller zu lesen. Doch bald fand ich, wie schon andere vor mir, daß die Kontroverse verwickelt und weitläufig, schwer zu meistern und noch schwerer klar und präzise darzustellen sei. Es war leicht, Streitpunkte aufzustellen, nicht leicht dagegen, sie zu lösen und auszugleichen. Es war sehr schwierig, für den Streit eine klare Antwort zu finden, und noch schwieriger, ihn durch ein logisches Verfahren zugunsten des Anglikanismus zu entscheiden. **Diese Schwierigkeit hatte übrigens durchaus nicht die Wirkung, mich zu beunruhigen oder zu verwirren. Es handelte sich um Beweise, nicht um Überzeugungen.**

Dogma und Leben. Zuerst erkannte ich, wie alle, welche die Sache untersuchen, daß zwischen dem heutigen Stand des Glaubens und der Religionsübung in den Ländern römischer Gemeinschaft und den formellen Dogmen der römischen Kir-

che eine scharfe Scheidung gemacht werden müsse. Diese deckten sich nicht mit jenen. So ist z. B. die fühlbare Qual im tridentinischen Dekret über das Fegefeuer nicht eingeschlossen, sondern war eine Überlieferung der lateinischen Kirche. Ich hatte in den Straßen von Neapel Gemälde gesehen, wo die Seelen von Flammen umgeben waren. Bischof Lloyd hatte diese Unterscheidung in einem Artikel in der *British Critic* vom Jahre 1825 scharf durchgeführt. Es war in der Tat einer der allgemeinen Einwände gegen die römische Kirche, daß sie es nicht wage, sich durch eine formelle Entscheidung zu dem zu bekennen, was sie trotzdem billige und zulasse. Demgemäß betrachtete ich in meinem Prophetenamt das *schweigende und das tätige Rom* als zwei ganz getrennte Begriffe. Ich stellte das Credo der römischen Kirche ihrer gewöhnlichen Lehre, dem Ton ihrer Kontroverse, ihrer politischen und sozialen Stellungnahme, den Glaubensansichten und Übungen des Volkes gegenüber.

Während ich so zwischen den Entscheidungen und Überlieferungen Roms unterschied, vollzog ich eine ähnliche Unterscheidung zwischen dem *schweigenden und tätigen Anglikanismus*. Das formelle Glaubensbekenntnis des Anglikanismus zeigte keine große Abweichung vom römischen. Ganz anders freilich, wenn man seinen Inselgeist, die Überlieferungen seines Staatskirchentums, seine geschichtlichen Eigentümlichkeiten, seinen streitbaren Hass und sein eng begrenztes Urteil betrachtete. Ich verwarf und verurteilte diese Ausschreitungen und nannte sie *Protestantismus* oder *Ultra-Protestantismus*. Ich wünschte, von seiten der römischen Polemiker eine ähnliche Verwerfung des Volksglaubens und der Volksgebräuche in der eigenen Kirche, alles dessen, was ich *Papismus* nannte, zu hören. Als diese Hoffnung ein Traum blieb, wurde mir klar, daß die Streitfrage zwischen der Buchtheologie des Anglikanismus und dem lebendigen System der vermeintlichen römischen Entartung liege. Weiter konnte ich nicht. Mit diesem Resultat mußte ich mich zufrieden geben.

6. Die *Parteien* in der Kontroverse waren demnach die anglikanische *Via media* und die Volksreligion Roms. Und der *Ausgangspunkt*, auf den der Streit zurückgeführt werden mußte, war folgender. Der Anglikaner stützte sich auf das Altertum oder die Apostolizität, der Römer auf die Katholizität. Der Anglikaner machte dem Römer gegenüber geltend: *Es ist nur ,ein Glaube‘, der alte, und ihr habt ihn nicht festgehalten.* Und der Römer entgegnete: *Es gibt nur ,eine Kirche,‘ die katholische, und ihr steht außerhalb derselben.* Der Anglikaner behauptete weiter: *Eure eigentümlichen Glaubensansichten, Gebräuche und Gewohnheiten sind im Altertum nirgends zu finden.* Und der Römer warf ein: *Ihr habt mit keiner Kirche Gemeinschaft, als nur mit eurer eigenen und ihren Abarten. Und ihr habt Prinzipien, Lehren, Sakramente und Gebräuche aufgegeben, die im Osten wie im Westen Geltung haben und stets Geltung hatten.* Die wahre Kirche, wie sie in den Glaubensbekenntnissen definiert wird, war beides, katholisch und apostolisch. Wie ich die Streitfrage, in die ich verwickelt war, auffasste, hatten England und Rom diese Merkmale oder Vorzüge untereinander geteilt. Die Frage war also Apostolizität oder Katholizität?

Apostolizität gegen Katholizität. Übrigens wollte ich mit dieser Feststellung der Sache natürlich nicht die Vermutung wecken, meiner Ansicht nach komme das Merkmal der Katholizität auf Kosten der anglikanischen Kirche wirklich Rom zu. Vielmehr wollte ich damit sagen, Rom legt in der Streitfrage den Nachdruck auf die Katholizität, und der Anglikaner auf das Altertum. Selbstverständlich behauptete ich, der römische Begriff der Katholizität sei weder alt noch apostolisch. Es war meines Erachtens nur natürlich, geziemend und zweckentsprechend, daß das ganze Christentum in einer einzigen sichtbaren Gemeinschaft vereinigt sein sollte. Während eine solche Einheit andererseits auch eine bloße herzlose und politische Verschmelzung sein konnte. Ich selbst glaubte mit den anglikanischen Theologen, daß zwischen den einzelnen Teilen der Urkirche wirklich eine gegenseitige Unabhängigkeit bestand,

obwohl sie dem Gebot der Liebe gemäß eine geschlossene Einheit bildeten. Ich war der Meinung, jeder Bischofssitz und jede Diözese sei mit einem Kristall zu vergleichen, jeder war dem anderen gleich, und die Summe aller war eben nur eine Sammlung von Kristallen. Die Einheit der Kirche bestand nicht darin, daß sie ein Gemeinwesen, sondern darin, daß sie eine Familie, ein Geschlecht bildete, das von seinen ersten Stiftern und Bischöfen an seine apostolische Abstammung herleitete.

Ignatius von Antiochien. Diese Wahrheit schien mir **in den Briefen des hl. Ignatius so klar zum Ausdruck zu kommen**, daß jeder Streit unmöglich war. In ihnen wird der Bischof als die eine oberste Autorität der Kirche, d. h. der Kirche seines Ortes dargestellt. Er hatte keinen anderen über sich, ausgenommen wenn um der kirchlichen Ordnung und Wohlfahrt willen Vereinbarungen getroffen wurden, die den einen über- und andere unterordneten. So viel über unsere eigenen Rechte auf die Katholizität, die von unseren Gegnern so ungerecht für sich allein in Anspruch genommen wurde. Unsere Hauptstütze, das Altertum, setzte uns natürlich auch wieder in den Stand, den neuen Rechtsanspruch der römischen Kirche, über andere ihr in Wahrheit ebenbürtige Kirchen zu herrschen, mit größtem Nachdruck zu verurteilen. Und nicht bloß das: Wir überführten sie dadurch auch des unverzeihlichen Vergehens, dem Glauben etwas hinzu gefügt zu haben. Das war der kritische Höhepunkt der Anklage, welche der anglikanische Gegner gegen sie vorbrachte. Und zum Beweis, daß er selbst, wenn auch von Rom getrennt, ein wahrer Katholik sei, berief er sich auf den hl. Ignatius. Ebenso verwies er triumphierend auf die Abhandlung des Vincenz von Lerin über das **Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus - Was immer, was überall, was von allen (geglaubt wurde)**. Das war der Beleg dafür, daß die römischen Vorkämpfer in ihrem Bekenntnis vom apostolischen und ursprünglichen Glauben abgewichen seien.

Natürlich hatten diese Vorkämpfer eine Antwort für ihn bereit, mit der ich mich hier nicht befasse. Ich habe nur den Aus-

gangspunkt zwischen den Parteien festzustellen: Altertum gegen Katholizität.

Edle Kontroversen. Im folgenden werde ich durch Auszüge aus meinen Schriften vom Jahre 1836, 1840 und 1841 erläutern, was ich über die Grundlage der Kontroverse nach meiner persönlichen Auffassung darüber soeben gesagt habe. Ich schicke eine Bemerkung voraus, die besonders für einen Aufsatz vom Jahre 1836 gilt, der zuerst angeführt werden soll. Er erschien in der März- und Aprilnummer des *British Magazine* desselben Jahres und hatte den Titel: *Heimatgedanken in der Fremde*. Wie in meinen verschiedenen anderen Schriften aus der anglikanischen Zeit ist in seiner Erörterung die Beweisführung zugunsten Roms mit außerordentlicher Deutlichkeit und Kraft herausgestellt. Meine Freunde und Gönner sagten damals: *Wie unvorsichtig!* und meine Feinde riefen sogleich und besonders später: *Wie hinterlistig!* Freunde und Feinde waren im wesentlichen in ihrer Kritik einig. Ich hatte die Sache, die ich bekämpfen wollte, ins beste Licht gestellt. Das war ein Vergehen, mochte es aus Unvorsichtigkeit oder mit verräterischer Absicht geschehen sein. Und doch war es weder das eine noch das andere. Es geschah aus folgenden Gründen: **Erstens** fühlte ich bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung ein dringendes Bedürfnis, das Ganze so klar wie möglich darzustellen. **Zweitens** wollte ich meinen Gegnern möglichst gerecht werden. Und **drittens** war ich der Meinung, unter unseren eigenen Freunden herrsche eine große Oberflächlichkeit, sie unterschätzten die Kraft der Beweisführung zugunsten Roms und sollten zu einem richtigen Begriff des Standes der Kontroverse angehalten werden. Als ich später 1841 die Wucht der römischen Auffassung in dieser Frage selbst als eine Schwierigkeit empfand, der man entgegen treten mußte, hatte ich einen **vierten** Grund für eine solch freimütige Beweisführung: Die Tatsache, daß verschiedene Persönlichkeiten in der Frage nach der Katholizität der anglikanischen Kirche noch viel schwankender waren als ich. Es war ganz klar, wenn ich nicht alles, was gegen sie vorgebracht werden konnte, mit rückhaltloser Aufrichtigkeit feststellte,

bestand keine Aussicht, Darlegungen, die meinem Empfinden nach zu ihren Gunsten sprachen, oder wenigstens Rom nachteilig waren, bei diesen Persönlichkeiten Geltung zu verschaffen. Ich hatte allezeit die feste Überzeugung, daß *Ehrlichkeit die beste Politik sei*, und daß eine Sache nur so auf festen Grund gestellt werden könne.

7. Demnach brachte ich im Jahre 1841 die anglikanische Schwierigkeit in folgenden Worten zum Ausdruck:

Es handelt sich hier um einen Einwand, von dem wir ehrlicherwise sagen müssen, daß ihn viele und bedeutende Menschen tief empfinden. Am besten ist es, wir gestehen die Schwierigkeit ganz offen ein. Dann ist Aussicht vorhanden, daß sie ernst genommen und mit der Zeit von den maßgebenden Persönlichkeiten tunlichst aus dem Wege geräumt werde. Fieberkrankheiten heilen sich durch ihre eigene Hitze, und wir haben die Zuversicht, daß die Zeit gekommen ist, wo auch ein solch großes Übel sich gegen das rechte Empfinden und den gesunden Verstand religiöser Menschen nicht behaupten kann. Gerade darin liegt die Stärke des römischen Katholizismus uns gegenüber. Und wenn nicht geeignete Persönlichkeiten ihr Augenmerk darauf richten, müssen sie im Lauf der Zeit mit dem sicheren Verlust solcher Menschen rechnen, deren Austritt aus unserer Kirche sie am schmerzlichsten berühren würde.“

Bischof in Jerusalem. Die Maßnahme, die ich an dieser Stelle besonders im Auge hatte, war der Plan, in Jerusalem einen Bischofssitz zu errichten, der eben damals zwischen dem Erzbischof von Canterbury und Bunsen erwogen wurde. Im folgenden werde ich davon noch mehr zu berichten haben. Und nun zurück zu den *Heimatgedanken* vom Frühling 1836. Die in diesem Aufsatz enthaltene Erörterung war in die Form eines Dialogs gefasst. Der eine der beiden Gegner sagt:

Sie halten mir vor, die römische Kirche sei entartet. Was dann? Ein Glied abzuschneiden ist eine seltsame Art, es vor dem Einfluß eines organischen Leidens zu bewahren. Indigestion kann Krämpfe in den Extremitäten verursachen, und doch behalten wir unsere armen Füße. Sicherlich gibt es eine solche *religiöse* Tatsache wie das Bestehen einer großen katholischen Körperschaft und die Verbindung mit ihr ist für jeden Christen Vorrecht und Pflicht. Nun aber sind wir Engländer von ihr getrennt.

Der andere erwidert:

Der gegenwärtige Stand der Dinge ist unbefriedigend und erbärmlich, das und nicht mehr gebe ich zu. Die Kirche ist auf eine Lehre gegründet, auf das Evangelium der Wahrheit. Sie ist Mittel zum Zweck. Sollte die Kirche untergehen, obgleich das dank der Verheißung nicht sein kann, nun wohl, es ist immer noch besser, als wenn die Wahrheit verloren ginge. **Die Reinheit des Glaubens ist für den Christen kostbarer selbst als die Einheit.** Wenn Rom in der Lehre beträchtlich geirrt hat, so ist es Pflicht, sich von Rom loszusagen.

Sein Freund, der in der Beweisführung die Sache Roms vertritt, beruft sich auf das Bild vom Weinstock und den Reben, das meines Wissens der hl. Cyprian gebraucht hat: Ein Zweig, der vom katholischen Weinstock abgeschnitten wird, muß verdorren. Auch eine Stelle des hl. Augustinus aus seiner Auseinandersetzung mit den Donatisten desselben Inhalts führt er an. Darin heißt es nämlich, die Donatisten seien, weil vom Leib der Kirche getrennt, ipso facto vom Erbe Christi ausgeschlossen. Und er erwähnt den Beweis des hl. Cyrill, der sich eben auf den Titel *Katholik* gründet, und den sich nur *eine* menschliche Gemeinschaft je beizulegen wagte oder beilegen konnte. Und er fügt hinzu: *Ich streite nur für die Tatsache, daß die römische Gemeinschaft den wesentlichen Teil der katholischen Kirche bildet, und daß wir von ihr getrennt und in der Lage der Donatisten sind.*

Der andere bestreitet in seiner Erwiderung, daß die jetzige römische Gemeinschaft der katholischen Kirche des hl. Augustinus tatsächlich gleich sei, weil die große anglikanische und griechische Kirche in Betracht gezogen werden müsse. Jetzt ergreift er die Offensive und zählt die einzelnen Punkte auf, worin Rom vom ursprünglichen Christentum abgewichen ist, nämlich

die praktische Abgötterei, die auf Anbetung hinauslaufende Verehrung der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen, die sich die lateinische Kirche zuschulden kommen lasse, und die Herabwürdigung der moralischen Wahrheit und Pflicht, die daraus folge.

Und er fährt fort:

Wir können uns beim besten Willen nicht einer Kirche anschließen, die unsere Ordination nicht anerkennt, uns den Kelch verweigert, unsere Einwilligung in die Bilderverehrung verlangt und uns exkommuniziert, wenn wir das und alle anderen Entscheidungen des tridentinischen Konzils nicht annehmen.

Sein Gegner beantwortet diese Einwürfe mit der Berufung auf die Lehre von *der Entwicklung der Wahrheit des Evangeliums*. Außerdem ist

das anglikanische System in diesen ersten Jahrhunderten selbst nicht vollständig anzutreffen. Das anglikanische Prinzip des Altertums hebt sich also selber auf. Wenn jemand die *Via media* annimmt, so ist er ein bloßer Doktrinär. Er gleicht den Menschen, die in einer Angelegenheit von Belang ihre eigenen kleinlichen Grillen durchdrücken und Gebirge mit einem Taschenlineal messen oder den Lauf der Planeten prüfen wollen. Die *Via media* hat in den Bibliotheken geschlafen, sie ist ein kindisches Ersatzmittel für Männlichkeit.

Päpstliche Unfehlbarkeit. Es ist also klar, gegen Ende des Jahres 1835 oder Anfang 1836 stand die Frage, von der nach meinen Begriffen die Entscheidung zwischen den Kirchen abhing, ihrem ganzen Umfang nach vor mir. Bezeichnenderweise tauchte die Frage nach der Stellung des Papstes als Mittelpunkt der Einheit wie als Inhaber der Jurisdiktion in meinem Denken überhaupt nicht auf, ich darf meines Wissens sagen, bis zuletzt nicht. Ich glaube nicht, daß ich jemals in der Zeit meiner Zugehörigkeit zur anglikanischen Kirche eine seiner Vollmachten ausdrücklich als *de iure divino* betrachtet habe. Ich will damit nicht sagen, daß die Lehre eine Schwierigkeit für mich enthielt. Im Zusammenhang mit der *Geschichte des hl. Leo*, von der ich bei Gelegenheit sprechen werde, ging mir der Gedanke an seine Unfehlbarkeit durch den Sinn. Aber schließlich drehte sich meiner Ansicht nach die Streitfrage nicht darum, sondern um Glauben und Kirche. Das war von Anfang an fast stets mein Ausgangspunkt in der Kontroverse. Zwischen den Rechten der römischen und anglikanischen Religion bestand ein Widerspruch, und die Geschichte meiner Bekehrung ist lediglich der Verlauf der Bemühungen, ihn zu einer Lösung zu führen. Im Jahre 1838 illustrierte ich den Gegensatz durch die

Gegenüberstellung der Madonna mit dem Kind und Golgotha. Ich sagte, die Eigenart der anglikanischen Theologie bestehe darin, daß ihrer Voraussetzung nach

die Wahrheit ganz objektiv und losgelöst sei, nicht wie in der römischen Theologie im Schoß der Kirche liegt, gleichsam eins mit ihr, an sie geklammert und sozusagen in ihre Umarmung verloren, sondern einsam und unnahbar, wie am Kreuz oder bei der Auferstehung, die Kirche ganz nahe, aber im Hintergrund.

8. Meine Sicht des Streites im Jahre 1836 und 1838 blieb auch noch während der Jahre 1840 und 1841 dieselbe. In der *British Critic* vom Januar 1840 veröffentlichte ich einen Dialog, in dem ich Schritt für Schritt das Verhältnis zwischen den Kirchen untersuchte. Ich schloss ihn mit folgenden Worten:

In der vorstehenden Erörterung scheint jeder der beiden Gegner einen starken Stützpunkt zu haben. **Wir berufen uns auf das ursprüngliche Christentum, der Römer auf die Universalität.** Die Tatsache, daß Rom etwas zum Glauben hinzu gefügt hat, steht fest, man mag sie erklären, wie man will. Und ebenso fest steht die andere Tatsache, daß wir uns von der großen Gemeinschaft der Christen in der Welt getrennt haben, wir mögen uns rechtfertigen, wie wir wollen. Jede dieser beiden Tatsachen bedeutet auf den ersten Blick eine ernste Schwierigkeit für das betreffende System.

Ferner:

Da Rom die Väter anerkennt, auch wenn es ihnen nicht beipflichtet, und England die große Gemeinschaft der Kirche ehrt, obwohl es sich ihr nicht unterwirft, haben beide, Rom und England, einen Punkt aufzuklären.

Und noch schärfer im Juli 1841:

Während England das Merkmal des Schismas an der Stirne trägt, so Rom die entgegengesetzte Unehre: das Merkmal der Abgötterei. Aber wir dürfen das nicht falsch verstehen. Wir klagen weder Rom der Abgötterei, noch uns selbst des Schismas an. Nach unseren Begriffen ist keine dieser Anklagen begründet. Doch findet man in der römischen Kirche Gebräuche, die der Abgötterei ganz ähnlich sehen, und die englische Kirche tut vieles, was dem Schisma gleichkommt, so daß wir, ohne bestimmen zu wollen, welche Pflichten ein römischer Katholik gegen die jetzt bestehende Kirche von England hat, allen Ernstes denken, die Glieder der englischen Kirche haben von der Vorsehung einen Fingerzeig erhalten, wie sie sich gegen die

römische Kirche, so lange sie in ihrem heutigen Zustand verharrt, verhalten sollen.

Erstes Misstrauen. Noch eine Bemerkung über das Altertum und die *Via media*! Im Laufe der Zeit sah ich auch ein, daß der anglikanische Beweis aus dem Altertum, dessen Geltung mir durchaus nicht zweifelhaft war, nicht bloß unser ganz spezieller, sondern auch unser einziger Rechtfertigungsgrund sei. Ebenso fühlte ich, daß die *Via media*, die ihm Form und Gestalt geben sollte, gewissermaßen ein neugeformtes und unserer Zeit angepasstes Altertum sein müsse. Dies bemerkte ich in den *Heimatgedanken*, wie in dem oben erwähnten Artikel der *British Critic*. **Allein der Umstand, daß wir uns schließlich an ein bloß persönliches Urteil über das Altertum halten mußten, weckte etwas wie Misstrauen in meine ganze Theorie.** Am Schluß meines Werkes über das *Prophetenamt* 1836/37 brachte ich das mit folgenden Worten zum Ausdruck brachte:

Nun, da unsere Erörterungen zu Ende gehen, die mit der Untersuchung verbundene Aufregung sich gelegt hat und Ermüdung gefolgt ist, mag der Gedanke, mit dem wir an die Frage herangetreten sind, wiederkehren: Alles, was gesagt wurde, sei eher Phantasterei und mutwilliges Treiben als praktische Folgerungen des Verstandes.

Und ich schließe den Abschnitt, indem ich einen Gedanken vorweg nehme, bei dem ich zuletzt fast gezwungen Zuflucht gesucht hatte:

Schließlich ist die Kirche in ihren Tagen immer unsichtbar, und der Glaube allein erreicht sie.

Was war dies anderes als die Preisgabe der Merkmale einer sichtbaren Kirche überhaupt, ihrer Katholizität wie ihrer Apostolizität?

Erste Zweifel 1839. Die großen Ferien des Jahres 1839 begannen sehr früh. Von Ostern bis zum Gedenkfest für die Wohltäter waren sehr viele Besucher in Oxford gewesen. Und die Partei Dr. Puseys hatte mehr denn je die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Kontroverse mit Rom hatte ich mehr als zwei Jahre ruhen lassen. In meinen Pfarrpredigten war diese Frage niemals berührt worden. Und weder in meinen Traktaten, noch in der *British Critic* kam etwas vor, was polemischen

Charakter hatte. Ich war im Begriff, während der Dauer der Ferienzeit zu jener Art des Studiums zurück zu kehren, die ich seit vielen Jahren als meine eigentlichste Aufgabe erwählt hatte, weil ihr Inhalt mich besonders fesselte. Ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß der Gedanke an Rom überhaupt meinen Sinn kreuzte. Ungefähr Mitte Juni machte ich mich an die Geschichte der Monophysiten und beherrschte sie bald. Ich war ganz vertieft in die Lehrfrage. Das dauerte etwa vom 13. Juni bis 30. August. **Während dieses Studiums kam mir zum erstenmal ein Zweifel an der Möglichkeit, am Anglikanismus festzuhalten.** Ich erinnere mich, daß ich am 30. Juli einem Freund gegenüber, dem ich zufällig begegnet war, die Äußerung tat, wie merkwürdig die Geschichte sei! Ende August aber kam ich ernstlich in Unruhe.

In einem früheren Werk habe ich beschrieben, wie sehr mich die Sache angriff. **Mein Bollwerk war das Altertum.** Nun fand ich ausgerechnet hier, in der Mitte des 5. Jahrhunderts, das Christentum des 16. und 19. Jahrhunderts gespiegelt. Ich sah mein Gesicht in diesem Spiegel, und *ich war Monophysit*. Die Kirche der *Via media* nahm dieselbe Stellung ein wie die orientalische Gemeinschaft. Rom war damals dasselbe, was es jetzt ist. Die Protestanten waren die Eutychianer. Seit die Welt besteht, ist zwar schon viel Merkwürdiges passiert, aber wem wäre je der Gedanke gekommen, sich durch die Worte und Handlungen **des alten Eutyches, dieses delirius senex**, wie ihn Petavius, meine ich, genannt hat, und **die Ungeheuerlichkeiten des charakterlosen Dioskorus nach Rom führen zu lassen!** Man möge beachten, daß ich keine Streitschrift schreibe, sondern nur die Dinge erzähle, wie sie im Verlauf meines Übertritts aufeinander folgten.

9. Unter diesem Gesichtspunkt führe ich eine Stelle aus dem Bericht an, den ich im Jahre 1850 über meine Erwägungen und **Empfindungen vom Jahre 1839** gab:

Es war schwer einzusehen, warum die Eutychianer oder Monophysiten Häretiker sein sollten, wenn die Protestanten und Anglikaner keine waren. Es war schwierig, gegen die tridentinischen Väter

Beweise zu erbringen, die nicht auch gegen die Väter von Chalcedon zeugten, und die Päpste des 16. Jahrhunderts zu verdammen, ohne auch die des 5. Jahrhunderts zu verurteilen. Das Drama der Religion und der Kampf zwischen Wahrheit und Irrtum war immer und überall derselbe. Die Grundsätze und die Handlungsweise der Kirche waren die gleichen wie damals, und die Grundsätze und Handlungsweise der damaligen Häretiker unterschieden sich nicht von denjenigen der heutigen Protestanten. Fast mit Schrecken sah ich das. Es war eine furchtbare Ähnlichkeit, um so furchtbarer, weil sie so schweigend und teilnahmslos zwischen den toten Urkunden aus der Vergangenheit und der fieberhaften Chronik der Gegenwart lag. Der Schatten des 5. Jahrhunderts fiel auf das 16. Es war, als stehe ein Geist aus den aufgewühlten Wassern der alten Welt auf, mit der Gestalt und den Zügen der neuen. Man konnte die Kirche damals wie heute rücksichtslos und hart, gebieterisch, anmaßend und unbarmherzig nennen. Und die Häretiker waren schlau, veränderlich, verschlossen und arglistig, umschmeichelten stets die weltliche Gewalt und waren nie unter sich einig, außer mit deren Hilfe. **Und die weltliche Gewalt war jederzeit auf Vergleiche bedacht, suchte das Unsichtbare aus den Augen zu drängen und setzte den Vorteil an die Stelle des Glaubens.** Was konnte die Fortsetzung der Kontroverse oder die Verteidigung meiner Stellung nützen, wenn ich schließlich für Arius und Eutyches Beweise schmiedete und gegen den großen Dulder Athanasius oder den majestätischen Leo als des Teufels Advokat auftrat? Meine Seele sei mit den Heiligen! Gegen sie soll ich die Hand aufheben? Eher soll meine Rechte erlahmen und auf der Stelle verdorren wie dem, der sie einstmals gegen den Propheten des Allerhöchsten erhob! Verflucht sei der ganze Stamm eines Cranmer, Ridley, Latimer und Jewel! Die Namen Bramhall, Ussher, Taylor, Stillingfleet und Barrow sollen vom Angesicht der Erde weggefegt werden, ehe ich mich abhalten lasse, in Liebe und Verehrung zu den Füßen jener niederzusenken, deren Bild beständig vor meinen Augen steht und deren Worte voll Wohlklang immer in meinen Ohren und auf meiner Zunge sind!

Blitz des hl. Augustinus. Kaum hatte ich die Werke zu Ende gelesen, als mir von einem Freund, welcher der Sache Roms günstiger gesinnt war als ich, die *Dublin Review* vom August desselben Jahres übergeben wurde. Sie enthielt einen Artikel über die *anglikanischen Rechte* von Bischof Wiseman. Das war

ungefähr Mitte September. Er handelte von den Donatisten und brachte sie in Verbindung mit dem Anglikanismus. Ich las ihn, fand aber nicht viel in ihm. Die donatistische Streitfrage kannte ich, wie ich oben zeigte, schon seit mehreren Jahren. Der Fall stand zur anglikanischen Kirche in keiner Parallele. Der hl. Augustinus schrieb in Afrika gegen die Donatisten in Afrika. Sie waren eine Partei, die mit ihrem Fanatismus ein Schisma in der afrikanischen Kirche zustande brachte, darüber hinaus reichte ihr Einfluß nicht. Es war eine Frage zwischen Altar und Altar, zwischen zwei Bischöfen, die um denselben Stuhl stritten, ähnlich wie zwischen den Nonjurors in England und der Staatskirche. Es stand nicht eine Kirche wider die andere, wie Rom gegen die orientalischen Monophysiten. Aber mein Freund, damals wie jetzt ein gewissenhaft religiöser Mann, der mir sehr teuer war und übrigens noch Protestant ist, wies auf die ausgezeichneten Worte des hl. Augustinus hin, die eines der Zitate in der *Review* enthielt und die meiner Aufmerksamkeit entgangen waren. Sie lauteten: **Securus judicat orbis terrarum - Mit Gewissheit urteilt der Erdkreis.**

Einfachere Regel. Er wiederholte diese Worte wieder und wieder, und als er gegangen war, klangen sie in meinen Ohren fort: *Securus judicat orbis terrarum*. Das waren Worte, die über die Angelegenheiten der Donatisten hinaus gingen und auch für die Monophysiten Geltung hatten. Sie gaben dem Artikel eine zwingende Kraft, die mir zuerst entgangen war. Sie entschieden kirchliche Fragen auf Grund einer einfacheren Regel, als es das Altertum war. Ja, der hl. Augustinus war selbst eine der vorzüglichsten Stimmen des Altertums. Hier sprach also das Altertum gegen sich selbst. Welch ein Licht fiel damit auf jede Auseinandersetzung in der Kirche! Es war durchaus nicht gesagt, daß die Menge in ihrem Urteil nicht für einen Augenblick fehlen kann, – daß im arianischen Sturm nicht zahllose Bischofsitze seiner wilden Gewalt erlagen und vom hl. Athanasius abfielen, – oder daß die Mehrzahl der orientalischen Bischöfe nicht die Stimme und die Augen des hl. Leo nötig hatten, um den Streit zu überstehen, sondern daß das wohlüberlegte Urteil,

in dem schließlich die ganze Kirche zusammenstimmt und sich beruhigt, ein unfehlbares Gebot und einen endgültigen Schiedspruch gegen solche Teile darstellt, die sich auflehnen und abfallen. Wer kann Rechenschaft geben über die Eindrücke, die auf ihn wirken? Denn ein bloßer Ausspruch, die Worte des hl. Augustinus, trafen mich mit einer Wucht, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte. Sie waren, um ein bekanntes Beispiel zu wählen, gleich dem *Kehr zurück, Whittington* der Glocke, oder, um ein ernsteres anzuführen, sie glichen dem **Tolle, lege, tolle, lege - Nimm es, lies es, nimm es, lies es!** des Kindes, das den hl. Augustinus bekehrte. *Securus judicat orbis terrarum*. **Diese großen Worte des alten Kirchenvaters lösten die Theorie der *Via media* vollständig in Staub auf.**

10. Die Aussicht, die sich vor meinen Augen auftat, versetzte mich in Aufregung. Ich wollte eben aufbrechen, um eine Reihe von Besuchen zu machen, und schilderte meine Geistesverfassung zweien meiner besten Freunde. Anderen, so viel ich weiß, nicht. Nach einer Weile wurde ich ruhiger und schließlich erlosch der lebhafteste Eindruck in meiner Vorstellung. Im Folgenden versuche ich darzutun, wie ich bei ruhiger Überlegung darüber dachte. Ich hatte den logischen Wert des Erlebnisses und seinen Einfluß auf meine Pflicht festzustellen. Einstweilen war so viel gewiss: Ich hatte den Schatten einer Hand an der Wand gesehen. Es war klar, über die Frage der Kirchen hatte ich noch viel zu lernen, vielleicht ging mir irgend ein neues Licht auf. Wer einen Geist gesehen hat, kann das nie mehr vergessen. Der Himmel hatte sich geöffnet und wieder geschlossen. Einen Augenblick kam mir der Gedanke: **Die Kirche von Rom wird sich schließlich als die rechtmäßige erweisen, - dann schwand er wieder.** Meine alten Überzeugungen blieben die gleichen wie bisher.

Um diese Zeit schrieb ich meine Predigt über *die göttlichen Rufe*, die ich in meinem Band *Plain Sermons* oder *Verständliche Predigten* veröffentlichte. Sie schließt mit folgenden Worten:

Oh, könnten wir die Dinge doch mit der Einfalt betrachten, die uns das eine Notwendige erkennen läßt: Gott zu gefallen! Was für ein Gewinn ist es im Vergleich dazu, der Welt, den Großen, ja sogar denen zu gefallen, die wir lieben? Was für ein Gewinn ist es, Beifall zu ernten, bewundert, umschmeichelt, nachgeahmt zu werden, im Vergleich mit dem einen Ziel: Einer himmlischen Erscheinung nicht ungehorsam zu sein? Was hat diese Welt zu bieten, das der Einsicht in geistliche Dinge, dem starken Glauben, dem himmlischen Frieden, der hohen Heiligkeit und ewigen Gerechtigkeit und der Hoffnung auf die Seligkeit gleichkäme, welche diejenigen besitzen, die unsern Herrn Jesus Christus aufrichtig lieben und ihm nachfolgen? Laßt uns zu ihm beten und flehen Tag für Tag, daß er sich unseren Seelen mehr und mehr offenbare, unsere Sinne schärfe, uns Auge und Ohr, Verständnis und Gefühl gebe für die zukünftige Welt, so in uns wirke, daß wir in Wahrheit sagen können: Leite mich mit deinem Rat, um mich einst aufzunehmen in deine Herrlichkeit. Wen habe ich im Himmel außer dir? Und auf Erden ist nichts, nach dem ich so wie nach dir verlange. Mein Fleisch und mein Herz verschmachten, aber Gott ist die Stärke meines Herzens und mein Teil für ewig. (Ps 72, 24–26)

Das Folgende enthält einen Versuch, die Reihenfolge der Gedanken, die Konsequenzen samt den sich daraus ergebenden neuen Problemen für mein bisheriges Glaubensleben, sowie das allgemeine Verhalten, zu dem die unerwartete Heimsuchung mich drängte, zu schildern. Vor allem muß ich gestehen, was für Folgerungen sich auch daran knüpfen mögen – denn die Folgerungen überlasse ich anderen –, daß schon jahrelang etwas wie eine habituelle, freilich verborgene Erkenntnis in mir geruht haben muß, die mich jedoch nie zum Misstrauen gegen meine Überzeugungen verleitete: Die Erkenntnis, mein Geist habe seine letzte Ruhestatt noch nicht gefunden, und ich sei in diesem oder jenem Sinn ein Wanderer. Während der Fahrt über das Mittelländische Meer, auf der ich das Gedicht verfaßte *Lead, kindly, light – Leite, freundliches Licht*, schrieb ich auch die Verse, die unter der Aufschrift *Providences – Fügungen* in der *Lyra* zu finden sind und mit den Worten anfangen: *When I look back – Wenn ich Rückschau halte*. Das war im Jahre 1833. Nachdem ich begonnen hatte, an diesem Werk zu schreiben,

fand ich eine Bemerkung mit dem Datum vom 7. September 1829, in der ich von mir selber sagte:

Ich bewohne jetzt meine Zimmer im Oriekolleg wieder, gehe bedächtigt voran... und überlasse mich blind der Hand Gottes, ohne zu wissen, wohin er mich führt.

Doch so viel dies Vorgefühl auch wert sein mochte, es war kein Schutz gegen den Schrecken und Widerwillen, den die eben erzählten furchtbaren Besorgnisse mir einflößten. Es gab nur eine Frage: Was hatte ich zu tun? Ich mußte mir selbst Klarheit verschaffen, andere konnten mir nicht helfen. Mein Entschluss war, mich nicht durch die Phantasie, sondern nur von der Vernunft leiten zu lassen. Und dies sagte ich in den folgenden Jahren immer wieder, im Gespräch wie in Privatbriefen. **Ohne diese feste Entschlossenheit wäre ich früher katholisch geworden.** Überdies fühlte ich bei ruhiger Überlegung auch wieder einen wirklichen Zweifel, ob es nicht eine Eingebung des Satans sei. Darum sagte ich mir: Die Zeit allein kann diese Frage lösen. Ich hatte die Pflicht, auf dem gewohnten Wege weiterzugehen und meinen alten Überzeugungen treu zu bleiben, die mich auch jetzt noch in ihrer Gewalt hatten und von meinem neuen Gedanken nicht unmittelbar berührt werden. Die neue Auffassung der Dinge sollte mich nur so weit beeinflussen, als sie ein logisches Recht hatte. Wenn sie von oben kam, würde sie, so hoffte ich, in bestimmterer Gestalt und mit größerer Beweiskraft wiederkehren. Ich dachte an Samuel, der zuerst die Stimme des Herrn nicht erkannt hatte. Darum ging ich hin und legte mich wieder schlafen. Das war im allgemeinen meine Ansicht von der Sache und mein *prima facie*-Entschluss.

11. Drei Glaubenspunkte. Übrigens hatte dieses neue historische Erlebnis bis zu einem gewissen Punkt eine logische Kraft. Die *Via media* als ausdrückliches Lehrsystem oder als Schema war unter den Hammerschlägen des hl. Leo zusammengebrochen. Mein *Prophetenamt* war wertlos, freilich nicht als Beweis gegen die *römischen Irrtümer* oder gegen den Protestantismus, aber als Beweis zugunsten Englands. Ich hatte für den Anglika-

nismus keinen bestimmten Beweisgrund mehr, wenn ich nicht ein Monophysit sein wollte. Zu meinem großen Leidwesen mußte ich auf meine drei ursprünglichen Glaubenspunkte, die ich an einer früheren Stelle so eingehend besprochen habe, zurückkommen: das dogmatische Prinzip, das System der Sakramente und den Gegensatz zu Rom. Von diesen drei Punkten waren die beiden ersten in der römischen Kirche besser gesichert als in der anglikanischen. Zwar besaß die letztere in der Tat die apostolische Sukzession, die zwei hervorragendsten Sakramente und das ursprüngliche Glaubensbekenntnis, aber im anglikanischen System herrschte von jeher viel weniger Genauigkeit in Sachen des Dogmas und der rituellen Gebräuche als in der römischen Kirche. Daher lag mein Hauptbeweis für die anglikanischen Rechte in den bestimmten und ausdrücklichen Anklagen, die ich gegen Rom vorbringen konnte. Ich hatte keine positive anglikanische Theorie, sondern war fast ein reiner Protestant. Die Lutheraner hatten eine Art von Theologie, ebenso die Calvinisten, ich hatte keine.

Rom als Antichrist. Übrigens war dieser reine Protestantismus, dem ich schrittweise anheimfiel, tatsächlich ein praktisches Prinzip. Er bot eine feste, wenn auch nur negative Grundlage und hatte immer noch große Gewalt über mich. Als Knabe mit fünfzehn Jahren hatte ich ihn in vollen Zügen in mich hinein getrunken, so daß ich in meinem Gradus ad Parnassum solche Titel wie *Vicarius Christi – Stellvertreter Christi, sacer interpret – heiliger Vermittler* und *sceptra gerens – Szepterführer* unter dem Wort *papa – Papst* ausstrich und so hässliche Epitheta an deren Stelle setzte, daß ich mich nicht entschließen kann, sie hier niederzuschreiben. Die Wirkung dieser ersten Überzeugung haftete, wie ich schon sagte, *wie ein Brandmal an meiner Vorstellung*. Meine Vernunft bildete sich im Jahre 1833 darüber eine Theorie, die diesen Makel allmählich auswischen sollte. Doch konnte ich mich noch 1838 nicht weiter als zu der Ansicht durchringen, nicht die Kirche von Rom, sondern der Geist der alten heidnischen Stadt sei der Antichrist, das vierte

noch lebende Ungeheuer des Propheten Daniel, welches die dort gegründete Kirche dem Verderben überantwortet habe.

Nicht lange danach, schon ehe meine Aufmerksamkeit auf die monophysitische Streitfrage gelenkt wurde, ging freilich eine große Sinnesänderung in mir vor. Ich sah ein, der Natur der Sache nach müsse der wahre Stellvertreter Christi der Welt immer als Antichrist erscheinen und als solcher gebrandmarkt werden, weil zwischen einem Original und einer Fälschung stets Ähnlichkeit bestehen müsse. **Also war die Tatsache einer solchen Verleumdung fast eines der Kennzeichen der Kirche.** Aber wir können uns selbst nicht vernichten oder unsere Gewohnheiten in einem Augenblick wechseln. Obwohl meine Vernunft überzeugt war, gab ich das unsinnige Vorurteil und Misstrauen gegen die römische Kirche längere Zeit nicht auf, – d. h. ich konnte es nicht einmal schrittweise ablegen. Ich kann das nicht beweisen, doch verhielt es sich meines Wissens so. Auch die Geschichte des hl. Leo und der Monophysiten enthielt nichts, was meinen festen Glauben an das Vorhandensein praktischer Missbräuche und Übergriffe von seiten Roms zerstören konnte.

In meiner öffentlichen und privaten Stellungnahme gegen Rom nahm ich infolgedessen meine Zuflucht zu seinen Inkonsequenzen, seinem Ehrgeiz, seiner Hinterlist und seinen vermeintlichen Spitzfindigkeiten. Ich tat es gleichsam mir selbst zum Trost. Seit dem Sommer 1839 hatte ich eine große und stets zunehmende Abneigung, gegen die römische Kirche selbst oder ihre formellen Lehren vorzugehen. Es widerstrebt mir in hohem Grade, Lehren anzugreifen, die sich vielleicht als wahr erweisen konnten, obwohl ich damals keinen Grund hatte, sie für wahr zu halten, oder die Kirche zu bekämpfen, welche dieselben bewahrt hatte. Da meine Gefühle Rom sehr feindlich gewesen waren, stiegen mir Bedenken auf, ob ich nicht in manchen meiner früheren Äußerungen die Behauptungen anglikanischer Theologen einfach als wahr hingenommen hatte, ohne sie selbst zu prüfen. In einem Brief vom Jahre 1840 schrieb ich einem Freund:

Ich bin von Zweifeln gequält, ob ich mich in meinen Veröffentlichungen nicht zu scharf gegen Rom ausgelassen habe. Ich tat es allerdings in dem guten Glauben, ich müsse mich auf den Standpunkt des englischen Systems stellen und alles sagen, was unsere Theologen sagten, ob ich es reiflich überlegt hatte oder nicht.

12. Ich war über die großen anglikanischen Theologen verstimmt, als hätten sie mich betrogen und veranlasst, Dinge zu sagen, die in den Tatsachen nicht begründet waren. Doch im wesentlichen hielt ich noch alles aufrecht, was ich in meinem *Prophetenamt* gegen die römische Kirche vorgebracht habe. Ich empfand die Wucht der üblichen protestantischen Einwände gegen sie. Ich glaubte, daß wir in der anglikanischen Kirche die apostolische Sukzession und die Gnade der Sakramente besäßen. Ich hoffte, die Schwierigkeit, die sich aus ihrer Isolierung ergab, könne überwunden werden, obwohl ich darüber durchaus keine Gewissheit hatte. Ich hatte keinen klaren Beweis vor mir, daß sie sich einer Irrlehre überantwortet oder gegen die Wahrheit Stellung genommen habe. Es war nicht ausgeschlossen, daß sie in voller apostolischer Reinheit und Kraft neu erstehen und selbst in die Einheit mit Rom hineinwachsen werde, wenn nämlich Rom seine Lehren deutlich erklären und einen Schutzwall gegen ihren Missbrauch errichten würde, vorausgesetzt, daß wir die Geduld und Hoffnung nicht verlören. Der Wunsch nach einer Vereinigung zwischen der anglikanischen und römischen Kirche stieg in mir auf, wenn und sobald dies möglich war. Und ich tat, was ich konnte, um wöchentliche Gebete für diesen Zweck anzuregen. Nach meinem Empfinden konnte man gegen Rom nur vom moralischen Standpunkt aus vorgehen. Ich fühlte, daß ich nichts Unrechtes tat, wenn ich gegen die politische und soziale Handlungsweise der römischen Kirche Stellung nahm. Das Bündnis einer dogmatischen Religion mit der hohen oder niederen liberalen Partei schien mir ein Fingerzeig der Vorsehung gegen eine Annäherung an sie und ein besseres *Schutzmittel gegen Papismus* zu sein als die drei Foliobände, in welchen meines Wissens diese Vorbeugungsmittel zu finden sein sollten. Bei Gelegenheiten, wo es erfor-

derlich war, sah ich es übrigens als meine Pflicht an, alle meine Gedanken offen auszusprechen, auch wenn ich es nicht gerne tat.

Die Veröffentlichung eines Briefes über Traktat Nr. 90 ist ein solches Beispiel. Es heißt darin:

Statt die heiligste Dreieinigkeit, Himmel und Hölle vor die Seele hinzustellen, scheint mir die römische Kirche dem Volk systematisch die allerseligste Jungfrau, die Heiligen und das Fegefeuer zu predigen.

Hier erinnere ich mich, daß ich einem Freund gegenüber mein Bedauern über eine solche Sprache äußerte; doch sagte ich:

Wie kann ich anders sprechen, wenn ich so denke? Und ich *denke so!* Mein Bischof verlangt von mir, daß ich das ausspreche, was ich denke. Nun weißt du alles!

Aber ich gedachte auch der Worte Hurrell Froudes, die er fast sterbend zu mir gesprochen hatte:

Ich muß weiterhin ernsten Protest gegen dein Fluchen und Schimpfen erheben. Wozu soll es gut sein? Ich halte es im höchsten Grade für lieblos. Wie leicht können wir selbst uns in vielen Punkten irren, die uns erst allmählich klar werden?

Ich redete also nicht von den Irrtümern in der Lehre, sondern mein Geisteszustand veranlasste mich dazu, den Nachdruck auf das politische Verhalten, die polemische Richtung, die sozialen Methoden und Äußerungen Roms zu legen. Und hier fand ich dicht bei der Hand einen Stoff, der mich um so heftiger erregte, weil er gerade vor uns lag. Meine Gefühle darüber kann ich kaum scharf genug schildern. Ich hatte einen unaussprechlichen Widerwillen gegen die Politik und die Handlungen O'Connell's, da er sich meiner Ansicht nach mit Männern jeder oder keiner Religion gegen die anglikanische Kirche verband und den Katholizismus durch Gewalttätigkeit und List förderte. Als ich dann sah, daß er von den englischen Katholiken und vermutlich auch von Rom anerkannt wurde, meinte ich, eine Bestätigung vor Augen zu haben, wie die römische Kurie ein zweifelhaftes Spiel treibe und den bösen Aussagen in den Büchern ihrer Gegner recht gebe. Hier konnten wir sehen, was *das tätige Rom*

war. Was *das schweigende Rom* sein mochte, war gleichgültig. Sein Verhalten war ein rein weltliches und politisches.

13. Aus diesem Empfinden heraus war ich gegen einen so eifrigen und überaus liebenswürdigen Mann wie *Spencer* sehr grob, als er im Januar 1840 nach Oxford kam, um Anglikaner für das Gebet um die Einheit zu gewinnen. Damals oder bald darauf habe ich selber solche Gebete eingeführt. Der Gedanke daran war einer der ersten, die mir gleich nach meiner erregenden Entdeckung kamen. Aber ich war zu ungehalten über die politische Handlungsweise der römischen Katholiken in England, als daß ich persönlich etwas mit ihnen zu tun haben wollte. Ich hatte eine so herzliche Freude, ihn zu sehen, als er mit Palmer vom Magdalenen-Kolleg mein Zimmer betrat, daß ich vor Vergnügen hätte lachen mögen, und ich glaube, ich tat es. Aber sonst war ich wirklich unhöflich gegen ihn und wollte beim Essen nicht mit ihm zusammentreffen, und zwar weil ich ihn, was ich allerdings nicht sagte, *in loco apostatae*, als Abtrünnigen von der anglikanischen Kirche betrachtete, wofür ich ihn hier um Verzeihung bitte. Ich versuchte mich später in einem Brief an ihn zu rechtfertigen. Allein ich muß zugeben, daß ich die Sache in seinen Augen jedenfalls noch schlimmer gemacht habe. Denn mein Brief hatte folgenden Wortlaut:

Die Mitteilung, daß Sie für uns beten wollen, ist überaus rührend und weckt eine Menge von Empfindungen, die ich nicht beschreiben kann. Mögen die Gebete reich gesegnet zu Ihnen selbst zurückkehren! ... Warum bin ich Ihnen also nicht diesen ersten Empfindungen entsprechend begegnet? Wenn ich es sagen darf, aus dem einfachen Grunde, weil zwischen den Handlungen und Worten der Katholiken ein Widerspruch besteht. Ihr ladet uns zur selben Zeit zu einer Einigung der Herzen ein, da Ihr alles Mögliche tut, nicht etwa unsere Kirche zu erneuern, zu reformieren und zur Einheit zurückzuführen, sondern sie zu zerstören. Ihr geht weiter, als Eure Prinzipien es fordern. Ihr seid mit unseren Feinden verbündet. ‚Die Stimme ist Jakobs Stimme, die Hände aber sind Esaus Hände.‘ (Gen 27, 22) Was uns am meisten betrübt, und was wir nicht verstehen können, ist, daß Christen wie Ihr, mit der klaren Erkenntnis, daß in der Welt stets ein Kampf sein wird zwischen Gut und Böse, sich in der jetzigen Lage Englands mit dem Bösen verbünden und gegen das Gute

Stellung nehmen können. ... Ihr müßt zugeben, daß außer Euch wir von allen Parteien des Landes der geoffenbarten Wahrheit am nächsten stehen. Wir halten fest an großen und heiligen Prinzipien, wir bekennen katholische Lehren. ... In der Denkweise kommen wir als Gemeinschaft Euch so nahe, daß wir mit den Spottnamen belegt wurden, die man Euch gewöhnlich gibt. Und wenn es andererseits Ungläubige, Spötter, Zweifler, charakterlose und aufrührerische Menschen gibt, so sind sie unter unseren Gegnern zu finden. Und doch macht Ihr mit ihnen gemeinsame Sache gegen uns. . . Ihr arbeitet mit diesen und anderen einmütig Hand in Hand, um uns zu vernichten. Ach, das alles erweckt in uns unwiderstehlich den Eindruck, daß Ihr eine politische, keine religiöse Partei seid, und daß Ihr Euch mit den Ungläubigen gegen die Gläubigen verbündet, um Euer heiß begehrtes Ziel zu erreichen – nämlich Euch selbst freie Bahn in England zu verschaffen. Das ist es, was mich, um von mir selbst zu sprechen, so tief betrübt, daß ich mit Ausnahmen, die ich jetzt nicht zu erwähnen brauche, den leitenden Persönlichkeiten der römischen Gemeinschaft nicht mit Vertrauen begegnen kann, und am wenigsten dann, wenn sie mit einem religiösen Auftrag kommen. Ich würde sagen: Brecht mit O'Connell in Irland und mit der liberalen Partei in England oder kommt nicht zu uns mit Vorschlägen gegenseitiger Gebete und religiöser Sympathie.

Reizbares Gefühl. Dazu kam noch ein anderes persönliches Gefühl, das an sich mit den Beweisen gegen Rom wenig zu tun hatte. Aber ich betrachtete in meinem Vorurteil das, was mir zufällig begegnete, im Lichte der Auffassung, die ich mir von dem üblichen Verhalten der Advokaten und Werkzeuge der römischen Kirche gebildet hatte. Jeder Einmischung von seiten wohlmeinender Katholiken in unsere Oxforder Angelegenheiten und jedem Versuch, mir persönlich etwas Gutes zu tun, trat ich scharf entgegen. In der Tat war damals nichts mehr geeignet, mich zurück zu stoßen. *Warum mischt Ihr Euch ein? Warum könnt Ihr mich nicht in Ruhe lassen? Ihr könnt mir nichts Gutes tun: Ihr wisst nicht das Mindeste von mir. Ihr könnt mir wirklich nur schaden. Ich bin in einer besseren Hand als in der Eurigen. Ich weiß, daß meine Absicht aufrichtig ist, und bin entschlossen, mir Zeit zu lassen.* Seit ich Katholik bin, hat man mich bisweilen der Saumseligkeit in der Gewinnung

von Konvertiten angeklagt, und Protestanten haben daraus geschlossen, daß ich keine große Lust dazu habe. Es wäre gegen meine Natur, wenn ich anders handeln würde. Zudem müßte ich die Lehren vergessen, die ich aus den Erfahrungen meines eigenen Lebens in der Vergangenheit gewonnen habe.

14. Das ist die Erklärung, die ich zu manchen harten und rücksichtslosen Worten in der *British Critic* des Jahres 1840 gegen die römischen Kontroverstheologen zu geben habe:

An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen... Wir sehen Roms Versuche, Konvertiten unter uns zu gewinnen durch unwirkliche Darstellungen seiner Lehre, durch einleuchtende Behauptungen, kühne Versicherungen und Appelle an die Schwächen der menschlichen Natur, an unsere Hoffnungen, Launen, Sorgen, Torheiten und philosophischen Irrtümer. Wir sehen seine Agenten lächeln, nicken und sich bücken, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, wie es die Zigeuner vor müßigen Knaben tun, die Erzählungen für die Kinderstube, niedliche Bildchen, vergoldete Pfefferkuchen, Arzneimittel in Marmelade und Zuckererbsen für brave Kinder feilbieten. Wer sollte sich nicht schämen, die Religion eines *Ximenes*, eines *Carl Borromäus* und eines *Pascal* so entstellt zu sehen? Wer sollte nicht traurig sein, wenn ihre frommen und ernstesten Verteidiger den Geist und die Stärke ihrer Religion so sehr verfehlen? Wir Engländer lieben Männlichkeit, Offenheit, Festigkeit und Wahrheit. Rom wird uns nie gewinnen, solange es diese Tugenden nicht lernt und übt. Dann *mag es* uns gewinnen, aber es wird nur der Fall sein, wenn es aufhört, das zu sein, was wir jetzt unter Rom verstehen, und ein Recht hat, nicht ‚Herr zu sein über unsern Glauben‘ (2 Kor 1, 14), sondern unsere Liebe zu gewinnen und uns durch die Bande des Evangeliums an sich zu fesseln. Ehe es nicht aufhört, das zu sein, was es in der Praxis ist, wird eine Einheit zwischen ihm und England immer unmöglich sein. Wenn es jedoch eine Reform einleitet, und wer kann behaupten, daß ein so großer Teil der Christenheit das nicht kann, dann wird es Pflicht unserer Kirche sein, ohne Rücksicht auf unsere Politiker und mögliche Maßnahmen der weltlichen Macht, die Gemeinschaft mit den Kirchen des Festlandes unverzüglich herzustellen. Und obwohl wir diesen Tag kaum erleben werden, sind wir verpflichtet, darum zu beten. Wir sind verpflichtet, für unsere Brüder zu beten, daß sie und auch wir alle in das reine Licht des Evangeliums geführt und eins werden, wie wir einst eins waren. Es hat uns tief ergriffen, als wir vor kurzem erfuhren, daß

Christen auf dem Festland gemeinsam um die geistige Wohlfahrt Englands beten. Möge ihnen selbst das Licht aufgehen, während sie nach Einheit streben, und mögen sie im Glauben wachsen, während sie ihre Liebe offenbaren! Auch wir haben Pflichten gegen sie! Nicht sie zu schmähen, zu verleumden oder zu hassen, wenngleich die politischen Interessen es verlangen, sondern wir haben die Pflicht, unsere Brüder, deren Angesicht wir wegen unserer und ihrer Sünden im Fleische nicht sehen können, immer mehr im Geiste zu lieben.

Niemand sollte sich zu Verdächtigungen hinreißen lassen. Ich hätte sicher mehr Recht, mich über die gegen mich gerichteten Verleumdungen zu beklagen, wenn ich nicht, wie an dieser Stelle, von vornherein jenen Stand religiöser Polemiker, zu dem ich nun selbst gehöre, herab gesetzt hätte.

Damit habe ich nach Möglichkeit zusammen gestellt, was über meinen allgemeinen Geisteszustand vom Herbst 1838 bis Sommer 1841 zu sagen ist. Nunmehr möchte ich erzählen, wie die neuen Bedenken mein Verhalten und meine Beziehungen zur anglikanischen Kirche beeinflussten.

Wachsende Entfremdung. Als ich im Oktober 1839 nach einer Reihe von Besuchen, die ich zu erwidern hatte, nach Oxford zurückkam, stellte es sich heraus, daß in meiner Abwesenheit einige Unannehmlichkeiten vorgekommen waren, die mich sowohl bei meinem Bischof, als bei den Universitätsbehörden bloßstellen mußten. Dadurch wurde meine Aufmerksamkeit plötzlich auf die Verfassung der dortigen Bewegung gelenkt und ernste Sorgen für die Zukunft befielen mich. Im Frühling des gleichen Jahres hatte ich, wie in dem oben dargelegten Artikel zu sehen war, von den Übergriffen einzelner, die allgemein als Mitglieder der Bewegung betrachtet wurden, gesprochen. Damals dachte ich kaum an ein solches Übel. Aber die während der langen Ferien gewonnenen neuen Einsichten gaben mir einerseits das Verständnis dafür, andererseits raubten sie mir die Kraft zu wirksamer Gegenwehr. Nur eine starke und entschiedene Aufsicht konnte die Menschen in Schach halten. Ich hatte nie eine feste Hand, und gerade als stramme Führung am nötigsten war, rissen mir die Zügel. Mein Gemüt erfüllte

eine sorgenvolle Ahnung über den Ausgang der ganzen Untersuchung, die ich vor denjenigen fast nicht mehr verbergen konnte, die mich Tag für Tag sahen, meine Reden im Freundeskreis hörten oder vielleicht mit der ausdrücklichen Absicht zu mir kamen, mich auszuhorchen und ein entschiedenes *Ja* oder *Nein* auf ihre Fragen zu hören. Durfte ich da erwarten, daß ich solchen Persönlichkeiten, die schon selbst von Zweifeln heimgesucht waren, über meine Überzeugungen etwas zur Stütze oder zum Trost sagen konnte? Ja, wie hätte ich nur in einer mich selbst befriedigenden Weise meinen Geisteszustand zergliedern und sagen können, was ich für wahr hielt, was nicht, oder mit welchen Einschränkungen, Unterscheidungen und Abstufungen des Glaubens ich an der Gesamtheit der von mir öffentlich bekannten und gelehrten anglikanischen Anschauungen festhielt? Und wie konnte ich diesen oder jenen Punkt verneinen oder bejahen, ohne mich gegen das neue Licht, in dem sich die ganze Beweiskraft jener alten Meinungen meinem Geist darstellte, zu versündigen?

15. Aber ich mußte tun, was ich konnte, und was den Umständen am besten entsprach. Der Artikel in der *Dublin Review* wurde allgemein besprochen, und wenn er mich aufgeregt hatte, so war es kein Wunder, daß er auch andere aufregen würde. Was mich selbst betraf, so empfand ich keinerlei Gewissheit, daß sein Argument schlüssig gewesen wäre. Im schlimmsten Fall mußte man zugeben, daß die anglikanische Kirche das Merkmal der Katholizität nicht habe. Aber es gab viele Merkmale der Kirche. Einige waren diesem Zeitalter oder diesem Land eigen, einige anderen Zeitaltern und anderen Orten. Bellarmin hatte zeitliche Wohlfahrt unter die Merkmale der Kirche gezählt, und doch besaß die römische Kirche im 19. Jahrhundert weder große Volkstümlichkeit, noch Reichtum, Ehre, Macht oder glänzende Aussichten. Es war übrigens noch gar nicht sicher, daß uns das Merkmal der Katholizität fehlte. Aber wenn das wirklich der Fall war, so hatten wir andere. Meine erste Aufgabe war also, diese Frage sorgsam zu prüfen, um zu sehen, ob von der anglikanischen Kirche nicht schließlich trotz

ihrer anerkannten Mängel viel Gutes gesagt werden könne. Ich tat das in einem Artikel *über die Katholizität der englischen Kirche*, der im Januar 1840 in der *British Critic* erschien. Meine persönliche Aufregung über diesen Punkt hatte sich meines Wissens gelegt, denn am 21. Februar des gleichen Jahres schrieb ich über den bedeutsamen Dubliner Artikel folgendermaßen an Bowden: *Er hat hier in Oxford einen tiefen Eindruck gemacht. Und ich gestehe, was ich natürlich nur Ihnen gegenüber aussprechen möchte, daß er mich eine Zeitlang sehr beunruhigt hat. Seine blendende Beweisführung ist es unter anderm, was mich so verzagt gemacht hat.* Denn ich hatte seine Wirkung auf andere voraus gesehen.

Littlemore ab 1840. Doch in zweiter Linie waren die neununddreißig Artikel der große Stein des Anstoßes. Man behauptete, sie seien ein ausdrückliches Zeugnis *gegen* den Anglikanismus. Der Anglikanismus stelle die Forderung, daß man in der englischen Kirche nichts anderes sehe, als die in diesem Land fortbestehende eine Kirche, der in alter Zeit Athanasius und Augustinus angehörten, wie es etwa die römische Kirche für Frankreich oder Spanien sei. Aber wenn dies der Fall war, mußte die Lehre dieselbe sein. Die Lehre der alten Kirche mußte in den anglikanischen Formularen, in den neununddreißig Artikeln fortleben und darin zum Ausdruck kommen. Tat sie das? Ja, sie tat es! Das ist es, was ich behauptete! Sie tat es dem Wesen und dem wahren Sinn nach. Die Menschen hatten ihr Möglichstes getan, um die alte katholische Wahrheit zu entstellen und zu verstümmeln, aber in den Artikeln war sie trotzdem noch enthalten. Sie war da, doch das mußte gezeigt werden. Es handelte sich bei diesem Beweis *für uns* um Leben oder Tod. Und ich glaubte, daß es bewiesen werden könne. Ich meinte, die oben im Zusammenhang mit Traktat 90 angegebenen Rechtfertigungsgründe genügten zu diesem Zweck. Darum machte ich mich sogleich ans Werk. Es war im März 1840, als ich nach Littlemore ging. Und da es sich für uns um Leben und Tod handelte, mußte alles versucht werden, den Beweis zu erbringen. Als ich mich an den Versuch machte, hatte ich mich

über die Aussichten für ihn beruhigt und hegte über das Ergebnis keine Besorgnisse. Meine Absicht war ehrlich und meine Vernunftgründe zufrieden stellend. Trotzdem mußte ich 1840 zugeben, daß ich ein *experimentum crucis* auf mich genommen hatte. Ohne Zweifel gestand ich mir damals selbst ein, daß es für die anglikanische Kirche eine Prüfung sein werde, wie sie nie zuvor eine zu bestehen hatte. Zwar war der katholische Sinn der Artikel von ihren Urhebern und Verkündigern festgehalten oder wenigstens geduldet worden. Auch war er in der Lehre eines Andrewes und Beveridge eingeschlossen, aber er war nie öffentlich anerkannt worden, weil die herrschende Auslegung ausschließlich protestantisch war. Auch bemerke ich, daß mein Traktat zwar ein Versuch, aber wie ich damals sagte, *kein Fühler* war. Der Ausgang zeigte es. Denn als mein Prinzip nicht anerkannt wurde, zog ich es nicht zurück, sondern gab alles auf. Ich wollte kein Amt innehaben in einer Kirche, die meine Deutung der Artikel ablehnte. Mein Gefühl war: *Dies haben wir nötig, wir müssen und wollen es haben, und wenn die Menschen dadurch veranlasst wrden, die römische Kirche mit weniger Bitterkeit zu betrachten, dann um so besser.*

16. Das war also mein zweites Vorhaben. Doch bei der Übersiedelung nach Littlemore kamen andere Dinge in den Weg und hinderten mich für den Augenblick an seiner Ausführung. Ich hatte im Sinn, alle Hindernisse, die dem Glauben an den apostolischen und katholischen Charakter der anglikanischen Kirche im Wege standen, zu beseitigen und allen das Recht zu sichern, im hellen Tageslicht offen zu bekennen: *Unsere Kirche lehrt den ursprünglichen, alten Glauben.* Ich verhehlte mir folgendes nicht: Im Traktat 90 stand als erster Grundsatz an der Spitze: *Es ist unsere Pflicht, sowohl der katholischen als unserer eigenen Kirche gegenüber, unsere reformierten Bekenntnisse so weit als nur möglich im katholischen Sinne aufzufassen! Wir haben keine Pflichten gegen ihre Verfasser!* Und noch schärfer drückte ich mich in einem Brief aus, den ich zur Erklärung des Traktats an Dr. Jelf richtete. Ich schrieb:

Die einzige Eigentümlichkeit der von mir vertretenen Ansicht, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist die: Während es in unseren Tagen üblich ist, die Artikel ‚im Sinn des Glaubens ihrer Verfasser‘ auszu-legen, möchte ich es ‚im Sinn des Glaubens der katholischen Kirche‘ tun. Das heißt, wie man oft sagt, daß die Kinder in der Taufe nicht durch den Glauben ihrer Eltern, sondern der Kirche wiedergeboren werden. Gleichermassen möchte ich sagen, die Artikel sind nicht im Sinn ihrer Verfasser, sondern, soweit der Wortlaut es zuläßt oder irgendeine Zweideutigkeit es verlangt, in dem einen katholischen Sinne aufzufassen.

Eine dritte Maßnahme, die ich deutlich vor mir sah, war der Verzicht auf die Stelle an der Marienkirche, mochte sich die Frage über die Artikel lösen, wie sie wollte. Den ersten Schritt dazu gedachte ich damit zu tun, daß ich mich nach Littlemore zurückzog. Littlemore war eine selbständige Filiale der Pfarrei St. Mary und ungefähr zwei bis drei Meilen von Oxford, also eine bis anderthalb Stunden entfernt. Ich hatte dort vor mehreren Jahren eine Kirche gebaut und ging nun dahin, um hier die Fastenzeit des Jahres 1840 zu verbringen. Ich nahm mir vor, in den Gemeindeschulen Unterricht zu geben und den Chordienst zu vollziehen. Gleichzeitig beschäftigte ich mich mit dem Gedanken, hier ein klösterliches Leben zu begründen. Ich kaufte zehn Morgen Land und begann mit ihrer Anpflanzung. Doch dieser große Plan kam nie zur Ausführung. Ich erwähne ihn, weil er zeigt, wie wenig ich damals daran dachte, die anglikanische Kirche jemals zu verlassen. Daß ich diesen weiteren Schritt, das Amt an der Marienkirche aufzugeben, erstmals schon im Jahre 1839 erwogen habe, ist in einem Brief zu entnehmen, den ich im Oktober 1840 an meinen Freund Keble schrieb, dessen Rat ich in einem solchen Falle in erster Linie wünschte. Er lautete wie folgt:

17. Seit einem Jahr überkommt mich immer mehr das Gefühl, daß ich mein Amt an der Marienkirche aufgeben sollte. Doch fühle ich mich außerstande, die Angelegenheit zu beurteilen. Es ist mir unmöglich, meine eigenen Eindrücke und Überzeugungen, welche den Ausgangspunkt der Schwierigkeit bilden, genau festzustellen, und obwohl Sie das natürlich nicht für mich tun können, vermögen Sie

mir doch im allgemeinen zu helfen und vielleicht die Notwendigkeit auszureden, daß ich mich überhaupt danach zu richten habe!

Vor allem steht das eine fest, daß meine Oxforder Pfarrkinder mir ganz unbekannt sind. Ich bin mir nicht bewusst, irgendeinen Einfluß auf sie auszuüben und habe keinen Einblick in ihren Geisteszustand. Es besteht weder eine persönliche noch eine pastorale Bekanntschaft zwischen ihnen und mir. Nur ganz selten habe ich Gelegenheit, einem ein religiöses Wort zu sagen. Der Einfluß, den ich auf sie ausübe, ist genau derselbe, den ich auf Personen außerhalb meiner Pfarrei ausüben kann. Zu meiner Entschuldigung sage ich mir immer wieder, daß ich nicht dazu geschaffen bin, recht mit ihnen umzugehen, während andere dazu in der Lage sind. Andererseits weiß ich, daß ich durch meine Stellung an der Marienkirche einen ansehnlichen Einfluß auf die Universität, auf Studenten wie Lehrer ausübe. Im ganzen hat es also den Anschein, als ob ich meine Amtspflichten an der Marienkirche um anderer Dinge willen, die nicht dazu gehören, vernachlässige. Ich mache aus einer Pfarrstelle gewissermaßen ein Universitätsamt.

Ich glaube, in Wahrheit sagen zu können, daß ich kaum einen Plan gemacht habe, der nicht der Sache meiner Pfarrei diene, aber jeder hat ganz unabhängig von mir die Richtung auf die Universität genommen. Ich fing an, die Tage der Heiligen durch Gottesdienste zu feiern, tägliche Gottesdienste und Andachten in der Kapelle Adam de Brome's für meine Pfarrkinder zu halten. Aber sie sind nicht gekommen. Daher gab ich letztere allmählich auf, und solange sie dauerten, mußte ich sie natürlich der Belehrung anderer anpassen, die kamen, statt jener, die nicht kamen. Die wöchentliche Kommunion führte ich meines Wissens für die Universität ein.

Dazu kam, daß die Vorgesetzten der Universität, die berufenen Wächter derer, die einen großen Teil meiner Zuhörer bilden, ihr Missfallen über meine Predigtweise äußerten. Der eine hielt sie vom Besuch ab. Der letzte Vizekanzler drohte, seine eigenen Söhne aus der Kirche zu nehmen. Und der jetzige, der diesen Frühling einmal Gelegenheit hatte, in meiner Pfarrkirche zu predigen, stieg auf die Kanzel und predigte gegen eine Lehre, mit der ich zu einem guten Teil identifiziert werde. Man kann für die Stimmung in diesen Kreisen keinen besseren Beweis erbringen, als den sinnlosen Spruch, der jetzt zum zweitenmal die Runde macht: Man finde keinen Vizekanzler zur Übernahme des Amtes, wegen des Puseyismus.

Außerdem aber kann ich mir nicht verhehlen, daß meine Art zu predigen nicht dazu angetan ist, das religiöse System zu verteidigen,

das seit 300 Jahren in Geltung ist, und dessen rechtmäßige Vertreter an diesem Ort die Rektoren sind. Sie schließen mich so viel wie möglich von der Universitätskanzlei aus. Und obwohl ich auf dieser nie einen scharfen Ton angeschlagen habe, haben sie insofern recht, als meine Predigten ihrer Meinung nach darauf abzielen, das Bestehende zu untergraben. Ich kann das nicht leugnen. Niemand wird in Abrede stellen, daß die meisten meiner Predigten nicht die Lehre, sondern sittliche Fragen zum Gegenstand haben. Ich führe meine Zuhörer, wenn Sie wollen, zur ursprünglichen Kirche hin, aber nicht zur Kirche von England. Darf aber jemand in Ausübung eines heiligen Amtes, ohne Auftrag, vielmehr gegen den Wunsch der Lehrer und Vorgesetzten, den Geist junger Leute mit Unzufriedenheit gegen die überkommene Religion erfüllen?

Doch das ist noch nicht alles. **Ich fürchte, mich zu dem Geständnis gezwungen zu sehen, daß ich in meinen Predigten, ob ich will oder nicht, eine Neigung für Rom erwecke.** Vor allem deshalb, weil Rom außer uns die einzige Repräsentantin der Urkirche ist. In dem Maße also, in dem sich meine Zuhörer von der einen Kirche loslösen, werden sie sich der anderen nähern. Sodann, weil viele der von mir verkündeten Lehren im römischen System einen viel größeren oder gar den einzigen Platz haben. Und überdies, wenn wir, was nicht unwahrscheinlich ist, im Lauf der Zeit häretische Bischöfe oder Lehrer unter uns hatten, – ein Übel, das ipso facto die ganze Gemeinschaft vergiftet, der sie angehören – wenn ferner, wie es jetzt den Anschein hat, unter den römischen Katholiken Englands eine Bewegung einsetzt, um die Verbindung mit O'Connell und Exeter Hal abzubrechen, dann werden starke Versuche zur Vereinigung mit Rom an jene herantreten, die sich schon an eine Geistesrichtung gewöhnt haben, die der römischen verwandt ist.

Andererseits sagt man mir, daß ich in meinen Predigten oder sonst an der Marienkirche einen wohlthätigen Einfluß auf unseren künftigen Klerus ausübe. Wie aber, wenn ich mir selbst mehr Weitblick zutraue als anderen und im Lauf des letzten Jahres entdeckt hätte, daß gerade das, was sie billigen, wahrscheinlich im römischen Katholizismus enden wird?

Die *Argumente*, die ich öffentlich gegen den römischen Katholizismus geltend gemacht habe, scheinen mir selbst so überzeugend wie immer, aber die Menschen folgen ihren Sympathien, nicht einem Argument. Ich selbst fühle die Gewalt dieses Einflusses, obwohl ich mich den Argumenten beuge. Warum also sollten ande-

re, die Argumente nie in demselben Grade anerkennen, diesem Bann nicht unterliegen?

Ich kann auch nicht der Gefahr dadurch begegnen, daß ich gegen Rom predige oder schreibe. Es scheint mir fast, als ob ich in dem Artikel über englische Katholizität meinen letzten Pfeil verschossen hätte. Ich muß hinzufügen, daß gerade mein Auftreten gegen Rom die Wirkung hatte, das Misstrauen des Volkes gegen mich einzuschläfern. Dies ist jetzt sehr peinlich, da ich mir selbst zu misstrauen beginne. Ich erwähnte meine allgemeine Schwierigkeit schon vor einem Jahr Rogers gegenüber. Denn ich kenne niemand, der ein feineres und schärferes Gewissen hätte. Und sein spontaner Gedanke war, daß ich meine Pfarrstelle an St. Mary aufgeben müsse, wenn mein Empfinden weiter anhielte. Kürzlich sprach ich wieder mit ihm, und er vertrat dieselbe Meinung, nur äußerte er, wie schwer es ihm falle, sich an den Gedanken zu gewöhnen.

18. Keble aber sprach sich für die Beibehaltung meiner Stelle aus, wenigstens für den Augenblick. Am meisten Eindruck machten folgende Vorstellungen auf mich:

Sie müssen bedenken, ob Ihr Verzicht auf die Seelsorge und auf jede öffentliche Meinungsäußerung in der Sache nicht gewissermaßen ein Ärgernis wäre, sofern der Rückzug nicht ganz vorsichtig geschieht. Man würde sagen: Seht, er kann sich nur noch als Laie in der englischen Kirche halten! Andere würden meinen, Sie bereuten die ganze Sache. Solange Sie keinen Weg sehen, diesen Übelstand zu mildern, wenn nicht ganz zu beseitigen, muß ich Ihnen entschieden zum Bleiben raten. Ich gab folgende Antwort:

Da Sie denken, ich *dürfe* bleiben, scheint unter diesen Umständen zu folgen, daß ich bleiben *soll*. Es gibt viele Gründe, die dafür sprechen, sobald anerkannt wird, daß es recht ist, wenn ich bleibe. Folgende Betrachtungen haben mein Empfinden mit Ihrem Rat größtenteils ausgesöhnt:

1. Ich glaube nicht, daß wir die Tragkraft der englischen Kirche schon ganz erprobt haben. Es ist mir klar, daß es ein gewagter Versuch ist – wie das erste Abfeuern einer Kanone. Doch brauchen wir es nicht für ausgemacht zu halten, daß das Metall bei dem Versuch zerspringen werde. Unsere Kirche hat zu verschiedenen Zeiten, von der jetzigen ganz zu schweigen, einen starken Zusatz katholischer Wahrheit ohne Schaden ertragen. Das Ergebnis, d. h. ob dieser Prozeß nicht die englische Kirche als Ganzes Rom nahebringen wird, ist uns gleichgültig. Denn so viel wir sehen können, sind es

wahrscheinlich die Mittel, deren sich die Vorsehung zur Wiederherstellung der Einheit der ganzen Kirche bedient, ohne daß eine neue Spaltung entsteht oder das Privatteil überhand nimmt.

Hier bemerke ich, daß mir die Möglichkeit vor Augen stand, die *Katholizität* der anglikanischen Kirche, d. h. mein *persönlicher Begriff* von dieser Kirche könnte in Trümmer gehen. Das würde ihr zwar vor der Welt nicht schaden, aber offen beweisen, daß sie ihrem Wesen nach rein protestantisch sei und daß sie in der Tat den, der *die Mine legt, mit seiner eigenen Ladung in die Luft sprengt*. Und das war auch wirklich die Folge. Ich fuhr fort:

2. Man sagt, daß ich Sympathien für Rom erwecke. In demselben Sinn tun es auch Hooker, Taylor, Bull u. a. Ihre *Argumente* mögen sich gegen Rom richten, aber die von ihnen geweckten Sympathien müssen Rom zuneigen, *insofern* Rom Wahrheiten aufrecht erhält, die unsere Kirche nicht lehrt oder doch nicht einschärft. Es besteht also nur ein *Gradunterschied* zwischen unseren Theologen und mir. Es kann sein, daß ich weiter gehe und *mehr* Stimmung mache für Rom. Aber ich lenke die Menschen nach eben derselben Richtung, nach der jene sie lenken. Ich tue genau dasselbe, was alle unsere Lehrer immer getan haben. Mit einem Wort, würde nicht Hooker als Pfarrer von St. Mary dieselben Schwierigkeiten empfinden wie ich? – Hier kann man einwenden, daß Hooker gegen Rom predigen konnte, und ich nicht. Allein ich zweifle, ob er in seiner Predigt die Transsubstantiation wirksamer bekämpfen konnte, als ich es tat, obwohl weder er noch ich mit dieser Lehre einig gingen.

3. **Der Rationalismus ist das große Übel des Tages.** Darf ich meinen Posten an St. Mary nicht als einen geeigneten Ort ansehen, um gegen ihn zu protestieren? Ich habe eine größere Gewissheit, daß der protestantische Geist, dem ich entgetrete, zum Unglauben, als daß er, dem ich das Wort rede, nach Rom führt. Wer weiß, welche Theologieprofessoren die Universität in wenigen Jahren haben wird? Auf alle Fälle werden große Kämpfe auszufechten sein. Das Buch von Milman ist erst der Auftakt dazu. *Unsere ganze Lebenszeit* wird wohl ein Kampf sein mit diesem Geist. Sollen wir nicht einem anderen Geschlecht seine *eigene Plage* – die Auseinandersetzung mit dem römischen Katholizismus überlassen?

Ich möchte hinzufügen, daß ich von dieser Zeit an für die Marienkirche einen Hilfsgeistlichen hatte, der mehr und mehr

von meiner Arbeit übernahm. Auch traf ich im gleichen Jahr 1840 Vorkehrungen, um für den kommenden Juli von der Leitung der *British Critic* zurückzutreten, was mir bis zu dem Datum auch gelang.

19. Das war ungefähr mein Gemütszustand um die Zeit der Veröffentlichung des Traktats 90 im Februar 1841. Ich traf freilich vorsichtshalber Vorbereitungen, um gegebenen Falles auf St. Mary zu verzichten. Mein Vertrauen, daß ich dauernd dem anglikanischen Glauben angehören werde, war erschüttert. Aber in wirklicher Verwirrung oder Geistesunruhe war ich nicht. Auch die gewaltige Aufregung, die das Erscheinen des Traktats 90 zur Folge hatte, brachte mich nicht mehr ins Wanken. Denn ich hoffte, soweit die Bischöfe in Betracht kamen, den Sturm überstanden zu haben. Der Traktat war nicht verdammt worden, das war die Hauptsache, das war mir höchst wichtig.

Um meine Stimmung während dieser Zeit der Prüfung zu beleuchten, führe ich Auszüge an aus meinen Briefen an Bowden und an einen anderen Freund, die in meinen Besitz kamen.

1. Brief: 15. März. – Ich glaube, die Vorgesetzten haben eben einen Gewaltakt begangen: Sie haben meine Auslegung der Artikel als Winkelzüge bezeichnet. Denken Sie nicht, daß mich das schmerzt. Sie sehen, keine *Lehre* wird verurteilt, und meine Schultern sind stark genug, die Beschuldigung auf sich zu nehmen. Wenn Sie alles wüßten oder hier wären, würden Sie sehen, daß ich für ein großes Prinzip eingetreten bin und dafür büßen *muß*, nämlich die Artikel seien nicht nach der Meinung ihrer Verfasser, sondern soweit der Wortlaut es zuläßt im Sinn der katholischen Kirche auszulegen.

2. Brief: 25. März. – Ich habe das feste Vertrauen, daß ich mir keinen Fehltritt zuschulden kommen lasse, und ich hoffe, meine Freunde werden zu diesem Zweck für mich beten. Wenn ein Verhängnis über uns waltet, wie Sie sagen, so kann ein einziger Fehltritt alles zerstören. Ich bin froh und wohlgelaunt. Aber wir sind noch nicht außer Gefahr.

3. Brief: 1. April. – Vom Bischof kam am Sonntag der Befehl, ihm *sofort, instanter*, einen Brief zu schreiben. Ich tat es am Montag. Am Dienstag wurde er gedruckt, am Mittwoch kam er heraus und heute, Donnerstag, ist er in London.

Ich hoffe, die Sache wird sich nun machen. Sicher ist, daß wir einen *wichtigen* Schritt getan haben. Stolz ist nicht am Platz, bis ich ganz im Reinen bin, d. h. bis ich weiß, wie der Brief in London aufgenommen wird. Sie wissen vermutlich, daß ich die Traktate einstellen muß. Der Brief wird Ihnen jedoch zeigen, daß ich zwar rückhaltlos sage, was ich empfinde, es aber doch fertig gebracht habe, aus dem erhaltenen Tadel einen Aktivposten für mich werden zu lassen. Und das macht mir Sorgen, wie er in London aufgenommen wird.

Vom ersten Augenblick an habe ich keine fünf Minuten lang Bedenken gehabt. Aber ich will mich nicht großmachen, damit kein Schaden daraus entsteht.

4. Brief: 4. April. – Ihr Brief von heute morgen hat mich außerordentlich gefreut. Und ich kann, Gott sei Dank, sagen, daß er durch die Meinung anderer bestätigt wird. Der Bischof teilte mir mit, mein Brief finde seine ungeteilte Billigung, und nachher sandte er mir eine Nachricht des gleichen Inhalts, die nur mehr auf die Einzelheiten eingeht. Ich empfinde die größte Freude, ein solches Zeugnis für die wesentliche Wahrhaftigkeit und Bedeutung von Nr. 90 zu besitzen, wie ich es von so vielen meiner Freunde, sogar von Männern, deren vorsichtige Denkweise mich das am wenigsten hoffen ließ, empfing. Ich selbst habe nicht das mindeste Bedenken gehabt. Ich hoffe zuversichtlich, daß das Vorgefallene schließlich der großen Sache dienen wird, die uns allen am Herzen liegt.

5. Brief: 9. Mai. – Die Bischöfe wollen die Sache um jeden Preis vertuschen, und ich habe gewiss mein Möglichstes getan, um sie dabei zu unterstützen unter der Bedingung, daß der Traktat nicht zurückgezogen werden muß oder verurteilt wird. Bei dieser Gelegenheit schrieben mir mehrere Katholiken.

Einem von ihnen antwortete ich im gleichen Sinn:

8. April. – Sie haben keinen Grund, über die Einstellung der Traktate überrascht zu sein. Wir haben keinerlei Besorgnisse, daß das, was wir für katholische Wahrheit halten, dadurch Schaden leidet. Mein Brief an meinen Bischof hat hoffentlich die Wirkung gehabt, die maßgebende *Autorität* der Kirche auf unsere Seite zu bringen. Die Einstellung der Traktate kann, menschlich gesprochen, die Ausbreitung der Anschauungen, die sie gepredigt haben, nicht aufhalten.

Die Traktate werden nicht *unterdrückt*. Keine Lehre und kein Prinzip wurde von uns aufgegeben oder von der Autorität verurteilt. Der Bischof sagte nur, ein gewisser Traktat sei *anfechtbar*, ohne

einen Grund anzugeben. Ich habe durchaus nicht die Absicht, einen Punkt, den ich mit Überzeugung festhalte, fallen zu lassen, und das wissen die kirchlichen Vorgesetzten sehr gut.

Drei Schläge. Im Sommer 1841 war ich in Littlemore und innerlich ganz frei von Unruhen und Sorgen. Ich hatte mich entschlossen, dem Streitfall ganz zu entsagen und meine Übersetzung des hl. Athanasius weiter zu führen. **Da trafen mich zwischen Juli und November 1841 drei Schläge, unter denen ich zusammenbrach.**

1. Ich war in meiner Arbeit noch nicht weit gekommen, als meine Unruhe wieder erwachte. **Der Geist erschien zum zweiten Mal.** In der Geschichte der Arianer stieß ich auf dieselbe Wahrnehmung, nur in viel ausgeprägterer Gestalt, als in der Geschichte der Monophysiten. Im Jahre 1832 hatte ich das noch nicht bemerkt. Seltsam, daß das über mich kommen mußte! Ich hatte nicht danach gesucht. Ich las und schrieb, fern von allen Auseinandersetzungen des Tages, über eine in der Richtung meiner Studien liegende sogenannte *metaphysische* Frage. Aber da sah ich klar, daß in der Geschichte des Arianismus die reinen Arianer die Stelle der Protestanten, die Semiarianer die der Anglikaner einnahmen, und daß *Rom jetzt noch dasselbe war wie damals*. Die Wahrheit lag also nicht in der *Via media*, sondern in dem, was man damals die *extreme Partei* nannte. Da ich keine Kontroversschrift schreibe, ist es hier nicht nötig, auf das Argument näher einzugehen. In einem bereits zitierten Werk habe ich einiges darüber gesagt.

2. Während ich unter dieser neuen Unsicherheit litt, traf mich ein zweiter Schlag. **Die Bischöfe begannen einer nach dem anderen, mich anzugreifen.** Es war eine regelrechte, abgekartete Bewegung. Das war die wahre *Verständigung!* Aus der beim ersten Erscheinen des Traktates 90 von mir angestrebten Verständigung war nichts geworden. Damals hatte man mir meines Wissens ungefähr folgendes gesagt: *Es könnte sein, daß es der eine oder andere Bischof für nötig halten würde, in seinem Hirtenschreiben eine Äußerung zu tun.* Aber jetzt waren sie über die Schwierigkeit des Traktates hinweg, und nicht

einer setzte die *Verständigung* durch. Sie fuhren in dieser Weise fort und richteten ein Hirtenschreiben nach dem anderen gegen mich, drei Jahre lang. Ich sah darin eine Verurteilung, dies war die einzige Art von Verurteilung, die in ihrer Macht stand. Erst wollte ich protestieren, aber dann gab ich hoffnungslos den Gedanken auf.

Am 17. Oktober schrieb ich einem Freund:

Ich denke, es wird nötig sein, dem Traktat 90 in dieser oder jener Form aufs neue Geltung zu verschaffen. Sonst könnte es nach diesen bischöflichen Hirtenschreiben scheinen, er sei zum Schweigen gebracht worden, was nicht geschehen ist und was ich auch nicht geschehen lassen will. Ich wünsche, Ruhe zu halten, aber wenn die Bischöfe sprechen, werde ich es auch tun. Wenn die in diesem Traktat vertretene Ansicht zum Schweigen gebracht würde, könnte ich nicht in der Kirche bleiben, und viele andere könnten es auch nicht. Und da sie *nicht* zum Schweigen gebracht ist, werde ich Sorge tragen, dies zu zeigen.

Einige Tage später, am 22. Oktober, schrieb mir ein Unbekannter, die *Zeitgemäßen Traktate* hätten einen ihm befreundeten jungen Mann veranlasst, katholisch zu werden, und er bat mich, *ich möchte die Güte haben, ihn zur Rückkehr zu bewegen*. Ich gab ihm zur Antwort:

Wenn die *Traktate* Übertritte nach Rom zur Folge haben, so schreibe ich nicht diesen die Schuld zu, sondern denjenigen, welche die darin enthaltenen anglikanischen Grundsätze der Theologie und der kirchlichen Hierarchie nicht anerkennen und ihnen entgegentreten. Ob der Einfluß der Traktate bedeutend oder unbedeutend ist, sie können ebenso machtvoll für Rom werden, wenn unsere Kirche sie verwirft, wie sie es für sie selbst sein würden, wenn sie diese annimmt. Wenn unsere Vorgesetzten entweder gegen die Traktate sprechen oder ganz schweigen, wenn manche von ihnen die darin enthaltenen Prinzipien nicht bloß nicht billigen, sondern nicht einmal dulden, so müssen unsere Anhänger die Überzeugung gewinnen, daß sie entweder diese Prinzipien oder diese Kirche aufgeben müssen. Wenn die Dinge sich nicht ändern, so prophezeie ich mit tiefer Betrübniß, daß nicht einige, sondern viele zur Römischen Kirche übertreten werden. ***

21. Zwei Jahre später sagte ich im Hinblick auf das Vergangene: *Vor der Verurteilung des Traktats 90 gab es keine Übertritte zur Kirche Roms.*

3. Als ob das alles nicht genug sei, kam noch die Angelegenheit mit dem **Bischofssitz von Jerusalem** hinzu. Mit einer kurzen Bemerkung dazu will ich schließen. Ich darf wohl mit Recht sagen, der preußische Hof habe seit Jahren den Wunsch gehabt, der neuen evangelischen Religionsgemeinschaft, welche die lutherischen und kalvinistischen Gemeinschaften jenes Landes in sich aufnehmen sollte, einen Episkopat zu geben. Ich meine fast, als ich im Jahre 1833 in Rom war, im Hause des preußischen Geschäftsträgers Bunsen, der gegen alle Engländer, die ihn besuchten, also auch gegen meine Freunde und mich, sehr gastfrei und gütig war, von dem Plan gehört zu haben. Vermutlich hatte der König von Preußen einen ganz anderen Begriff vom Episkopat, als er in der traktarianischen Schule gelehrt wurde. Doch ebenso nahe liegt auch die Annahme, die Begründer dieser Schule hätten die Ausführung einer solchen Einrichtung in Preußen gerne gesehen, wären sie ohne Preisgabe jener Prinzipien, die für das Wesen einer Kirche unentbehrlich sind, durchgeführt worden. Um die Zeit der Veröffentlichung des Traktats 90 wollten Bunsen und der damalige Erzbischof von Canterbury die Sache damit zur Ausführung bringen, daß sie einen Bischof für Jerusalem ernannten und weihten. Jerusalem wurde wahrscheinlich als ein Platz betrachtet, wo man den Versuch am sichersten wagen konnte. Es war von Preußen zu weit entfernt, um daheim den Argwohn einer Partei wachzurufen. Schlug der Plan fehl, so geschah niemandem ein Schaden. Gelang er, so gab er dem Protestantismus im Osten eine Stellung, die in Verbindung mit den Monophysiten oder Jakobiten und den nestorianischen Gemeinschaften für England ein politisches Werkzeug bilden konnte, ähnlich dem, das Russland in der griechischen und Frankreich in der lateinischen Kirche inne hatte.

Dementsprechend schrieb ich im Juli 1841, als mich die schwierige Frage nach der Katholizität der anglikanischen

Kirche ganz beherrschte, in einem Artikel in der *British Critic* folgendes **über den Jerusalemer Plan**:

Wenn wir unsere Gedanken nach Osten lenken, dann lassen wir außer acht, daß es dort christliche Kirchen gibt, und stellen es den Russen anheim, für die Griechen, und den Franzosen, für die Römer Sorge zu tragen und begnügen uns, in Jerusalem eine protestantische Kirche zu errichten, den dortigen Juden bei dem Wiederaufbau ihres Tempels zu helfen, die hohen Beschützer der Nestorianer, Monophysiten und aller Häretiker zu werden, von denen wir hören, oder mit den Muselmanen ein Bündnis gegen die Griechen und Römer zu schließen.

Ich kann nach so langer Zeit von den Einzelheiten jener Maßnahme keinen erschöpfenden und genauen Bericht mehr geben. Nur das eine sei gesagt, daß im Parlamentsbeschluss vom 5. Oktober 1841, wenn die von mir benutzte Abschrift die Sache wiedergibt, wie sie dort zur Verhandlung kam, eine Verfügung getroffen wurde für die Weihe, wie es heißt,

britischer Untertanen oder der Untertanen und Bürger irgendeines fremden Staates zu Bischöfen in einem fremden Land, ob jene fremden Untertanen oder Bürger Untertanen oder Bürger des Landes, in dem sie wirken sollen, sind oder nicht, und... ohne die Forderung, daß solche, die Untertanen oder Bürger eines fremden Staates oder Reiches sind, die Eide der Ergebenheit und Unterwerfung und des schuldigen Gehorsams gegen den jeweiligen Erzbischof zu leisten haben ... ferner, daß ein solcher Bischof oder solche Bischöfe, die so geweiht sind, innerhalb jener Grenzen, die von Ihrer Majestät zu diesem Zweck für solche fremde Länder von Zeit zu Zeit zu bestimmen sind, eine geistliche Rechtshoheit über die Geistlichen der britischen Gemeinden der vereinigten Kirche von England und Irland und auch über *diejenigen anderen* protestantischen Gemeinden auszuüben das Recht haben, die sich unter seine oder ihre Autorität stellen wollen.

Also zu derselben Zeit, wo die anglikanischen Bischöfe ihre Angriffe gegen mich richteten, weil ich eine Annäherung an die katholische Kirche befürwortete, die jedoch nicht weiter ging, als es meiner Ansicht nach die anglikanischen Formulare erlaubten, verbrüdernten sie sich andererseits durch die Tat oder durch stillschweigende Duldung mit protestantischen Gemeinschaften und gaben diesen das Recht, sich unter einen anglika-

nischen Bischof zu stellen, ohne daß sie sich von ihren Irrtümern lossagen mußten, und ohne Rücksicht darauf, ob sie pflichtgemäß Taufe und Konfirmation empfangen hatten. Dabei bestand die begründete Annahme, der genannte Bischof werde den englischen Einfluß dazu benutzen, unter den orthodoxen Griechen und schismatischen Religionsgemeinschaften des Orients Konvertiten zu gewinnen. **Das war der dritte Schlag, der meinen Glauben an die anglikanische Kirche vollends zertrümmerte.** Diese Kirche verbot nicht bloß jede Sympathie oder jedes Zusammenwirken mit der römischen Kirche, sondern strebte tatsächlich die Interkommunion und sakramentale Gemeinschaft mit dem protestantischen Preußen und den orientalischen Häresien an. Die anglikanische Kirche mochte im Besitz der apostolischen Sukzession sein wie die Monophysiten. Aber was jetzt in immer zunehmendem Maße geschah, weckte den stärksten Verdacht in mir, nicht daß sie bald aufhören werde, eine Kirche zu sein, sondern daß sie seit dem 16. Jahrhundert die ganze Zeit hindurch nie eine Kirche gewesen war.

22. Am 12. Oktober schrieb ich meinem Freund Bowden so:

Wir haben nicht einen einzigen Anglikaner in Jerusalem. Also schicken wir einen Bischof dorthin, um eine Gemeinde zu *schaffen*, nicht um unser eigenes Volk zu leiten. Sodann entschuldigt man sich, daß Juden dort leben, die sich zum Anglikanismus bekehrt haben und einen Bischof verlangen. Wie man mir sagte, sind es nicht einmal ein halbes Dutzend. Aber für *sie* wurde der Bischof ausgesandt, und für sie ist er ein Bischof der *Beschneidung*. Ich glaube, er war ein bekehrter Jude und rühmte sich seiner jüdischen Abstammung, in ziemlich scharfem Widerspruch zum Galaterbrief. Drittens hat er zum Nutzen Preußens alle ausländischen Protestanten, die kommen wollen, unter seinen Schutz zu nehmen. Und die politischen Vorteile werden wegen des englischen Einflusses so groß sein, daß sie ohne Zweifel kommen *werden*. Sie haben die Augsburgische Konfession zu unterzeichnen, und diese läßt es ungewiss, ob sie an die Wiedergeburt durch die Taufe glauben oder nicht.

Was mich angeht, werde ich öffentlich gar nichts tun, außer es würde sich darum handeln, einen Protest zu unterschreiben. Aber

ich glaube, die Anregung dazu darf nicht von *mir* ausgehen, da ich sozusagen zum Schweigen verurteilt bin. Der Erzbischof ist wirklich dabei, etwas höchst Verhängnisvolles zu tun, dessen Ausgang nicht abzusehen ist.

Ich verfasste trotzdem einen feierlichen Protest und sandte ihn an den Erzbischof von Canterbury. Ebenso schickte ich ihn mit folgendem Brief an meinen Bischof:

Es scheint, daß ich Ew. Gnaden niemals schreiben kann, ohne Ihnen Schmerz zu bereiten. Ich weiß, meine gegenwärtige Angelegenheit geht Ew. Gnaden nicht eigentlich an. Aber nach langem und bekümmertem Nachdenken lege ich Ihnen beigefügten Protest vor.

Ew. Gnaden wollen beachten, daß ich keine Empfangsbestätigung für ihn erbitte, wenn Sie es nicht für nötig halten, mir eine zukommen zu lassen. Ich tue diesen überaus ernstesten Schritt aus Gehorsam gegen meine Pflicht.

Wenn die englische Kirche beabsichtigt, einen neuen Weg einzuschlagen und sich auf einen neuen Standpunkt zu stellen, wird es mir später ein Trost sein, denken zu können, daß ich ein solch folgenschweres Ereignis nicht hingehen ließ, ohne Zeugnis dagegen abzulegen.

Ist es mir erlaubt, zu sagen, daß ich nur üble Folgen voraussehe, wenn wir in irgendeiner Hinsicht unseren Rechtsanspruch, ein Zweig der apostolischen Kirche zu sein, schmälern? Wie ich Ew. Gnaden kaum zu erwähnen brauche, ist dieser Glaubensartikel von solch zwingender Gewalt, daß *wir* denselben unbedingt für uns in Anspruch nehmen und uns beilegen müssen, sonst werden ihn *andere* zu ihren Gunsten gegen uns ausnützen. Wenn nun die Menschen aus Urkunden oder Maßnahmen, Erklärungen oder Handlungen der Inhaber der Autorität schließen müssen, daß unsere Gemeinschaft kein Zweig der einen Kirche ist, so sehe ich mit großem Schmerz voraus, daß sie versucht sein werden, diese Kirche anderswo zu suchen.

Es hat mich aufs höchste bestürzt, daß dem vor kurzem erfolgten Ausspruch der Kirche zufolge die Meinungen, die ich und andere vertreten, nicht bloß nicht *gebilligt*, denn das verlange ich nicht, sondern nicht einmal *geduldet* werden.

Ich hoffe bestimmt, daß Ew. Gnaden die Freiheit entschuldigen werden, mit der ich Ihnen gegenüber von einzelnen Ihrer hochwürdigen und hochwürdigsten Amtsbrüder spreche. Mit dem Ausdruck ehrerbietiger Ergebenheit bin ich Ew. bischöflichen Gnaden...

23.

Protest

Die Kirche von England hat nur auf Grund ihres Anspruchs, als Zweig der katholischen Kirche betrachtet zu werden, ein Recht auf die Ergebenheit der katholischen Gläubigen:

Sowohl die indirekte wie direkte Anerkennung der Häresie beraubt jede religiöse Gemeinschaft eines solchen Rechtes. Die Aufnahme von Anhängern der Häresie in die Gemeinschaft ohne ausdrücklichen Widerruf ihrer Irrtümer kommt einer Anerkennung des Irrtums gleich.

Luthertum und Calvinismus sind Häresien, die im Widerspruch zur Schrift vor 300 Jahren, entstanden sind und vom Morgen- und Abendland verworfen wurden.

Es wird berichtet, der hochwürdigste Primas und andere Würdenträger unserer Kirche hätten einen Bischof geweiht, der eine geistliche Jurisdiktion über Protestanten, d. h. lutherische und calvinistische Gemeinden des Morgenlandes ausüben soll, auf Grund eines Beschlusses der letzten Parlamentstagung, in Ergänzung eines Beschlusses aus dem 26. Jahre der Regierung Sr. Majestät des Königs Georg III., der folgenden Wortlaut hatte: *Ein Beschluß, den jeweiligen Erzbischof von Canterbury oder den jeweiligen Erzbischof von York zu ermächtigen, daß sie Personen, die Untertanen oder Bürger von Ländern außerhalb der Herrschaft Sr. Majestät sind, zu Bischöfen weihen können.* Dabei soll zu gleicher Zeit nicht ausnahmsweise und zufällig, sondern gleichsam grundsätzlich und allgemein jede Abschwörung des Irrtums von Seiten solcher Gemeinden und jede Wiederaufnahme in die Kirche von seiten des zuständigen Bischofs erlassen werden, wodurch die Lehren, welche die Gemeinden festhalten, gewissermaßen ausdrücklich anerkannt werden.

Zwischen den Diözesen in England besteht eine so innige religiöse Gemeinschaft, daß durch die Verfügungen der Autorität einer Diözese alle übrigen unmittelbar mit berührt werden.

In Anbetracht aller dieser Gründe erhebe ich hier für meine Person, als Priester der englischen Kirche und Pfarrer von St. Mary der Jungfrau in Oxford zur Entlastung meines Gewissens gegen besagte Einrichtung feierlichen Protest und versage ihr meine Anerkennung, da sie unsere Kirche ihrer jetzigen Grundlage beraubt und auf ihre Zerstörung hinzielt.

11. November 1841

John Henry Newman.

Als ich zwei Jahre später auf die oben erwähnten und noch andere Handlungen der anglikanischen kirchlichen Autoritäten zurück blickte, tat ich folgende Äußerung:

Mancher hat eine abstrakte Theorie über die katholische Kirche aufgestellt, der gegenüber eine Rechtfertigung der anglikanischen Kirche schwerer war, – hat sich in bezug auf die letztere einem Argwohn oder schweren Zweifeln überlassen – und wäre doch nie weitergegangen, wenn unsere Vorgesetzten die Ruhe der früheren Jahre bewahrt hätten. Nur das Erstarren einer vorhandenen Lebens- und kraftvollen Heterodoxie läßt solche Zweifel zur Wirklichkeit und Tat werden. Die neuen Aussprüche und Handlungen der Behörden, die den protestantischen Irrglauben so lange geduldet hatten, gaben der Untersuchung und der Theorie ihre Gewalt und Schärfe.

Wirkung des Bischofssitzes. Der Plan eines Bischofssitzes zu Jerusalem hat, so viel ich gehört habe, nichts Gutes und nichts Schlimmes zur Folge gehabt, außer für mich. Viele sehen darin ein großes Unglück, und ich eine der größten Gnaden: Es brachte mich an den Anfang vom Ende.

4. DIE GESCHICHTE MEINES RELIGIÖSEN LEBENS VON 1841 BIS 1845

§ 1

1. *Auf dem Sterbebett.* Vom Ende des Jahres 1841 an lag ich, was meine Zugehörigkeit zur anglikanischen Kirche betrifft, auf dem Sterbebett. Nur merkte ich es damals erst allmählich. Ich beginne den Schlussteil meiner Erzählung mit dieser Bemerkung, um über den Charakter von vornherein keinen Zweifel zu lassen. Ein Sterbebett hat kaum eine Geschichte. Es ist ein langsames Hinsiechen, ein Aufflackern und Zurückfallen, und da das Ende vor auszusehen oder nur eine Frage der Zeit ist, hat es wenig Interessantes für den Leser, besonders wenn er ein weiches Herz hat. Die Türen sind geschlossen und die Vorhänge herab gelassen, der Kranke achtet nicht darauf und wird sich der einzelnen Stufen seiner wachsenden Schwäche nicht bewusst. Ich war in dieser Lage, nur ließ man mich nicht in Ruhe sterben. Meine Freunde, die allerdings ein gutes Recht hatten, mich aufzusuchen, und die Öffentlichkeit, die kein Recht dazu hatte, haben diesen letzten vier Jahren gewissermaßen eine Geschichte gegeben. Aber eben deswegen muss sich meine Erzählung zu einem großen Teil auf Urkunden stützen. Denn abgesehen von bestimmten positiven oder negativen Einzelheiten kann ich mich nicht auf mein Gedächtnis verlassen. Briefe an meine Freunde sind nach ihrem Tode wieder in meine Hand gekommen. Andere sind mir für diesen Zweck gerne überlassen worden. Außerdem besitze ich einzelne Briefentwürfe und Notizen, kann aber keine direkt persönlichen oder fortlaufenden

Aufzeichnungen zu Rate ziehen und habe manche wertvolle Papiere leider verlegt.

Meine Lage, vom Gesichtspunkt der Pflicht aus betrachtet, war folgende: 1. Ich hatte durch ein Schreiben an den Bischof von Oxford im Frühling 1841 meinen Posten in der Bewegung aufgegeben. 2. Meine Verpflichtungen gegen so viele und so verschieden veranlagte Geister, die mehr oder weniger durch mich in die Bewegung hinein gekommen waren, konnte ich jedoch nicht einfach fallen lassen. 3. Ich dachte daran oder beabsichtigte, allmählich wieder Laie zu werden. 4. Die englische Kirche zu verlassen, kam mir nie in den Sinn. 5. Es war mir unmöglich, in ihrem Dienst zu bleiben und ein Amt zu behalten, wenn ich den katholischen Sinn der Artikel nicht festhalten durfte. 6. Ebenso wenig konnte ich nach Rom gehen, solange es duldete, daß der allerseligsten Jungfrau und den Heiligen Ehren erwiesen wurden, die ich mit der erhabenen, unvergleichlichen Glorie des einen, unendlichen und ewigen Gottes für unvereinbar hielt. 7. Ich wünschte unter gewissen Bedingungen eine Union mit Rom, nicht Einzelübertritte, eine Union der einen Kirche mit der anderen. 8. Ich nannte Littlemore mein Torres Vedras und meinte, wir würden eines Tages innerhalb der anglikanischen Kirche wieder vordringen, wie wir jetzt zum Rückzug gezwungen waren. 9. Ich hielt alle, die geneigt waren, nach Rom zu gehen, mit allen Mitteln zurück.

Und zwar tat ich es aus drei oder vier Gründen: 1. Weil ich ihnen einen Schritt nicht erlauben durfte, den mein Gewissen mir verbot. 2. Weil ich dachte, daß sie in vielen Fällen aus Aufregung handelten. 3. Weil ich, solange ich mein Amt an St. Mary beibehielt, noch Pflichten gegen meinen Bischof und die anglikanische Kirche hatte. Und 4., weil einzelne von ihren anglikanischen Eltern oder Vorgesetzten meiner Obhut ausdrücklich anvertraut worden waren.

So fasste ich vom Ende des Jahres 1841 bis zu meiner Amtsniederlegung an St. Mary im Herbst 1843 meine Pflicht auf. Und wie ich mir den Stand der Kontroverse zwischen den

beiden Kirchen während dieser Zeit dachte, will ich im Folgenden erzählen!

Stand der Kontroverse. Sobald ich durch mein Studium im Sommer 1839 auf den schwachen Punkt in der anglikanischen Position geführt wurde, suchte ich, wie gesagt, nach einer Grundlage, die mir für die Kontroverse als Basis dienen konnte. Die Schwierigkeit, um die es sich handelte, hatte meine Ansicht vom Altertum und von der Katholizität berührt. Denn die Geschichte des hl. Leo zeigte mir, daß die wohlerwogene und schließliche Übereinstimmung der großen Gesamtheit der Kirche eine Lehrentscheidung als einen Teil der geoffenbarten Wahrheit bestätigte. Mehr noch, sie zeigte, daß der Grundsatz des Altertums nicht durchbrochen worden war, auch wenn eine Lehre erst jahrhundertlang nach der Zeit der Apostel öffentlich als geoffenbarte Wahrheit anerkannt wurde. Ich konnte daher die anglikanische Kirche wegen ihres Anspruches auf Katholizität und Apostolizität nicht als integrierenden Bestandteil der nach der Lehre unseres Glaubens einigen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche gelten lassen, ohne zugleich die sogenannten römischen Abirrungen zu rechtfertigen. Und ich konnte unsere Trennung von Rom und seinem Glauben nicht verteidigen, ohne Argumente zu gebrauchen, welche die großen Lehren über unseren Herrn, die wahre Grundlage der christlichen Religion, gefährdeten. **Die *Via media* war eine unmögliche Idee.** Es war, wie ich es einmal genannt habe, *das Stehen auf einem Bein*. Wenn ich meinen alten Ausgangspunkt in der Kontroverse festhalten wollte, musste ich künftig den einen Weg einschlagen oder aber den anderen.

2. Daher verließ ich den bisherigen Standpunkt und stellte mich auf einen neuen. In voller Überlegung gab ich den alten anglikanischen Standpunkt auf, weil er unhaltbar war. Ich tat es jedoch nicht plötzlich, sondern nach und nach, so wie ich mich vom Stand der Dinge überzeugte. Der Bischofssitz von Jerusalem brachte die letzte Verurteilung der alten Theorie von der *Via media*. Wenn seine Errichtung sonst nichts bedeutete, sie untergrub zum mindesten die Heiligkeit der Diözesanrechte.

Wenn England in Palästina sein konnte, so durfte auch Rom in England sein. Doch übte diese Maßnahme, wie ich im vorhergehenden Kapitel gezeigt habe, auf die Kontroverse noch einen weit tieferen Einfluss aus als diese rein sachliche Erwägung. Von da an war die anglikanische Kirche in meinen Augen entweder kein rechtmäßiger Teil jener *Einen Kirche*, welche die Verheißungen empfangen hatte, oder sie befand sich wenigstens in einem abnormen Zustand. Von dieser Zeit an machte ich, wie ich in meinem Protest, und wie sogar mein Brief an den Bischof von Oxford durchblicken ließ, kein Hehl daraus, daß die Kirche, der ich angehörte, nur unter der Bedingung einen Anspruch an mich habe, daß sie ein Teil der einen katholischen Gemeinschaft sei, und daß man diese Bedingung immer als praktisch entscheidend vor Augen haben müsse, ihre Erfüllung müsse klar bewiesen sein. Alles das steht nicht im Gegensatz zu meiner obigen Behauptung, daß ich damals nicht daran dachte, die englische Kirche zu verlassen. Denn manche meiner alten Einwände gegen Rom empfand ich so stark wie immer. Ich hatte kein Recht und keine Erlaubnis, gegen mein Gewissen zu handeln. Dies war ein höheres Gesetz als jedes Argument über die Merkmale der Kirche.

Merkmal der Heiligkeit. Unter diesen Umständen wandte ich mich hilfesuchend dem Merkmal der Heiligkeit zu und wollte zeigen, daß wir wenigstens eines der notwendigen Kennzeichen genau so besaßen wie die römische Kirche, oder ohne Vergleiche zu bemühen, daß wir dasselbe zum mindesten deutlich genug aufweisen konnten, um uns mit unserer Stellung auszusöhnen und uns in der Frage der praktischen Pflicht volle Gewissheit und eine klare Richtschnur zu geben. Wir hatten das Merkmal des Lebens, und zwar nicht irgendeine Art von Leben, kein Leben, das aus der Natur kam, sondern das übernatürliche christliche Leben, das nur unmittelbar von oben kommen konnte. Darum schrieb ich im Januar 1840, vor dem Erscheinen des Traktats 90, in meinem Artikel in der *British Critic*, auf den ich mich so oft berief, die anglikanische Kirche habe *das Merkmal des Besitzstandes, das Merkmal der Freiheit über alle Parteien,*

das Merkmal des Lebens, eines widerstandsfähigen und kraftvollen Lebens. Sie sei alter Herkunft, habe keine Unterbrechung erfahren und stimme in ihrer Lehre mit der alten Kirche überein. Darauf begann ich sogleich, von der Heiligkeit zu sprechen:

Mögen die römischen Katholiken uns jetzt Schismatiker nennen, sie können uns nicht widerstehen, wenn die anglikanische Gemeinschaft wenigstens dies eine Merkmal der Kirche an sich trägt, die Heiligkeit. Dem Meletius konnte die Kirche seiner Zeit im 4. Jahrhundert nicht widerstehen. Er besiegte seine Feinde in ehrlichem Kampf durch Milde und Heiligkeit, welche die heftigsten unter ihnen rührte... Wir sind schon fast zufrieden, wenn wir den römischen Katholiken sagen können: Ihr braucht uns jetzt noch nicht für einen Zweig der katholischen Kirche zu halten, obgleich wir das sind. Wenn ihr nur bereit seid, uns als Zweig anzuerkennen, wenn wir einem Zweige gleichen...

Hinterlist Roms. Weil den englischen Katholiken dieses Merkmal fehlte, ließ ich mich in dem Artikel, von dem ich einen großen Teil schon an anderer Stelle zitiert habe, zu dem scharfen Angriff gegen sie verleiten. Ich sprach darin von dem großen Ärgernis, das ich an ihrem politischen, sozialen und polemischen Gebaren nahm, und dies war ein zweiter Grund, warum ich auf das Merkmal der Heiligkeit zurück kam, denn dadurch wurde ich jeder Notwendigkeit enthoben, die Lehren der römischen Kirche anzugreifen, ja, ich brauchte nicht einmal ihre Volksmeinungen zu berücksichtigen, und sah mich auf einen Boden gestellt, wo ich mich vor jedem Fehltritt sicher fühlte. Denn wie könnten wir einen besseren Führer für Spekulation und Praxis finden als das Bewusstsein von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Irrtum, das Empfinden für Schicklichkeit, Vornehmheit und Grundsatztreue, das unser Schöpfer zu einem Teil unserer ursprünglichen Natur gemacht hat? Darum fühlte ich, daß ich nichts Unrechtes tat, wenn ich eine für mich feststehende Tatsache angriff: die Skrupellosigkeit, Falschheit und Hinterlist der römischen Agenten und derer, die Rom repräsentierten.

3. An die Heiligkeit als den wahren Prüfstein einer Kirche dachte ich bei allem, was ich im Zusammenhang mit Traktat 90 schrieb. In der Einleitung dazu sagte ich:

Der Verfasser kann sich nie dazu verstehen, Meinungen und Pläne einer Schule irgendeiner anderen aufzudrängen. Religionswechsel sollten eine Tat der Gesamtheit sein. Aus einem Wechsel, der nicht aus einer Entwicklung von Gefühlen kommt, die frei und ruhig dem Inneren der ganzen Gemeinschaft entspringen, kann nichts Gutes entstehen. Jeder Religionswechsel muss von tiefer Reue begleitet sein und in gegenseitiger Liebe genährt werden. Ohne übernatürliche Hilfe können wir die Einheit nicht finden. Wir müssen alle miteinander zu Gott unsere Zuflucht nehmen, daß er für uns tue, was wir selbst nicht zu tun vermögen.

In meinem Brief an den Bischof schrieb ich:

Ich habe mich gegen Einflüsterungen, welche die Unterschiede zwischen uns und den fremden Kirchen unter dem Gesichtswinkel eines gegenseitigen Ausgleiches betrachten wollen, zur Wehr gesetzt. (Ich dachte dabei an die Methode der Verhandlungen, Konferenzen, der Agitation o. ä.). Wir haben uns nur um uns selbst zu kümmern, uns immer mehr zu heiligen, Selbstverleugnung zu üben, uns dem ursprünglichen Christentum zu nähern und uns unseres hohen Berufes würdig zu machen. Ängstlich nach einem Ausgleich der Unterschiede suchen zu wollen, heißt beim Ende anfangen. Politische Aussöhnungen sind nur etwas Äußerliches, Hohles und Trügerisches. Und solange die römischen Katholiken ihre politischen Bestrebungen nicht aufgeben und in ihren öffentlichen Maßnahmen nicht das Licht der Heiligkeit und Wahrheit leuchten lassen, **ist beständiger Krieg unsere einzige Aussicht.**

Nach dieser Theorie ist eine religiöse Gemeinschaft dann ein Teil der einen katholischen und apostolischen Kirche, wenn sie die apostolische Sukzession und das apostolische Glaubensbekenntnis mit dem Merkmal der Heiligkeit des Lebens verbindet. In einer solchen Auffassung ist viel enthalten, was sie dem gesunden Menschenverstand und der praktischen Einstellung eines Engländers empfiehlt. Die auf den Traktat 90 folgenden Ereignisse veranlassten mich indessen, meine Theorie auf eine niedrigere Stufe zu stellen. Denn was konnte man zur Rechtfertigung sagen, wenn die Bischöfe und das Volk meiner Kirche die ursprüngliche katholische Lehre nicht bloß nicht dulde-

ten, sondern tatsächlich verwarfen und alle, die sie festhielten, aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen versuchten? Was konnte man sagen nach den Erlassen der Bischöfe gegen mich nach dem *Gräucl* von Jerusalem? (Mt 24, 15) Freilich, eines konnte man sagen: Immer noch waren wir nicht nichts. Denn wir könnten nicht sein, als wären wir niemals eine Kirche gewesen. Wir waren *Samaria*! Dies also war die tiefere Stufe, auf die ich mich mit allen, die mit mir fühlten, gegen Ende des Jahres 1841 stellte.

Diese Auffassung wollte ich in den vier Predigten, die ich im Dezember desselben Jahres in der Marienkirche hielt, öffentlich aussprechen. Bis dahin hatte ich die erregenden Zeitfragen auf der Kanzel nicht berührt. Diesmal tat ich es, weil der Augenblick drängte. Es herrschte infolge der Vorkommnisse, die mich wankend gemacht hatten, eine große geistige Verwirrung unter uns. Eine eigene, sehr verständliche Angst kam jetzt über mich: Daß das, was *für den einen Nahrung ist, für den anderen Gift sein könnte*. Sogar von dem Traktat 90 hatte ich gesagt, *er sei an eine bestimmte Klasse von Persönlichkeiten gerichtet gewesen und von anderen ausgenutzt und gedeutet worden*. Nun zeigte es sich erst recht, daß alles, was ich zum Nutzen derer, die, wie ich wusste, in geistiger Bedrängnis waren, schrieb, im Munde meiner Gegner Anlass zu Verdächtigung und Verleumdung wurde, und solche, die keine Glaubenschwierigkeiten hatten, betrübte und erschreckte. Deshalb veröffentlichte ich gegen Ende des Jahres 1843 die vier Predigten mit der Mahnung, daß sie niemand lesen soll, der sie nicht brauche. Aber im Grunde war die virtuelle Verurteilung des Traktats 90, nachdem die ganze Schwierigkeit überwunden schien, eine schreckliche Enttäuschung und Prüfung. Ebenso musste mein Protest gegen den Bischofssitz von Jerusalem viele in Aufregung versetzen. Allein, er hatte auch eine beruhigende Wirkung, weil schon die bloße Tatsache des Protestes ihre Nervosität milderte. Ähnlich verhielt es sich mit den erwähnten vier Predigten, obwohl sie das große, durch die neuen bischöflichen Maßnahmen hervorgerufene Ärgernis freimütig zugaben. Denn sie räumten zu-

gleich den vielerlei Gebrechen und Mängeln der anglikanischen Kirche gewissermaßen einen Platz in der geoffenbarten Weltordnung und eine vernünftige Stellung in der Kontroverse ein und erhoben sie zur Würde eines großen Prinzips, das sich schwankende Geister aneignen und nutzbar machen konnten. Es sollte diese Leute lehren, ihrer eigenen Treue und Folgerichtigkeit wieder bewusst und mit sich selbst ausgesöhnt zu werden, außerdem ein gut Teil des Murrens, der Unzufriedenheit, der Bedenken und Fragen ausräumen, die Geister beruhigen und ihnen den Weg zu demütigen, dankbaren und ruhigen Gedanken weisen. Auf mich selbst hatte es tatsächlich diese Wirkung gehabt.

4. *Anglikanische Predigten.* Der Hauptgedanke dieser Predigten ist der, daß ungeachtet der Strenge des jüdischen Gesetzes, der ausdrücklichen, buchstäblichen Geltung seiner Vorschriften, der offenen Spaltung und noch Schlimmerem, die zehn Stämme doch tatsächlich von der göttlichen Barmherzigkeit noch als ein Volk anerkannt wurden. Die großen Propheten Elija und Elischa wurden zu ihnen gesandt, und nicht so ohne weiteres, sondern um ihnen zu predigen und sie zurück zu rufen, ohne die Forderung aufzustellen, daß sie sich mit dem Stamm Davids oder dem Priestertum Aarons aussöhnen oder nach Jerusalem zum Tempeldienst gehen sollten. Sie gehörten der Kirche nicht an und hatten doch die Gnadenmittel und die Hoffnung, von ihrem Schöpfer aufgenommen zu werden. Die Anwendung all dieser Tatsachen auf die anglikanische Kirche lag unmittelbar auf der Hand. Ob man unter diesen Umständen ein kirchliches Amt übernehmen und ausüben konnte oder nicht, mochte unklar bleiben, obwohl zu bedenken war, daß England das apostolische Priestertum hatte, während Israel überhaupt kein Priestertum besaß. Aber so viel war klar, daß ein Anglikaner keinerlei Pflicht hatte, seine Kirche mit der römischen zu vertauschen, auch wenn er seine eigene nicht für einen Teil der einen Kirche halten konnte. Der Grund war folgender: Es war eine feststehende Tatsache, daß das Reich Israel vom Tempel ausgeschlossen war. Doch ungeachtet der

Wunder, die vor ihren Augen geschahen, empfangen seine Untertanen, weder als Volksganzes noch als Einzelpersonlichkeiten, weder die Volksmassen auf dem Berge Karmel noch die Sunamitin und ihr Haus ein Gebot, sich von ihrem Volk loszusagen und Juda zu unterwerfen.

Ruinöse Theorie. Eine solche Theorie musste notwendig die Stellung der anglikanischen Kirche in religiöser Beziehung herab drücken und die Grundlage ihrer Verteidigung untergraben, ganz gleich, ob die Anzeichen göttlicher Gegenwart und göttlichen Lebens den Beweis zuließen, sie sei dem Bund einverleibt, oder ob daraus nur zu entnehmen war, daß sie durch außerordentliche und unverdiente Gnaden ausgezeichnet worden sei. Schon ihre Neuheit machte sie verdächtig; und es war durchaus keine Sicherheit gegeben, daß der Prozeß ihres Niederganges nicht andauern und im Untergang enden werde. Die Behauptung, England sei im Unrecht, war freilich für viele gleichbedeutend mit der Behauptung, Rom sei im Recht, und keine ethische oder kasuistische Überlegung konnte bei ihnen über den Beweis aus altem Rechtsbesitz und aus der Autorität die Oberhand gewinnen. Auf diesen Einwand gegen meine neue Lehre konnte ich nur antworten, daß ich meine Lage nicht selbst geschaffen habe. Ich gab die Kraft und Wirksamkeit der ursprünglichen anglikanischen Theorie rückhaltlos zu und gestand, sie sei immerhin ein Beweis gegen die Vorkämpfer Roms. Aber wie Achilles habe sie einen verwundbaren Punkt. Der hl. Leo habe ihn für mich herausgefunden, ich könne nichts dafür! Wenn es sich nicht um eine Tatsache handelte, wäre die Theorie allerdings groß, sogar unwiderstehlich, wenn sie nur wahr wäre. Als ich Katholik wurde, schrieb mir *Wilkes*, der Herausgeber des *Christian Observer*, der mich früher einmal zu meiner großen Entrüstung angeklagt hatte, daß ich nach Rom hinneige, und fragte mich, wer von beiden recht gehabt habe, er oder ich? Ich antwortete ihm in einem Brief, den ich teilweise hier anführe, weil er in gewissem Sinne ein Abschied von der großen Theorie ist, die so schön aussieht, so schwer zu be-

weisen ist und keine Hoffnung läßt, daß sie je verwirklicht werden könnte.

8. November 1845. Ich glaube jetzt so wenig wie je, daß die anglikanischen Prinzipien, die ich zu der von Ihnen erwähnten Zeit vertreten habe, jemand zur römischen Kirche führen. Wenn ich auseinandersetzen müßte, was ich unter *anglikanischen Prinzipien* verstehe, so würde ich u. a. nennen: die Annahme, das *Altertum*, nicht die *bestehende Kirche* sei die Verkündigerin der Wahrheit, und die *apostolische Sukzession* sei eine hinreichende Sicherheit für die sakramentale Gnade, auch *ohne die Einheit mit der christlichen Weltkirche*. Ich halte diese Punkte noch immer für den festesten und stärksten Grund gegen Rom, d. h. *wenn sie als Wahrheiten oder Tatsachen aufrecht erhalten werden können*. Sie sind tatsächlich von vielen aufrecht erhalten *worden* und sind in der Kontroverse mit Rom viel schwerer zu widerlegen als die jeder anderen religiösen Gemeinschaft.

Ich selbst fand, daß ich sie nicht festhalten *könne* und ließ sie fallen. Von der Zeit an, als ich ihrer Richtigkeit mißtraute, machte ich sie auch nicht mehr geltend, und als ich von ihrer Unrichtigkeit überzeugt war, gab ich mein Amt auf. Als ich schließlich Gewissheit hatte, daß die Kirche von Rom die eine wahre Kirche sei, trat ich in sie ein.

Ich habe immer gefühlt, daß Bischof Bulls Theologie die einzige sei, auf der die englische Kirche bestehen könne. Ich habe gefühlt, daß der Widerstand gegen die römische Kirche ein Teil dieser Theologie sei, und daß derjenige, der nicht gegen die römische Kirche protestieren könne, kein wahrer Theologe der englischen Kirche sei. Ich habe nie etwas anderes gesagt oder sagen wollen, als daß der, der in der englischen Kirche ein Amt bekleidet, sei er Bischof oder Pfarrer, der Kirche von Rom nur feindlich gesinnt sein könne.

5. Die *Via media* verschwand also für immer, und eine neue Theorie, die ausdrücklich für diesen Zweck geschaffen war, trat an ihre Stelle. Meine neue Anschauung gefiel mir. Einem vertrauten Freund, *Samuel F. Wood*, schrieb ich am 13. Dezember 1841:

Carissime, ich denke, Sie werden mir zutrauen, daß ich die Kraft der Gefühle, die nach Rom hindrängen, nicht unterschätze, und doch bin ich mir, so hoffe ich, ganz klar über meine Pflicht, zu bleiben, wo ich bin, tatsächlich viel klarer, als ich es vor einiger Zeit war. Wenn es keine Verwegenheit ist, möchte ich sagen, daß ich ... jetzt,

wo die äußeren Merkmale der verheißenen inneren Gegenwart Christi unter uns in den Sakramenten zu entschwinden drohen, eine viel festere Überzeugung von ihr habe. Ich bin zufrieden, mit Moses in der Wüste oder mit Elias vom Tempel ausgeschlossen zu sein. Ich sage das, indem ich die Dinge von der schlimmsten Seite betrachte.

Meine Freunde von der gemäßigten apostolischen Partei, die bloß aus dem Grunde meine Freunde waren, weil ich in der Vergangenheit einen so maßvollen und echt anglikanischen Ton angeschlagen hatte, waren zum Teil im Vertrauen zu mir unzweifelhaft aus hochherzigen und wohlwollenden Gefühlen für den Traktat Nr. 90 eingetreten und hatten sich dabei Schmähungen zugezogen, die sie nicht verdienten. Nun waren sie alle überrascht und verletzt von der neuen und scheinbar nicht ernst zu nehmenden Beweisführung, welche die ganze Kontroverse in Verwirrung brachte, meine alten Prinzipien umstieß und ihrer Ansicht nach eine Art methodistischer Selbstbetrachtung, die zu meiner Natur wie zu meinen früheren Äußerungen in schroffstem Gegensatz stand, an die Stelle der deutlichen und untrüglichen, allgemein anerkannten Zeichen einer göttlichen Mission in der anglikanischen Kirche setzte. Es war ihnen unklar, wohin ich wollte, und sie wurden noch unzufriedener, als ich bei der Ansicht verharnte, die Verurteilung des Traktates 90 durch die Öffentlichkeit und die Bischöfe sei eine ernste Sache, und daß ich, statt einfach zu sagen: *Als Anglikaner wurde ich geboren, und als Anglikaner will ich sterben*, geheimnisvolle Andeutungen von Möglichkeiten der Entwicklung machte, die alles heißen konnten. Einer meiner vertrauten Freunde, *Church*, der an Weihnachten 1841/42 aufs Land gefahren war, erzählte mir, was für eine Meinung über mich herrschte. Und wie ich das empfand, zeigt folgende Antwort:

Oriel, 24. Dezember 1841. Carissime, Sie können sich nicht vorstellen, wie traurig mich Ihre Erzählung von *Moberly* gestimmt hat. Seine Ansicht von der Verwerflichkeit der Entscheidungen von Trient steht ebenso sehr einer Vereinigung der Kirchen wie Einzelbekehrungen im Wege. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe jene Entscheidungen unter diesem Gesichtspunkt nie untersucht und habe mir keine Ansicht gebildet. Das ist jedoch etwas ganz anderes

als eine entgegen gesetzte Meinung zu haben. Konnte er nicht sagen, *welche* Punkte verwerflich seien? Ich vermute, daß die Transsubstantiation einer von ihnen ist. *Charles Marriot*, der es natürlich nicht gerne sehen würde, wenn ich seinen Standpunkt weitersage, heute trifft diese Bemerkung nicht mehr zu, hat deswegen keine Bedenken. Ich bin mir nicht ganz klar darüber. Moberly sollte sich erinnern, daß Palmer von Worcester meint, alle ließen eine katholische Auslegung zu. Ich selbst sehe nur, daß in den Vätern unendlich mehr gegen unseren gegenwärtigen Zustand der Entfremdung vom Christentum als gegen die tridentinischen Beschlüsse enthalten ist.

Das Einzige, was ich mir denken kann, Anstößiges gesagt zu haben, ist dies, es gebe Menschen, die, wenn unsere Kirche sich der Häresie anheimgebe, *ehrer* glauben würden, die römische Kirche sei die wahre, als daß es überhaupt keine Kirche gebe. Und die darum das im Glauben annehmen würden, womit sie sich sonst nicht abfinden könnten. Vermutlich würde ihn auch der Hinweis, daß keine unmittelbare Gefahr bestehe, nicht trösten. Für einzelne Persönlichkeiten kann man natürlich nie garantieren, aber ich würde nicht viel von einem Manne halten, der wegen einer Maßnahme der Bischöfe sofort der Kirche den Rücken kehrte. Wenn wir nun bedenken, daß der Klerus sich wirklich zu bessern anschickt und daß gerade der Lärm die Geistlichen veranlasst, die Traktate zu lesen, ist es da nicht möglich, daß wir nach sieben Jahren die Dinge besser beurteilen können? Und sollen wir sie nicht mittlerweile dem Willen der Vorsehung überlassen? Ich *kann nicht* glauben, daß dies allein Menschenwerk gewesen ist. Gott hat ein Recht, mit seinem Werk anzufangen, was er will. Sollen wir nicht versuchen, es in seine Hand zu legen und zufrieden zu sein?

Wenn ich vielleicht *Barter* mit einem Brief trösten könnte, lassen Sie es mich wissen. Die Wahrheit ist: Unsere guten Freunde lesen die Väter nicht. Sie stimmen uns aus einem allgemeinen Verständnis der Sache bei. Aber wenn die Väter und wir *mehr* sagen als ihr schlichter Menschenverstand, so sind sie furchtbar betroffen.

Der Bischof von London hat einen Mann zurück gewiesen, weil er 1. an irgendein Opfer in der Eucharistie, 2. an die wirkliche Gegenwart und 3. an eine Ordinationsgnade glaubte.

Sind wir ganz sicher, daß die Bischöfe keine verpflichtenden Erklärungen in Glaubenssachen erlassen werden? Ist es dies, was Moberly fürchtet? Würde der Bischof von Oxford ihnen zustimmen? Wenn das der Fall wäre, so würde mich das in den Zufluchts-

ort der Verlassenen nach Littlemore treiben. Aber ich verspreche Moberly, daß ich alles tun würde, was in meinen Kräften steht, um alle gefährlichen Menschen einzufangen und sie dort hinter Schloss und Riegel zu setzen.

6. Weihnachten 1841. Ich habe die ganze Nacht von Moberly geträumt. Sollten er und seinesgleichen nicht einsehen, daß es unklug, unbillig und voreilig wäre, andere zu fragen, was sie unter Umständen, die noch nicht eingetreten sind und vielleicht nie eintreten werden, zu tun gedächten? Wozu wegen bloßer Möglichkeiten Angst, Argwohn und Uneinigkeit in das Lager tragen? So ungewungen und über die Maßen freundlich die Briefe von Barter und einem anderen Freunde auch waren, so haben sie meiner Ansicht nach doch viel geschadet. Ich spreche ganz aufrichtig, wenn ich sage, daß es Dinge gibt, die ich weder erwäge, noch zu erwägen wünsche. Aber wenn ich zehnmal darüber gefragt werde, fange ich zuletzt doch an, mich damit zu beschäftigen.

Er will sicherlich nicht sagen, daß *nichts* imstande sei, einen Menschen von der englischen Kirche zu trennen, z. B. wenn sie sich zum Sozinianismus bekennen oder die heilige Eucharistie in einem sozinianischen Sinn auffassen würde. Aber er würde sagen, es sei nicht *recht*, an solche Dinge zu denken.

Unsere Angelegenheit ist sodann von derjenigen *Kens* verschieden. Von dem letzten erbärmlichen Jahrhundert ganz zu schweigen, das daran schuld ist, daß wir einen viel *niedrigeren* Ausgangspunkt haben und viel weniger *Reserven* zu verbrauchen haben als ein Kirchenmann im 17. Jahrhundert. Jetzt werden *Lehrfragen* lebendig, für diesen handelte es sich um eine Frage der Disziplin.

Wenn ein solches Unheil wirklich über uns käme, wären wir alle sicherlich weit einiger, als wir jetzt annehmen. Ist es aber, menschlich gesprochen, möglich, daß bei solcher Gesinnungsverwandtschaft die Wege weit auseinander gehen? Aber wir wollen auch das und die daraus sich ergebenden Alternativen ins Auge fassen. *Welcher* Gemeinschaft könnten wir beitreten? Könnte die schottische oder amerikanische Gemeinschaft die Existenz von zu ihnen gehörigen Bischöfen und Gemeinden in England gutheißen, ohne den Vorwurf des Schismas auf sich zu laden, außer (und ist dies wahrscheinlich?) sie würde die englische Kirche für häretisch erklären?

Ist es nicht eine Zeit seltsamer Fügungen der Vorsehung? Gehen wir nicht den sichersten Weg, wenn wir einfach Tag für Tag tun, *was wir für recht halten*? Müßte uns ein Versuch, der göttlichen

Vorsehung zuvorzukommen und ihr den Lauf der Dinge vorzuzeichnen, nicht notwendig in die Irre führen?

Kam nicht alles Elend unserer Kirche von Leuten, die nicht den Mut hatten, den Schwierigkeiten fest ins Auge zu schauen? Man beschönigte Handlungen, die man hätte verwerfen sollen. Der gute Professor Palmer von Worcester bringt es z. B. fertig, die kirchliche Kommission und den Jerusalemer Bischofssitz zu rechtfertigen. Und was ist die Folge? Daß unsere Kirche von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer und tiefer gesunken und ein großer Teil ihrer Anrechte und Lehren Lug und Trug geworden ist. Und es wäre doch unsere Pflicht, das Empfangene zur Vollendung zu führen. Aber wenn wir verpflichtet sind, fremde Verkehrtheiten gutzumachen, dürfen wir uns doch nicht selber damit belasten. Die aufrichtigsten Freunde unserer Kirche sind jene, die es mutig sagen und auf die Folgen hinweisen, wenn die kirchlichen Oberen etwas Unrechtes tun wollen. Und, um eine Katachrese zu gebrauchen, *die* werden mit größter Wahrscheinlichkeit in der Kirche sterben, die unter diesen düsteren Umständen am meisten geneigt sind, sie zu verlassen.

Und ich füge hinzu, wenn ich die Spuren der über uns waltenden Gnade Gottes betrachte, so bin ich geneigt zu denken oder vielmehr erfüllt von dem festen Vertrauen, wenn es nicht Unrecht ist, so zu sprechen, daß unsere Gebete und Almosen als Bitte zu Gott emporsteigen, auf daß sich diese ganze unheilvolle Verwirrung zum Guten wende.

Wir wollen darum nicht ängstlich sein und drohende Entzweigungen vorwegnehmen, wenn wir nur in der Gegenwart einig sind.

Postskriptum. Ich glaube, die Freunde, d. h. die extreme Partei, werden sich beruhigen und zufriedengeben, wenn sie ihre anfängliche geistige Unsicherheit und die aus ihr entspringenden unbestimmten Befürchtungen überwunden haben, welche die neue Stellungnahme der Bischöfe und unsere Empfindungen darüber zur Folge hatten. Sie werden einsehen, daß sie die Dinge übertrieben haben ... Natürlich wäre es verfehlt gewesen, vorauszusagen, wie sich der Einzelne zu der peinlichen Möglichkeit einer Anklage durch die Bischöfe, wie sie jetzt erfolgt ist, stellen würde. Ich glaube deshalb, daß niemand schuld war. Auch das ist nicht verwunderlich, daß andere, gemäßigte Männer, Anstoß nehmen an meinem Protest usw.. Aber sie sollten bedenken, je rückhaltloser die Verehrung ist, die man einem Bischof zollt, um so schmerzlicher wird die Wahrnehmung sein, daß er sich der Häresie ergibt. **Das Tau bindet und hält, bis es bricht.**

7. Einsichtige Menschen hätten das erkannt, wenn sie diese Seite der Dinge in Erwägung gezogen hätten. Letztes Frühjahr tadelte mich ein sehr hoher kirchlicher Würdenträger, weil ich mich meinem Bischof widersetzt und ihn nach den Canones gefragt habe, auf die er sich bei seiner Handlungsweise stütze usw. Diejenigen, welche ihren Vorgesetzten immer die schuldige Achtung gezollt haben, sind jedoch entweder die anhänglichsten Diener oder aber die freimütigsten Tadler. Wenn das bei anderen auch der Fall wäre, wenn die Geistlichen von Chester die Häresie des Diözesanbischofs verwerfen würden, hätten sie ihrer Pflicht Genüge getan und wären unschuldig an einem möglichen Abfall ihrer Brüder.

St. Stephanstag. Ich bin schrecklich unruhig! Nur fürchte ich, mein gestriger Brief machte die Sache nur noch schlimmer, weil er zu viel *verrät*. Das ist immer meine große Schwierigkeit.

Bei dem jetzigen Zustand der Aufregung auf beiden Seiten habe ich im Sinn, meine neue Verteidigung von Nr. 90 in der Vorrede zum sechsten Band der Pfarrpredigten ganz wegzulassen und einfach zu sagen: *Da derzeit so viele falsche Gerüchte über den Verfasser in Umlauf sind, hofft er, daß alle ihm Wohlgesinnten dieses Buch als Äußerung seiner wahren Gedanken und Empfindungen hinnehmen. Die ihm nicht wohlgesonnen sind, überlässt er Gottes Hand, daß er ihnen zu Seiner Zeit eine bessere Einsicht gibt.* Was halten Sie von der Vernünftigkeit, dem Sinn und der Zweckmäßigkeit dieses Vorhabens?

Ein alter Freund, der ziemlich weit von Oxford entfernt wohnte, Archichakon *Robert Wilberforce*, muss damals etwas zu mir gesagt haben, was, weiß ich nicht mehr, das eine offene Antwort erforderte. Denn ich eröffnete ihm, mit welchen Worten kann ich mich auch nicht mehr entsinnen, meinen schrecklichen Verdacht, von dem bis dahin nur zwei Personen wussten, sein Bruder Henry und Frederic Rogers, später Lord Blachford: Vielleicht breche mein Anglikanismus schließlich doch zusammen, und vielleicht seien wir beide außerhalb der Kirche. So viel ich mich erinnere, brachte ich die Schwierigkeit, welche die Geschichte der Arianer und Monophysiten in mir wachgerufen hatte, in einer Form zum Ausdruck, die ihm am besten verständlich war, da sie tatsächlich ein Zugeständnis an Bischof Bull enthielt. In den Auseinandersetzungen der ersten Jahrhunderte sei die römische Kirche immer auf der Seite derer

gestanden, die recht hatten, was natürlich ein Beweis auf den ersten Blick zugunsten Roms und gegen den Anglikanismus von heute war. Er gab mir am 29. Januar 1842 folgende Antwort:

Ich glaube nicht, daß ich jemals über eine Mitteilung, die ich erhielt, so erschüttert war, wie über Ihren Brief von heute morgen. Er hat mich ganz gelähmt... Ich muss Ihnen schreiben, obwohl ich nicht einmal weiß, wo ich anfangen soll... Mir ist keine Handlung bekannt, durch welche wir uns von der Gemeinschaft der Gesamtkirche getrennt hätten... Je mehr ich mich in die Schrift vertiefe, um so mehr gewinne ich den Eindruck, daß das römische Prinzip in der Kirche dem Babylon des hl. Johannes ähnlich sei... Ich bedauere fast, daß ich meine Gedanken je auf die Theologie gelenkt habe, wenn sie wirklich ein so unsicheres Gebiet ist, wie Ihre Zweifel anzudeuten scheinen.

Während sich meine alten treuen Freunde um mich sorgten, musste es ihnen vermutlich nicht bloß Unruhe, sondern auch Schmerz bereiten, wenn sie sahen, wie ich mich allmählich dem Einfluss anderer ergab, die nicht so viel Rechte an mir hatten, wie sie. Es waren junge Männer von einer Geistesrichtung, die der meinigen in hohem Grade fremd war. Eine neue Schule war im Entstehen, was in Zeiten solcher Strömungen häufig vorkommt. Sie schob die ursprüngliche Partei der Bewegung beiseite und nahm deren Stelle ein. Die bedeutendste Persönlichkeit in ihr war ein Mann von vornehmem Geist, klassischem Geschmack und einem seltenen literarischen Talent, *Frederic Oakeley*. Er war annähernd von gleichem Alter wie ich und seit langem mit mir bekannt, obwohl er in den vorhergehenden Jahren nicht in Oxford gewohnt hatte. Erst vor ganz kurzer Zeit hat er mir bei mehreren Gelegenheiten neue Beweise der gleichen Güte gegeben, die er mir während unserer Zugehörigkeit zur anglikanischen Kirche stets bewiesen hat. Seine Geistesart war derjenigen nicht unähnlich, die den Anfängen der Bewegung ihren Charakter gab. Er war fast ein typischer Oxforder, und soviel ich mich erinnern kann, wäre er in den politischen und kirchlichen Ansichten mit der Oriël-Partei von 1825 bis 1833 ganz eines Sinnes gewesen. Aber er war erst

später in die Bewegung eingetreten und hatte ihre ersten Jahre nicht miterlebt.

8. Und da er nun von vorne anfang, trat er natürlich mit der Gesellschaft lebhafter, scharfsinniger und entschlossener Geister in Fühlung, die um dieselbe Zeit ihr Leben nach katholischen Grundsätzen einzurichten begannen wie er, der von der *Via media* nichts wusste, aber viel von Rom gehört hatte. Diese neue Partei formte und entwickelte sich rasch, in Oxford und außerhalb, und durch ein eigenartiges Zusammentreffen gerade in dem Sommer, wo meine kirchlichen Anschauungen infolge des Studiums der monophysitischen Streitfrage einen so schweren Schlag erhalten hatten. Diese Männer schnitten von einer Seite her in die ursprüngliche Bewegung ein, durchkreuzten ihre Gedankenlinie und machten sich dann daran, sie in ihre eigene Richtung umzubiegen. Die meisten von ihnen waren tief religiös, das Heil ihrer Seele ging ihnen über alles. Sie hingen sehr an mir, boten aber damals wenig Sicherheit, welchen Weg sie zuletzt einschlagen würden. Einige sind schließlich im Anglikanismus befestigt worden, andere wurden Katholiken, und wieder andere haben ihr Heil im Liberalismus gesucht. Nichts war klarer, als daß sie im Zaum gehalten werden mußten. Und mir kam diese Pflicht zu! Denn ich hatte auf ihre Entwicklung den stärksten Einfluss ausgeübt. Und ebenso klar geht aus dem bereits Gesagten hervor, daß ich gerade diejenige Persönlichkeit war, die sich am allerwenigsten dazu eignete. Es geht nichts über alte Freunde. Aber von diesen alten Freunden konnten mir nur wenige helfen, wenige mich begreifen, viele waren ungehalten über mich, einzelne zürnten mir, weil ich eine festgeschlossene Partei auflöste, und anderen verbot das Gewissen, auf mich zu hören.

Wenn ich mich nach Menschen umsah, die ich in meinen Schwierigkeiten hätte zu Rate ziehen können, so fand ich, daß ihnen gerade die Ahnung dieser Schwierigkeiten verbot, mir ihren Rat zu leihen. Darum sagte ich voll Bitterkeit: *Ihr zwingt mich, zu anderen zu gehen, ob ich will oder nicht.* Aber ich hatte doch noch gute und aufrichtige Freunde vom alten Schlag,

in Oxford und andernorts, die mir eine große Hilfe waren. Für die Persönlichkeiten und die Gedankenrichtungen dieser neuen Schule hatte ich, mit wenigen Ausnahmen, nicht so viel Zuneigung, wie für die alte. Auch traute ich ihrer Entschlussfestigkeit nicht, denn sie waren wie ein Schwarm von Fliegen, die kommen und gehen und schließlich sich verteilen und zerstreuen. Aber für ihr Ziel und die Richtung ihres Weges hatte ich trotz meiner alten Freunde und meiner alten, lebenslangen Vorurteile eine große Sympathie. Ungeachtet meiner eingefleischten Furcht vor Rom und des Einspruchs meiner Vernunft und meines Gewissens gegen seine Gebräuche, ungeachtet meiner Liebe für Oxford und Oriel, lebte eine geheime, sehnsüchtige Liebe für Rom, die Mutter der englischen Christenheit, in meiner Seele. Und ich hatte eine aufrichtige Andacht zur allerseligsten Jungfrau, in deren Kolleg ich lebte, deren Altar ich diente und deren makellose Reinheit ich in einer meiner ersten gedruckten Predigten verherrlicht hatte. Und das Bewusstsein dieser mir inne wohnenden Neigung, wenn man es so nennen darf, veranlasste mich, mit so großem Ernst vor der Gefahr zu warnen, uns im religiösen Studium mehr von der Sympathie als von der Vernunft leiten zu lassen. Übrigens schauten die Anhänger dieser neuen Schule, wie gesagt, in Verehrung zu mir auf. Sie erwiesen mir viel Güte und Liebe und standen mir in der Drangsal bei, als andere mich verließen. Für all dies war ich dankbar. Ja, viele von ihnen waren selbst in Not und mit mir im selben Boot. Das war ein weiterer Grund für unsere gegenseitige Zuneigung. Daher kam es, daß ich nicht den Mut und noch weniger die Kraft hatte, die neue Schule von mir zu weisen, als sie erstarkte und mit der alten zusammen stieß. Ich kam in große Verlegenheit und wusste kaum, wo mir der Kopf stand. Ich ergriff ihre Partei. Als ich selbst Frieden und Stille nötig hatte, musste ich öffentlich reden und mir von Einzelnen Schwäche und von der großen Mehrheit Geheimnistuerei, Unehrlichkeit und Hinterlist vorwerfen lassen.

Ich gestehe hier offen, daß ich nicht imstande bin, einer solchen Anklage gebührend entgegen zu treten, weil ich sie nicht

konkret fassen kann. Ich habe an meiner eigenen Ehrlichkeit nie im geringsten gezweifelt. Und wenn man sagt, daß ich unehrlich sei, so kann ich die Anschuldigung nicht als einen bestimmten Begriff fassen, auf den eine Entgegnung möglich wäre. Wenn mir jemand sagen würde: *An dem Tage und vor diesen Personen haben Sie etwas weiß genannt, was schwarz war*, dann verstehe ich ganz gut, was gemeint ist, und ich kann versuchen, mein Alibi nachzuweisen oder das Missverständnis aufzuklären. Oder wenn einer zu mir sagen würde: *Sie haben versucht, mich für Ihre Partei zu gewinnen, mit der Absicht, mich mit Ihnen nach Rom zu führen, aber Sie hatten keinen Erfolg*, so kann ich ihn der Lüge überführen und meinerseits ebenso fest und bestimmt behaupten, daß ich von der Zeit an, da ich selbst unsicher wurde, nie versucht habe, einen anderen für mich und meine mit Rom sympathisierenden Ansichten zu gewinnen, und daß ihm nur seine eigene verrückte Phantasie einen solchen Gedanken eingegeben haben kann. Aber meine Einbildungskraft versagt vor solch unbestimmten Anschuldigungen, die man gemeinhin gegen mich vorgebracht hat und die sich aus Eindrücken, Meinungen, Folgerungen, Gerüchten und Vermutungen zusammen setzten. Darum werde ich gar nicht den Versuch einer Widerlegung machen, es wären ja nur Luftstreiche. Vielmehr will ich versuchen, das festzustellen, was ich von mir selbst weiß und was mir im Gedächtnis blieb. Die Anwendung überlasse ich anderen.

9. Solange ich in die *Via media* Vertrauen hatte und sie für unüberwindlich hielt, stellte ich ohne Bedenken große Prinzipien auf, die weiter führten, als man gewöhnlich annahm. Ich glaubte, man müsse die *Via media* viel weiter ausgestalten, ehe sie verkörpert und verwirklicht werden könnte. Die anglikanische Kirche brauche Zeremonien, Riten und einen Reichtum der Lehre und Andacht, der ihr jetzt noch abgehe, wenn sie sich mit einiger Aussicht auf Erfolg der römischen Kirche gegenüber behaupten wolle. Eine solche Ausstattung würde sie nicht von ihrer eigentlichen Grundlage entfernen, sondern sie nur befestigen und verschönen, wie z.B. Bruderschaften, besondere

Andachten, die Verehrung der allerseligsten Jungfrau, Gebete für die Verstorbenen, schöne Kirchen, reiche Opfer für diese und in ihnen, Klöster und viele andere Gebräuche und Einrichtungen, die meiner Ansicht nach uns ebenso gut anstünden wie Rom, wenn auch Rom sie für sich in Anspruch nahm und damit großtat, eben weil wir uns diese hatten entgehen lassen. Das maßgebende Prinzip ist in einem der Briefe enthalten, die ich im Zusammenhang mit Traktat 90 der Öffentlichkeit übergeben habe.

Der Zeit ist in Bewegung auf etwas, schrieb ich, und unglücklicherweise ist die römische Kirche die einzige religiöse Gemeinschaft unter uns, die in den vergangenen Jahren dieses Etwas wirklich im Besitz hatte. Sie allein hat inmitten aller Irrungen und Übelstände ihres praktischen Systems den Gefühlen der Ehrfurcht, des Geheimnisvollen, der Liebe, Verehrung, Ergebenheit und anderen Empfindungen, die im besonderen Sinn katholisch genannt werden, freien Raum gelassen. Die Frage ist also, ob wir sie der römischen Kirche überlassen oder für uns in Anspruch nehmen?... Aber wenn wir sie aufgeben, müssen wir auch die Menschen aufgeben, denen sie teuer sind. Wir müssen uns damit abfinden, entweder die Menschen zu verlieren oder ihre Prinzipien anzunehmen. Ich gebe freimütig zu, daß ich eben wegen dieser Gefühle in meinem Eintreten für die Sache der anglikanischen Kirche gar keine Bedenken trug, zu ihrer Verteidigung Grundsätze aufzustellen, die von der Verteidigungsart, welche die Anhänger der Hochkirche für vollkommen hielten, ganz verschieden waren, oder sogar auf eine Verteidigung zu sinnen, die sie Umwälzung nennen mochten, während ich sie für Erneuerung hielt. So konnte ich z. B., obwohl ich mich an den einzelnen Fall nicht erinnern kann, über die *Gemeinschaft der Heiligen* in einer Weise sprechen, die zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen wie zu Gebeten für die Verstorbenen veranlassen konnte. In einem Memorandum vom Jahre 1844 oder 1845 äußerte ich mich darüber folgendermaßen: Wenn die Kirche nicht auf der Grundlage ihrer Sanktionierung durch den Staat verteidigt wird, so muss es auf Grund von Prinzipien geschehen, die über ihr direktes Ziel hinaus führen. Manchmal sah ich diese weiteren Schlussfolgerungen, manchmal auch nicht. Aber wenn ich sie sah, sagte ich es manchmal nicht. Solange sie mir nur den herrschenden Meinungen, aber nicht unserer Kirche zu widersprechen schienen, war ich nicht

abgeneigt, in unsere Kirche Wahrheiten hinein zu tragen, von denen ich dachte, daß sie ihr mit Recht zuständen.

So viel gestehe ich ein! Aber daß ich jemals bewusst etwas gesagt habe, was eine geheime Spitze gegen die englische Kirche hatte, und daß ich es tat, um andere zu unbedachter Annahme zu bewegen, das gebe ich nicht zu, sondern bestreite es ganz entschieden. Es war wirklich eine meiner großen Schwierigkeiten und eine der Ursachen meiner Zurückhaltung, daß ich im Laufe der Zeit in den Prinzipien, die ich ganz ehrlich als anglikanisch verkündigt hatte, Folgerungen wahrnahm, die für Rom sprachen. Natürlich mochte ich das damals nicht eingestehen, und wenn ich gefragt wurde, kam ich deswegen in Verlegenheit.

10. Das erste Beispiel dafür war die Berufung auf das Altertum. Der hl. Leo hatte meiner Ansicht nach die Beweiskraft der Antike für den Anglikanismus gebrochen. Aber auf das Altertum war ich mit der ganzen anglikanischen Schule angewiesen. Was sollte ich also sagen, wenn scharfsinnige Menschen das Altertum in dieser oder jener Anwendung gegen die *Via media* stellten? Es war unmöglich, in solchen Fällen eine Antwort zu geben, die nicht unbefriedigend, oder eine Haltung anzunehmen, die nicht rätselhaft war. In meinen Schriften ging ich manchmal gerade so weit, wie ich sah, und war eben so wenig imstande, mehr zu sagen, als über den Horizont hinaus zu schauen. Wenn ich daher nach den Folgen dessen, was ich gesagt hatte, gefragt wurde, so konnte ich keine Antwort geben. Wenn ich ferner gefragt wurde, ob sich nicht bestimmte Folgerungen aus einem bestimmten Prinzip ergeben, so war es mir bisweilen unmöglich, sofort zu antworten, besonders wenn die Sache verwickelt war. Und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ein großer Unterschied zwischen einer Folgerung in abstrakten und in konkreten Dingen besteht und weil tatsächlich eine theoretisch exakte Schlussfolgerung oft in der Wirklichkeit von einem entgegen gesetzten Prinzip her eingeschränkt werden kann. Oder es kam vor, daß ich durch die Gewalt der mir dargelegten Logik einfach irre wurde, so daß

ich Schlüsse billigte, die in Wirklichkeit nicht die meinen waren. Und wenn ich diese Schlüsse aus dem Munde anderer wiederum hörte, so musste ich sie widerrufen. Weiterhin brachte ich es gelegentlich nicht über mich, andere durch gefühllose, logische Folgerungen zu erschrecken und zu ärgern, die sie bis zu ihrem Tode nie aufgeregt hätten, wenn sie nicht gezwungen worden wären, sie anzuerkennen. Auch empfand ich die ganze Wucht des Grundsatzes des hl. Ambrosius: *Non in dialectica complacuit Deo salvum facere populum suum – Gott hat es nicht gefallen, sein Volk durch Streitreden zu retten*. Ich hatte eine große Abneigung gegen papierene Logik. Ich selbst ließ mich ebenso wenig von der Logik leiten, wie jemand sagen kann, das Quecksilber im Barometer ändere das Wetter. **Denken ist eine Sache des konkreten Wesens.** Nach einer Reihe von Jahren sieht man, daß man seinen geistigen Standpunkt geändert hat, weil der ganze Mensch sich bewegt hat. Die papierene Logik ist nur die Geschichte dieser Bewegung. Alle Logik der Welt hätte mich nicht rascher nach Rom bringen können. Man könnte ebenso gut sagen, ich habe das Ziel meiner Wanderung, das Dorf, erreicht, weil ich die Dorfkirche vor mir sah, wie wenn man behaupten wollte, ich hätte die Meilen, die meine Seele auf dem Wege nach Rom zurücklegen musste, überspringen sollen. Das wäre nicht einmal dann möglich gewesen, wenn ich damals viel klarer, als es wirklich der Fall war, gesehen hätte, daß Rom die letzte Station meines Weges sei. **Große Taten brauchen Zeit.**

Wenigstens erfuhr ich das an mir. Kam mir daher jemand mit logischen Methoden, so empfand ich es als Herausforderung, und wenn ich auch nicht glaube, daß ich es je gezeigt habe, so war es mir doch ziemlich gleichgültig, was ich darauf erwiderte, und ich ließ mich vielleicht auch verleiten, meinem Unwillen dadurch Luft zu machen, daß ich mich rätselhaft oder nichtssagend stellte oder beistimmte, weil ich keine befriedigende Antwort bereit hatte. Noch mehr als diese logischen Irrgänge verdroß mich die Anwendung der Logik auf jede Frage, mit der sie nichts zu tun hatte.

Ehe ich nach Oriel kam, sagte mir ein Bekannter: *Der Speise-saal von Oriel stinkt vor Logik*. Man hat es durchaus nicht gern, wenn Poesie, Beredsamkeit oder Frömmigkeit in erster Linie als Futter für Syllogismen betrachtet werden. Doch will ich mit all dem durchaus nichts gegen die tiefe Frömmigkeit und den Ernst sagen, welche die zweite Phase der Bewegung, an der ich einen so bedeutenden Anteil nahm, kennzeichnen. Ich wollte nur bemerken, daß diese Phase mich zu verwirren und aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte, und daß ich, statt dies pflichtgemäß einzugestehen, vielleicht aus Leichtsinn aufs Geratewohl Antworten gab, die den Schein erweckten, als sei ich verschlossen oder inkonsequent.

11. Ich habe zwei Briefe aus dieser Zeit entdeckt, die das eben Gesagte ein wenig erläutern. Der erste war an den Bischof von Oxford gerichtet und bezog sich auf den Traktat 90:

20. März 1841. Niemand außer mir selbst kann sich in meine Lage hinein denken. Ich sehe, wie sehr viele Menschen in verschiedenen Richtungen tätig sind und sich dabei von einem bunten Gemisch mehrdeutiger Grundsätze leiten lassen. Ich handle aus bester Absicht. Meiner Ansicht nach wären die Dinge für die Kirche nicht besser geworden, auch wenn ich nie geschrieben hätte. Und wenn ich schreibe, stehe ich vor einem Berg von Schwierigkeiten. Jene, die solche Schwierigkeiten selbst nicht empfinden, können leicht sagen: *Er sollte dies und nicht das sagen*. Aber die Dinge sind wunderbar miteinander verkettet, und ich kann oder, richtiger gesagt, ich möchte nicht unehrlich sein. Wenn ich gefragt werde, bin ich oft gezwungen, eine Meinung zu äußern, um nicht für einen Heimlichtuer gehalten zu werden. Stillschweigen sieht wie Arglist aus. Und es ist mir nicht lieb, wenn die Menschen mich um Rat fragen oder hochschätzen, weil sie meine Meinungen in einem Sinne auffassen, den sie nicht haben. Und, um noch einmal das Sprichwort zu gebrauchen, was für den einen Nahrung ist, ist für den anderen Gift. All dies macht meine Lage sehr schwierig. Daß aber eines Tages ein Zusammenstoß zwischen Gliedern der Kirche mit entgegen gesetzten Ansichten stattfinden müsse, habe ich schon lange im Voraus gesehen. Zeit und Form lagen in der Hand der Vorsehung. Ich will nicht in Abrede stellen, daß ich ein sehr unvollkommenes Werkzeug derselben bin. Trotzdem muss ich denken, daß der Traktat nötig war.

Dr. Pusey hat mir die von Ew. Gnaden an ihn gerichteten Briefe gezeigt. Ich brenne darauf, auch im Druck all das zu sagen, was ich ehrlich sagen kann, um falsche Eindrücke zu beseitigen, die der Traktat hervor gerufen hat.

Der zweite Beleg ist den Aufzeichnungen zu einem Brief entnommen, den ich im folgenden Jahre an Dr. Pusey schrieb:

16. Oktober 1842. In der Frage, ob ich mit Ward vollständig übereinstimme, kenne ich die Grenzen meiner eigenen Überzeugungen nicht. Wenn Ward sagt, dies oder jenes sei eine Folgerung aus meinen Äußerungen, so kann ich weder ja noch nein sagen. Es ist wahrscheinlich, es *kann* wahr sein. Natürlich gibt die Tatsache, daß die römische Kirche die Frage *wirklich so* entwickelt und verfochten hat, der inneren Wahrscheinlichkeit ein großes Gewicht. Ich kann nicht behaupten, es sei nicht wahr, aber ich kann auch nicht mit der scharfen Auffassungsgabe, die manche Leute haben, die Wahrheit einsehen. Es ist mir unangenehm, wenn ich *gezwungen* werde, mehr anzunehmen, als ich mit gutem Gewissen anerkennen kann.

Ironie Newmans Die Ratlosigkeit, in die ich damals geraten war, und die Zurückhaltung und Heimlichtuerei, deren ich infolgedessen beschuldigt wurde, hatte noch eine andere Ursache. Nach Traktat 90 ließ mir die protestantische Welt keine Ruhe mehr. Sie verfolgte mich in den Zeitungen bis nach Littlemore. Gerüchte aller Art kamen über mich in Umlauf: *Vor allem, warum bin ich überhaupt nach Littlemore gegangen? Gewiss nicht mit guter Absicht! Ich hatte nur nicht den Mut, den Grund zu sagen.* Aber es war doch sicherlich hart, den Herausgebern der Zeitungen zu sagen, daß ich dorthin gegangen war, um zu beten. Es war hart, der Welt im Vertrauen mitzuteilen, daß mir das anglikanische System manchen Zweifel bereite, den ich im Moment nicht lösen könne. Ich könne nicht einmal sagen, was darauf folgen werde. Es war hart, eingestehen zu müssen, daß ich schon vor ein oder zwei Jahren im Sinn gehabt habe, mein Amt niederzulegen, und daß dies der erste Schritt dazu sei. Es war hart, erklären zu müssen, daß sich meine Zweifel voraussichtlich verflüchtigen würden, wenn die Zeitungen die Güte haben wollten, mir Zeit und Ruhe zu lassen. Wer hat je auch nur im Traum die Welt zu seinem Vertrauten machen wollen? Und doch wurde ich für hinterlistig, verschla-

gen und unehrlich gehalten, weil ich mein Herz dem zärtlichen Mitgefühl der Welt nicht aufschließen wollte. Man bestand darauf: *Was hatte ich in Littlemore zu tun? Was ich dort zu tun hatte? Habe ich mich nicht von euch zurückgezogen? Habe ich nicht meine Stellung und meinen Posten aufgegeben? Bin ich der einzige Engländer, der nicht das Recht hat, zu gehen, wohin er will, ohne gefragt zu werden? Bin ich es allein, dem scharfe, neugierige Augen folgen dürfen, um zu erfahren, ob ich bei der Hinter- oder Vordertüre mein Haus betrete, und wer mich möglicherweise am Nachmittag besucht? Feiglinge! Wenn ich nur einen Schritt vorwärts ginge, würdet ihr das Weite suchen! Nicht ihr seid es, die ich fürchte: *Di me terrent et Jupiter hostis – Die Götter schrecken mich und die Feindschaft des Jupiter.* Die Bischöfe fahren fort, mich anzuklagen, obwohl ich alles aufgegeben habe. Geheime Bedenken im Herzen sagen mir, daß sie recht haben, denn ich habe nichts mehr mit ihnen zu tun. Das ist es, was mich niederdrückt. Ich kann weder innerhalb noch außerhalb meines Hauses einen Schritt tun, ohne von neugierigen Blicken belästigt zu werden. Warum wollt ihr mich nicht in Frieden sterben lassen? Wunde Tiere verkriechen sich in eine Höhle, um dort zu sterben, und niemand wehrt es ihnen. Lasst mich allein, ich werde euch nicht lange beunruhigen!*

12. Das war das bittere Gefühl, das mich erfüllte, und vermutlich waren es die gleichen Worte, in denen ich mir selbst Luft machte. Ich fragte mit einem bekannten Sprichwort: *Ubi lapsus? Quid feci? – Wo ist mein Fehler? Was habe ich getan?* Als ich eines Tages heimkam, fand ich eine Schar von Studenten in meinem Eigentum. Kollegsvorsteher lenkten gleich berittenen Patrouillen ihre Pferde rings um die armen Hütten. Doktoren der Theologie drangen uneingeladen in die verborgensten Winkel dieses Privatbesitzes und entwarfen sich nach dem, was sie sahen, ein Bild meiner Häuslichkeit. Ich hatte gemeint, eines Engländers Haus sei seine Burg. Aber die Zeitungen dachten anders, und schließlich kam die Sache vor meinen guten Bischof. Ich führe seinen Brief und einen Teil meiner Antwort hier an:

12. April 1842. Von den in den öffentlichen Blättern gegen Sie und Ihre Freunde enthaltenen Anklagen waren, wie ich wohl wusste, so viele falsch und verleumderisch, daß ich dem Zeitungsgerede über Sie nicht viel Beachtung schenken kann.

In einer Zeitung vom 9. April aber steht ein Bericht, in dem als offen bekannte Tatsache behauptet wird, in Littlemore sei ein sogenanntes anglo-katholisches Kloster im Werden begriffen und die Schlafzellen, die Kapelle, das Refektorium und der Kreuzgang gingen unter den Augen eines Pfarrgeistlichen der Diözese Oxford bereits der Vollendung entgegen.

Da ich nun erfahren habe, daß Sie in Littlemore wirklich einigen Besitz haben, wie allgemein angenommen wird, zu Zwecken des Studiums und der Andacht bestimmt, und da die Sache viel Argwohn und Unruhe erregt hat, liegt mir viel daran, Ihnen eine Gelegenheit zu bieten, mir darüber eine Erklärung abzugeben.

Ich kenne Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie der Letzte wären, der in meiner Diözese die Mönchsorden, in irgend einer dem römischen Sinn des Worte nahe kommenden Form, ohne vorausgehende Verständigung mit mir wieder einzuführen versuchte, oder daß Sie es wirklich auf sich nähmen, ohne Ermächtigung von Seiten der kirchlichen Vorgesetzten den Grund zu einer so bedeutungsvollen Einrichtung zu legen. Deshalb spreche ich Sie schon jetzt von der Anschuldigung der genannten Zeitung frei. Trotzdem glaube ich meiner Diözese, mir selbst und auch Ihnen gegenüber eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich Sie bitte, mich in die Lage zu versetzen, dem entgegen zu treten, was unwidersprochen den Anschein erwecken könnte, als ob *Sie* einen offenbaren Eingriff in die kirchliche Disziplin begehen wollten, und als ob *ich* mich einer unverzeihlichen Pflichtvergessenheit und Gleichgültigkeit schuldig mache.

Ich gab folgende Antwort:

14. April 1842. Ew. Gnaden haben mich durch die gütige Erlaubnis, Ihnen wegen meines Hauses in Littlemore zu schreiben, zu großem Dank verpflichtet. Zugleich bedaure ich es für Ew. Gnaden und für mich, daß Sie die Unruhe der öffentlichen Meinung zwang, eine Erklärung von mir zu verlangen.

Seit einem ganzen Jahr bin ich Zielscheibe unaufhörlicher Entstellungen. Vor einem Jahr habe ich mich der Autorität Ew. Gnaden vollständig unterworfen. Und mit der Absicht, den erhaltenen Befehlen gemäß zu handeln, stellte ich nicht bloß die übernommene Herausgabe der Traktate ein, sondern zog mich auch von jeder öffentlichen Besprechung kirchlicher Tagesfragen oder der soge-

nannten kirchlichen Politik zurück. Ich machte mich sofort daran, die Übersetzungen des hl. Athanasius, die mir schon lange am Herzen lagen, für die Drucklegung vorzubereiten, und nahm mir vor, mich in ähnliche theologische Studien zu vertiefen und mich mit den Angelegenheiten meiner Pfarrei und mit praktischen Arbeiten zu beschäftigen.

Die gleiche Absicht persönlicher Vervollkommnung veranlasste mich, mit einem längst gehegten Entschluss Ernst zu machen. Schon seit mindestens dreizehn Jahren wollte ich ein religiös strenger geregeltes Leben führen als bisher. Aber es widerstrebte mir, diesen Wunsch auch nur meinem Bischof zu bekennen, weil er anmaßend erscheinen mochte, und eine Verpflichtung bedeutete, die vielleicht unerfüllt blieb. Denn was habe ich mir zuschulden kommen lassen, daß ich von der Welt für meine privaten Handlungen in unerhörter Weise zur Rechenschaft gezogen werden darf? Warum sollte ich nicht dieselbe Freiheit haben, die allen anderen zugestanden wird? Ich werde oft beschuldigt, mich über früher geäußerte Absichten nicht offen und aufrichtig auszusprechen. Aber niemand macht seine guten Vorsätze gerne bekannt, einmal schon aus allgemeinem Zartgefühl, dann aus Furcht, er möchte nicht imstande sein, sie zu halten. Ich empfinde es als eine Grausamkeit, daß wahrhaft heilige Angelegenheiten zwischen mir und meinem Gewissen öffentlich verhandelt werden, **wenn auch die schuldigen Teile nicht wissen, was sie tun.** Darf ich eine Parallele anführen, die der Sache nach freilich verschieden ist? Gesetzt den Fall, jemand hat die Absicht, zu heiraten. Wäre er erfreut, wenn die Sache in den Zeitungen besprochen und von ihm verlangt würde, über die Verhältnisse, Umstände usw. eine öffentliche Erklärung abzugeben, wenn er nicht der Hinterlist und Unaufrichtigkeit beschuldigt werden will?

13. Der erwähnte Entschluss ging nur mich allein etwas an. Ich habe ihn ganz unabhängig von der Mitwirkung eines anderen Menschen, nur mit Rücksicht auf persönliches Gelingen oder Misslingen und unbekümmert um Lob oder Tadel ins Auge gefasst. Und da es sich um einen Entschluss handelt, den ich seit Jahren in mir trage, zu dem ich mich von Gott berufen fühle und womit ich so wenig ein Gesetz der Kirche verletze, wie wenn ich heiraten würde, wäre ich für die Nichtausführung verantwortlich, weil mir eine gütige Vorsehung die Gelegenheit dazu bot. Wenn ich ihn also ausführe, so denke ich bloß an mich selbst und habe keinerlei kirchliche oder äußerliche Zwecke im Auge. Zugleich wäre es mir natürlich ein großer Trost zu wissen, daß Gott auch den Herzen anderer den

Gedanken eingegeben habe, ihre persönliche Heiligung auf demselben Wege zu suchen. Und es wäre unnatürlich, mir die Wohltat ihrer Gegenwart und Aufmunterung nicht zu wünschen, oder eine Einmischung in solch persönliche und private Entschlüsse nicht für einen großen Eingriff in die Gewissensfreiheit zu halten. Ew. Gnaden werden mir auch erlauben, die feste Überzeugung auszusprechen, daß solche religiösen Entschlüssen höchst notwendig sind, um eine gewisse Klasse von Menschen in ihrer Anhänglichkeit an unsere Kirche zu erhalten. Trotzdem kann ich der Wahrheit gemäß sagen, daß ich mich bei allem, was ich tat, von persönlichen Gründen leiten ließ, sonst hätte ich mich nicht darauf eingelassen. Und ich hoffe, ans Ziel zu kommen, ganz gleich, ob andere einen ähnlichen Weg einschlagen wollen oder nicht...

Ich habe nun vor, einen großen Teil der Zeit hier zuzubringen, da ich in Oxford einen Kurat habe, der dort ansässig ist. Damit glaube ich das Wohl meiner Pfarrei im Auge zu haben, denn die Seelenzahl in Littlemore ist zum mindesten der von St. Mary in Oxford gleich, und *ganz* Littlemore ist doppelt so groß. Es ist sehr vernachlässigt worden, und wenn ich mir in Littlemore ein Pfarrhaus baue, denn das wird es sein und so wird es heißen, so glaube ich, meiner Gemeinde eine große Wohltat zu erweisen. Zugleich schien es mir, daß es bei der herrschenden Aufregung angebracht sei, mich eine Zeitlang von der Marienkirche zurückzuziehen.

Kein Kloster. Die Zeitungsnotiz kam mir nicht zu Gesicht. Ew. Gnaden werden aber aus dem eben Gesagten entnehmen, daß kein *Kloster im Werden begriffen ist*. Es ist keine *Kapelle*, kein *Refektorium* vorhanden, kaum ein Esszimmer oder Sprechzimmer. Der *Kreuzgang* ist das Schutzdach, welches die Häuschen verbindet. Was unter *Schlafzellen* gemeint ist, weiß ich nicht. Selbstverständlich kann ich die Worte von Ew. Gnaden nur bestätigen, daß *ich nicht versuche, die Mönchsorden in irgendeiner dem römischen Sinn des Wortes nahekommenden Form wieder einzuführen*, oder *es auf mich zu nehmen, ohne Ermächtigung von seiten der kirchlichen Behörde den Grund zu einer bedeutungsvollen Einrichtung zu legen*. Ich habe gar nichts Kirchliches im Sinn, sondern nur etwas Persönliches und Privates, das bloß durch Zeitungen und Briefschreiber an die Öffentlichkeit gezerrt werden konnte, nach deren Begriffen freilich auch die heiligsten und peinlichsten Entschlüsse und Handlungen zum Gegenstand einer unschicklichen und gefühllosen Neugierde gemacht werden können.

Eine Verleumdung, die über mich umging, glaubte der Bischof nicht und kam deshalb auch nicht auf sie zu sprechen. Es hieß, ich stehe wirklich schon im Dienste des Feindes. Ich sei in Wahrheit bereits in die katholische Kirche aufgenommen und hegte bereits in Littlemore ein Nest von Papisten, die gleich mir die anglikanischen Eide zu schwören bereit seien, ohne an ihre bindende Kraft zu glauben und im Besitz besonderer Dispense von Rom, und die so zur gegebenen Zeit eine große Zahl anglikanischer Kleriker und Laien zum Übertritt in diese gewissenlose Kirche veranlassen wollten. Sogar Bischöfe gaben dieser Beschuldigung Gehör.

Der Fall lag so: Wie ich Littlemore für mich selbst ausgewählt hatte, um zurückgezogen zu leben, so bot ich es auch anderen an. In Oxford waren junge Männer, denen von ihren Kollegsvorstehern die Zeugnisse für die Weihen verweigert worden waren. Es gab junge Kleriker, die sich in ihrem Gewissen für unfähig hielten, ihren Pflichten gerecht zu werden und deshalb ihre Kaplanstellen aufgegeben hatten. Solche Männer waren auf dem geraden Wege nach Rom, und ich trat dazwischen. Ich tat es aus Gründen, die ich am Anfang dieses Teiles meiner Geschichte aufgeführt habe. Ich tat es aus Treue gegen meine priesterlichen Verpflichtungen, aus Ergebenheit gegen meinen Bischof, aus dem Interesse, das ich ihnen selbst entgegen bringen musste, und aus dem Glauben, daß sie in Über-eilung oder in Aufregung gehandelt hatten. Ihre Freunde baten mich, sie, wenn möglich, zu beruhigen. Einzelne von ihnen kamen zu mir nach Littlemore. Sie waren Laien oder lebten als Laien. Manche habe ich jahrelang vom Übertritt zur katholischen Kirche zurück gehalten. Selbst als ich mein Amt niedergelegt hatte, war ich durch die Pflicht gegen ihre Eltern und Freunde gebunden und versäumte nicht, für sie mein Möglichstes zu tun. **Die unmittelbare Veranlassung für meinen Rücktritt von St. Mary war der unerwartete Übertritt eines dieser Männer.** Von da an fühlte ich, daß es unmöglich sei, meine dortige Stellung noch länger zu behalten, da ich das meinem Bischof verpfändete Wort nicht halten konnte.

14. Folgende Briefe handeln mehr oder weniger von diesen Männern, von denen ein Teil bei mir in Littlemore lebte:

1. Brief: 6. März 1842. Die Lehre von der Kirche als zentrales Glaubensgeheimnis ist eine machtvolle Waffe. Die Welt empfing sie nicht umsonst. Gottes Wort kehrt nicht unverrichteter Dinge zu Ihm zurück. Wenn ich gesagt habe, die in den *Traktaten* enthaltenen Lehren richten unsere Kirchen auf und zerstören die Parteien, so meinte ich das unter der Voraussetzung, daß sie angenommen, nicht daß sie abgelehnt würden. Im anderen Falle sind sie ebenso wirkungsvoll gegen uns, wie sie es für uns sein könnten.

Wenn jemand für einen Menschen eine besondere Vorliebe hat und hört, daß er ein römischer Katholik ist, so wird er sagen: *Der römische Katholizismus scheint also nicht gar so schlimm zu sein.* Alle, die so viel Geschrei machen, helfen ihre eigene Prophezeiung zu erfüllen. Wenn alle Welt von einem Manne immer wieder sagt, daß er keinen Platz in unserer Kirche habe, so wird er schließlich selber daran glauben. Wie leicht ist es, einen Menschen von etwas zu überzeugen, wenn viele es behaupten! So groß ist die Macht der Einbildung! Wenn jemand auf der Straße uns scharf anschaut, so denken wir, es müsse etwas an uns sein, wie es nicht sein sollte. Ich wüsste nichts, was besonders junge Leute so aufgeregt und so schwankend macht, als wenn man sie, die ruhig und unbekümmert dahinlebten, ihrer Kirche gehorchten und von deren Dienern sich leiten ließen, ich spreche von Tatsachen, plötzlich beschwört, einen bestimmten Schritt, an den sie gar nicht denken und der ihnen ganz fern liegt, ja nicht zu machen.

2. Brief: 1843 oder 1844. Ich habe Ihnen den Seelenzustand derer, die in Gefahr sind, nicht deutlich genug erklärt. Ich sprach nur von denen, die überzeugt sind, unsere Kirche sei von der katholischen Kirche getrennt, dabei aber es für gefährlich halten, ihren eigenen Privatüberzeugungen zu trauen. Es gibt aber noch zwei andere Geistesverfassungen: 1. Diejenige von solchen, die Rom unbewusst nahe sind, und deren *Verzweiflung* an unserer Kirche sich plötzlich zu einem Zustand bewusster Annäherung oder *fast* zum Entschluss des Übertrittes entwickeln könnte. 2. Diejenige von solchen, die fühlen, daß sie mit ruhigem Gewissen bei uns bleiben können, *so lange* sie für den Katholizismus *Zeugnis ablegen* dürfen, d. h. sie wollen dadurch unsere Kirche oder wenigstens den Teil derselben, dem sie angehören, in die Stellung der Katechumenen bringen.

3. Brief: 20. Juni 1843. Im komme auf den so ungemein gütigen Brief zurück, den Sie mir zu lesen erlaubt haben. Wie traurig ist es doch, daß es Pflicht sein soll, die Neigungen eines Menschen einzudämmen, um sie vor dem Übersieden zu bewahren! Aber ich halte es für eine Forderung der gewöhnlichen Klugheit.

Die Dinge stehen hier sehr ernst. Aber ich möchte nicht gerne, daß Sie etwas davon sagen, weil es keinen Zweck hat. Die Universitätsbehörden sind der Ansicht, daß die Statuten ihnen mehr als militärische Gewalt einräumen. Und im allgemeinen scheint es, daß sie dieselbe ausüben und den Katholizismus auf jede Gefahr hin unterdrücken wollen. Ich glaube, sie können nach den Statuten und, ohne im einzelnen Fall ihre Gründe anzugeben, einen Prediger fast ohne weiteres als Volksaufwiegler und Streitanstifter seines Amtes entheben, ja ihn sogar ausschließen oder einsperren. Wenn dies der Fall ist, sollten alle Inhaber eines Amtes an der Universität so ruhig als möglich ihren Abschied nehmen. Gegenwärtig herrscht, soweit ich sehe, mehr Erbitterung auf beiden Seiten denn je.

4. Brief: 16. Juli 1843. Ich versichere Ihnen, daß ich das, was Sie schreiben, nur zu lebhaft mitempfinde. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die ganze Frage unserer Stellung nicht bloß für Sie, sondern auch für andere ein Gegenstand ernster Sorge ist. Man kann nicht gut einen Rat erteilen, wenn man womöglich dadurch Schwierigkeiten aufwirft, statt sie wegzuräumen. Ich glaube, es handelt sich um einen Fall, in dem Sie sich möglichst klar werden sollten. Kommen Sie auf alle Fälle nach Littlemore! Wir alle werden uns über Ihre Gesellschaft freuen. Und wenn, wie ich hoffe, Ruhe und Einsamkeit Sie mit den Dingen, wie sie nun einmal sind, aussöhnen können, so werden Sie das zur Genüge hier haben. Wie betrübt wird der arme Henry Wilberforce sein! Ich weiß, wie hoch er Sie schätzt, und darum fühle ich mit ihm. Aber leider hat er, wie jeder andere, seinen eigenen Standpunkt, und unglücklicherweise haben nicht zwei von uns genau denselben.

Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie so aufrichtig und offen gegen mich sind. Aber es ist eine Zeit, welche die zusammenschweißt, die das Gleiche fühlen. Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich zeichne als Ihr getreuer...

15. 5. Brief: 30. August 1843. A. B. hat sich plötzlich der römischen Kirche angeschlossen. Er war drei Wochen lang fort. Zu meiner

Verteidigung muss ich wohl darauf hinweisen, daß er mir, ehe ich ihn hier aufnahm, ausdrücklich versprochen hatte, noch drei Jahre in unserer Kirche zu bleiben.

6. Brief: 17. Juli 1845. Ich höre mit Bestürzung, daß Sie in einem Ton des Mißtrauens von mir sprechen. Wenn Sie mich nur ein wenig kennen würden, statt bei Menschen, die mich überhaupt nicht kennen, Erkundigungen über mich einzuziehen, dächten Sie anders von mir, was immer Sie von meinen Ansichten halten mögen. Seit zwei Jahren ließ ich Ihnen durch Ihren Sohn meine Absicht mitteilen, auf St. Mary zu verzichten, ehe ich öffentlich davon sprach. Denn ich dachte, Sie sollten davon wissen. Als Sie sich darüber einigermaßen betroffen zeigten, sagte ich ihm, ohne Ihre schriftliche Genehmigung könne ich ihm nicht erlauben, hier zu bleiben, so schmerzlich es für mich wäre, ihn scheiden zu sehen. Und diese haben Sie mir freundlicherweise gegeben.

Ich denke, Sie werden einsehen, daß es von seiten Ihres Sohnes reine Rücksichtnahme war, die ihn abhielt, schon vor zwei Monaten Ihnen gegenüber von mir zu sprechen, die Befürchtung, er könnte zu viel oder zu wenig über mich sagen. Ich habe ihn wiederholt gedrängt, mit Ihnen zu sprechen.

Nach Ihrem Brief kann man nichts anderes tun, als ihm empfehlen, sofort nach N. in seine Heimat zu gehen. Es tut mir sehr leid, ihn zu verlieren.

7. Der folgende Brief ist an Kardinal Wiseman gerichtet, den damaligen apostolischen Vikar, der mir in meinem Verhalten gegen ihn Kälte vorgeworfen hatte.

16. April 1845. Ich hatte zu jener Zeit in der englischen Kirche ein geistliches Amt inne. Es waren mir Seelen anvertraut, und ich hatte einem Bischof zu gehorchen. Wie konnte ich also anders schreiben, als ich es getan habe, ohne heilige Pflichten zu verletzen und mir anvertraute wichtige Interessen zu verraten? Ich betrachtete es als meine erste, unzweifelhafte und unbedingte Pflicht, diesem Vertrauen gerecht zu werden. Es mochte wohl recht sein, das Amt aufzugeben, das war eine andere Frage, auf keinen Fall konnte es recht sein, es zu behalten und so zu handeln, als ob ich es nicht hätte ... Wenn Sie mich kennen würden, hätten Sie mir wohl kaum zuge-
traut, ich sei Ew. Gnaden je unfreundlich gesonnen gewesen, oder auch nur der Gedanke an etwas wie polemische Rivalität sei mir,

sofern ich für mich selbst Zeugnis ablegen darf, durch den Kopf gegangen, oder ich hätte den Wunsch gehabt, in der Kontroverse die Oberhand zu behalten, oder ich hätte Furcht davor gehabt, was die Welt denken würde, wenn ich unterliegen würde, oder ich sei sonst irgendwie gereizt gewesen. Sie sind freilich zu gütig, um so etwas anzunehmen, und doch veranlassen mich Ihre Worte, das zu schreiben. Und ohne Ihnen eine Erklärung geben zu können, bitte ich Sie, nun gleicherweise zu glauben, daß Verantwortungen auf mir lasten, die mich wegen ihrer Größe und Verschiedenartigkeit aufs äußerste bedrücken. Ich hoffe nur, daß ich Erbarmen finde bei Dem, der mich mein ganzes Leben lang gestützt und geführt hat, und Dem ich mich auch jetzt anheim geben kann, obwohl die Menschen aller Richtungen Böses von mir denken.

Diese Treue wurde übrigens von den hohen anglikanischen Autoritäten *in malam partem*, übel aufgenommen. Sie hielten das für Arglist. Ich bin zufällig im Besitz eines Briefwechsels, der sich im Jahre 1843 entspann, und worin einer der hervorragendsten Bischöfe jener Zeit, ein Theologe und Kenner der Väter, ein maßvoller Mann, der einmal als der wahrscheinliche Nachfolger des Primas galt, im Mittelpunkt steht. Ein junger Geistlicher seiner Diözese wurde Katholik. Die Zeitungen berichteten sofort unter Berufung auf *eine sehr hohe* Autorität, daß *die Oxforder ihm empfohlen hätten, trotz seiner Konversion sein Amt zu behalten*. Ich hatte Gründe, anzunehmen, daß die Anspielung mir galt und ermächtigte den Herausgeber einer Zeitung, der mich über diesen Punkt befragt hatte, *dieser Behauptung, soweit sie mich betrifft, ohne Einschränkung zu widersprechen*. Als er aus Gründen der Rücksichtnahme zögerte, fügte ich hinzu, daß *ich ihr direkt und voll Entrüstung widerspreche*.

Wer immer der Urheber der Behauptung ist, fuhr ich in meinem Brief an den Herausgeber fort, zwischen S. und mir hat seit seinem Übertritt zur römischen Kirche weder ein Briefwechsel noch ein Verkehr irgendwelcher Art stattgefunden, direkt so wenig wie indirekt, außer meiner rein formellen Empfangsbestätigung auf seinen Brief, worin er mir die Tatsache mitteilte. Meine Ansicht darüber

sprach ich meines Wissens nicht aus. Sie können das ebenso entschieden feststellen, als ich es tat.

16. Meine Ablegnung wurde dem Bischof überbracht. Was dann folgte, ist einem Brief zu entnehmen, den ich hier teilweise wiedergebe:

Mein Vater zeigte den Brief dem Bischof, der ihn hinlegte und sagte: ‚Ach, diese Oxforder Herren sind nicht aufrichtig.‘ ‚Wie meinen Sie?‘ fragte mein Vater. ‚Nun‘, sagte der Bischof, ‚Sie haben B. S. geraten, seine Stelle zu behalten, nachdem er katholisch geworden war! Ich weiß, daß es Tatsache ist, denn A. B. hat es mir erzählt‘. Weiter heißt es in dem Brief: Der Bischof, der in Wirklichkeit vielleicht der einflussreichste Mann unter den Vorgesetzten ist, hält es also offenbar für wahr.

Darauf schrieb Dr. Pusey für mich an den Bischof. Und dieser trat sofort den Rückzug an. In einem eigenhändigen Schreiben, das ich hier anführe, sagt er:

Ich habe die Ehre, den Empfang Ihres Briefes zu bestätigen und Ihnen zu antworten, daß ich nicht behauptet habe, obwohl meines Wissens eine solche Behauptung in einigen Zeitungen stand, Newman habe B. S. geraten, seine Stelle zu behalten, nachdem er unsere Kirche verlassen hatte. Es wurde mir jedoch versichert, Newman sei mit B. S. in reger Korrespondenz gestanden und obwohl er seine Ansichten und Empfindungen genau kannte, habe er ihm doch geraten, in unserer Gemeinschaft zu bleiben. Gestatten Sie mir, beizufügen, schrieb er Dr. Pusey, daß mir weder Ihr noch Kebles Name im Zusammenhang mit B. S. genannt wurde.

Ich war nicht geneigt, den Bischof mit dieser Ausflucht entschlüpfen zu lassen und schrieb ihm selbst. Nachdem ich seinen Brief an Dr. Pusey erwähnt hatte, fuhr ich fort:

Ich bitte Ew. Gnaden um Entgegennahme meiner eigenen Erklärung zu den beiden in Ihrer Feststellung enthaltenen Behauptungen, über die rege Korrespondenz und genaue Kenntnis, die Sie dazu geführt haben, in Ausdrücken von mir zu sprechen, die ich nie zu verdienen hoffte.

1. Seit B. S. in der Diözese Ew. Gnaden lebte, habe ich ihn zweier oder dreimal bei öffentlichen oder privaten Zusammenkünften in Oxford gesehen, jedoch, so viel ich mich erinnern kann, nie mit ihm gesprochen. Während dieser Zeit habe ich ihm, wenn ich meinem Gedächtnis trauen darf, drei Briefe geschrieben. Der eine davon war erst aus jüngster Zeit, ich bestätigte ihm den Empfang seiner Mit-

teilung über den Religionswechsel. Ein anderer war vom letzten Sommer, als ich ihn, ohne einen bestimmten Zweck, bat, mich zu besuchen und bei mir zu bleiben. Der erste der drei Briefe wurde meines Wissens genau vor einem Jahre geschrieben und hatte sicherlich seinen Übertritt zur römischen Kirche zum Gegenstand. Ich schrieb diesen Brief auf den dringenden Wunsch eines seiner Freunde. Es kann sein, daß ich ihm auf seine Antwort hin noch eine kurze Erklärung über die Punkte in meinem Brief, die er mißverstanden hatte, zugehen ließ. An eine andere Korrespondenz zwischen uns kann ich mich nicht entsinnen.

2. Was meine Kenntnis seiner Ansichten und Empfindungen angeht, so erinnere ich mich nur eines einzigen Punktes, der ihn verwirrte, und ich weiß auch zur Stunde nur von einem einzigen, der ihn bedrückt hat: die Suprematie des Papstes. Er erklärte, das Altertum durchforscht zu haben, ob der römische Stuhl früher die Stellung der ganzen Kirche gegenüber einnahm, welche die römischen Katholiken ihm jetzt zuerkennen. Mein Brief gemahnte ihn an seine Pflicht, sich nicht mit Argumenten über solch eine Frage zu verwirren..., sondern sie ganz beiseite zu lassen... Leider bin ich nur auf mein Gedächtnis angewiesen und kenne bei der vielseitigen Korrespondenz, in die ich immer wieder unausweichlich verwickelt werde, die Einzelheiten der gegen mich erhobenen Behauptungen nicht. Ew. Gnaden aber mögen versichert sein, daß es ganz bestimmte Grenzen gibt, über die hinaus Männer meiner Art andere nie veranlassen würden, ein Amt in der englischen Kirche zu behalten, noch würden sie es selbst behalten, und daß ihre Verurteilung durch so viele Vorgesetzte tatsächlich stark auf diese Grenzen hindrängt.

15. Der Bischof antwortete in einem höflichen Brief und sandte mein Schreiben an seinen Gewährsmann. Dieser schrieb mir einen Brief, wie ihn nur ein Ehrenmann schreiben kann. Es scheint, daß eine besorgte Dame das eine oder andere gesagt hatte, was ihrer wirklichen Meinung entgegen falsch gedeutet und zu der Verleumdung aufgebauscht worden war, welche die Runde machte. So fiel das Gerücht in sich zusammen. Ich schloss den Briefwechsel mit folgendem Schreiben an den Bischof:

Ich hoffe, Ew. Gnaden werden mir Glauben schenken, wenn ich sage, daß ebenso unzutreffende Behauptungen wie diejenige, die Ew. Gnaden zu Ohren gekommen ist, von den höchsten Autoritäten unserer Kirche geglaubt und wiederholt werden, wie ich hin und

wieder erfahre, während ich ganz selten Gelegenheit habe, sie zu widerlegen. Ich bin Ew. Gnaden für den Brief an Dr. Pusey zu großem Dank verpflichtet, da er mir eine solche Gelegenheit bot. Dann fügte ich mit Absicht bei: Ew. Gnaden wollen beachten, daß ich in meinem Briefe keine Veranlassung hatte, die Frage zu berühren, ob ein Mann, der römisch-katholische Ansichten hat, mit Ehren in unserer Kirche bleiben kann. Damit mein Schweigen nicht falsch gedeutet werde, nehme ich mir hier die Freiheit, beizufügen, daß ich es für kein Unrecht ansehe, wenn ein solcher in Gemeinschaft mit uns bleibt, vorausgesetzt, daß er kein Amt und keine Stellung hat, sich von der Besprechung kirchlicher Angelegenheiten fernhält und weder durch eine Unterschrift noch durch einen Eid auf unsere Lehren verpflichtet ist.

Letzte Predigt. Ich schrieb dies am 8. März 1843 und dachte dabei schon an meinen eigenen Rücktritt in den Laienstand. Das veranlasst mich auch zu einer weiteren Bemerkung: Zwei Jahre lang lebte ich als Laie, in meinen Überzeugungen noch nicht Katholik, aber in einem Zustand ernster Zweifel und mit der Wahrscheinlichkeit vor Augen, daß ich eines Tages werden müsse, was ich jetzt noch nicht war. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, mein Amt niederzulegen, Laie zu werden, aber Anglikaner zu bleiben. Rom konnte ich mich nicht anschließen, solange ich die von der römischen Kirche gutgeheißene Verehrung der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen nicht mit anderen Augen betrachten konnte. Aus dem Lehrkörper der Universität wollte ich noch nicht ausscheiden, da ich nicht sicher war, ob meine Zweifel nicht berichtigt oder überwunden werden könnten, so unwahrscheinlich mir auch ein solcher Ausgang schien. Aber meine Pfründe legte ich nieder. In den zwei Jahren vor meinem Übertritt habe ich keine geistlichen Amtshandlung mehr verrichtet. Im September 1843 hielt ich meine letzte Predigt. Dann lebte ich zwei Jahre ganz still in Littlemore. Man hat es mir damals zum Vorwurf gemacht und tut es heute noch, daß ich die anglikanische Kirche nicht früher verließ. Das scheint mir eine wunderliche Anklage zu sein! Denn selbst wenn ich ganz sicher gewesen wäre, daß die römische Kirche die wahre sei, hätten die anglikanischen Bi-

schöfe keinen rechtmäßigen Anlass gehabt, sich über mich zu beschweren, vorausgesetzt, daß ich keinen anglikanischen Eid, kein geistliches Amt und keine kirchliche Verwaltung mehr auf mich nahm. Zwingen sie alle, die ihre Kirchen besuchen, an die 39 Artikel zu glauben oder sich an das athanasianische Glaubensbekenntnis zu halten? Bei mir jedoch wurde mit anderem Maß gemessen. Hohe Vorgesetzte befahlen es so. Ein gelehrter Polemiker, *Stanley Faber*, hielt es für eine Schande, daß ich die englische Kirche nicht zehn Jahre früher verlassen habe. So sagte er in einer Schrift, die zwischen den Jahren 1847 und 1849 erschienen ist. Sein Neffe, ein anglikanischer Geistlicher, wünschte freundlicher Weise, ihn über diesen Punkt aufzuklären. Daher schrieb ich ihm nach kurzer Korrespondenz folgenden Brief, der für diese Geschichte wegen seiner chronologischen Angaben von Wert sein dürfte:

6. Dezember 1849. Ihr Onkel schreibt: ‚Wenn er, Newman, sans phrase, wie der Franzose sagt, erklären kann, daß ich mich in einem großen Irrtum befinde, und daß er während der fraglichen zehn Jahre, er meinte wohl die letzten zehn Jahre meiner Zugehörigkeit zur anglikanischen Kirche, oder zu einer anderen Zeit kein verkappter Papist war, wird meine literarische Gegnerschaft ein Ende haben und ich werde ihm gern erklären, daß es mir aufrichtig leid tut, ihn missverstanden zu haben.‘ Ein solch offenes Zugeständnis durfte ich von einem Mann, wie Ihr Onkel ist, erwarten. Ich bin außerordentlich erfreut, daß er die Sache in dieser Weise zum Austrag gebracht hat.

Unter einem *verkappten Papisten* versteht er vermutlich einen, der sich zur englischen Kirche bekennt, mit dem Herzen und Willen aber der römischen Kirche auf Kosten der englischen zu nützen trachtet. Er kann mit diesem Ausdruck nicht bloß einen solchen meinen, der tatsächlich der Kirche von Rom dient, während er der Kirche von England dienen möchte, denn das tut ihm in moralischer Hinsicht keinen Abbruch, und er, Ihr Onkel, hat damit offenbar etwas Tadelnswertes im Auge. In dem Sinn, in dem ich die Worte erklärt habe, kann ich aufrich-

tig und ehrlich sagen, daß ich während der besagten zehn Jahre niemals, auch nicht für kurze Zeit, ein verkappter Papist war.

18. Denn in den ersten vier von den zehn Jahren, bis St. Michael 1839, wünschte ich ganz ehrlich, der englischen Kirche auf Kosten der römischen zu dienen. Die nächsten vier Jahre wünschte ich der englischen Kirche ohne Beeinträchtigung der römischen Kirche zu nützen.

Mit Beginn des neunten Jahres, St. Michael 1843, begann ich, an der englischen Kirche zu verzweifeln und legte alle geistlichen Pflichten nieder. Alles, was ich von da an schrieb und tat, war nur noch von dem Wunsch geleitet, ihr kein Unrecht zu tun. Ihr zu nützen wünschte ich nicht mehr.

Anfangs des zehnten Jahres entschloss ich mich in aller Form, sie zu verlassen, habe aber auch meinen Freunden offen mitgeteilt, was ich beabsichtigte. Endlich war ich im Laufe der letzten Hälfte des zehnten Jahres damit beschäftigt, ein Buch zu schreiben, die *Untersuchung über die Lehrentwicklung*, das für die römische und indirekt gegen die englische Kirche sprach. Aber selbst da hatte ich bis zu seiner Vollendung durchaus nicht die Absicht, es zu veröffentlichen, sondern ich wollte mir die Möglichkeit einer Sinnesänderung offen halten, falls mir strittige Anschauungen, die mich beschäftigten, beim Schreiben klar werden sollten.

Ich wünsche, daß diese Feststellung, die ich aus dem Gedächtnis und ohne Dokumente mache, im ganzen durch das, was ich schrieb und tat, aufs strengste geprüft werden möge, und ich vertraue darauf, daß sie sich im ganzen als wahr erweisen wird, auch wenn ich im einzelnen wirkliche oder scheinbare Ausnahmefälle zugeben müßte, was ich nicht annehme.

Ihrem Onkel steht es frei, von dieser Erklärung nach Belieben Gebrauch zu machen.

Damit bin ich in meinem Bericht bei einem wichtigen Zeitpunkt angelangt, dem Jahre 1843. Doch ehe ich mich anschicke, die Geschehnisse dieses Jahres zu beschreiben, führe ich

Auszüge aus Briefen vom Jahre 1841 bis 1843 an, die an Katholiken aus meinem Bekanntenkreis gerichtet waren.

1. Brief: 8. April 1841. ... Die Einheit der katholischen Kirche liegt mir tatsächlich sehr am Herzen. Nur sehe ich gar keine Anzeichen dafür in unserer Zeit, und ich habe keine Hoffnung, daß sie ohne große Opfer von beiden Seiten verwirklicht werden könnte. Was den Widerstand gegen den Willen des Bischofs betrifft, wende ich ein, daß weder ein Punkt der Lehre noch ein Prinzip, sondern nur Handlungen in Frage kämen, nämlich die Veröffentlichung gewisser Schriften. Ich glaube, Sie verstehen unsere Stellung nicht ganz. Ich nehme an, daß Sie in einem solchen Falle dem Heiligen Stuhl gehorchen würden. Nun ist aber die Autorität des Papstes bei unserer Trennung auf unsere Diözesanbischöfe übergegangen. Unser Bischof ist unser Papst. Nach unserer Lehre ist jede Diözese eine Kirche für sich, die Gemeinschaft der einzelnen Kirchen miteinander ist eine Pflicht und ihr Bruch eine Sünde, aber für die Katholizität nicht wesentlich. Mit einem Widerstand gegen meinen Bischof hätte ich mich in eine äußerst gefährliche Lage gebracht und hätte es nie mehr gut machen können. Glauben Sie mir, die Stärke einer Partei ruht in ihrer *Treue gegen ihre Theorie*. **Folgerichtigkeit ist das Leben einer Bewegung.**

Ich habe keinerlei Bedenken, daß die von mir eingeschlagene Richtung nicht eine glückliche sei. Das heißt an sich betrachtet, denn die Vorsehung kann uns natürlich unserer Sünden wegen den rechtmäßigen Erfolg vorenthalten.

Ich befürchte, daß Sie in einer Hinsicht eine Enttäuschung erleben werden. Denn obwohl mir zu große Hoffnungsseligkeit nicht ansteht, habe ich das feste Vertrauen, daß kein Glied unserer Gemeinschaft zu Ihnen übertreten wird. Was unter anderen Umständen die Pflicht des Einzelnen wäre oder was unsere Pflicht sein wird, wenn zehn oder zwanzig Jahre vergangen sind, kann ich nicht sagen. Aber ich glaube, wer seiner Kirche treu bleibt, läßt sich viel weniger vom Privaterteil leiten, als wer sie verläßt. Ich kann allen Ernstes eine Vereinigung zwischen meiner und Ihrer Kirche wünschen. Aber ich kann mir Ihre Vermutung, daß einzelne von uns zu Ihnen übertreten werden, nicht zu eigen machen.

19. 2. Brief: 26. April 1841. Meine einzige Besorgnis ist die, daß Ihr Zweig der Kirche uns nicht mit den Reformen entgegen kommen wird, die sicherlich *nötig* sind. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein

so großer Teil der Christenheit sich um nichtiger Dinge willen von der Gemeinschaft mit Rom losgesagt und 300 Jahre lang den Protest aufrecht erhalten hätte. **Ich werde kaum jemals glauben können, daß unter den Protestanten so viel Frömmigkeit und Ernst zu finden wäre, wenn Rom sich nicht schwerer Verirrungen schuldig gemacht hätte.** Das Gegenteil anzunehmen, hieße der Wirklichkeit nicht gerecht werden und alle Begriffe von moralischen Wahrscheinlichkeiten außer acht lassen. Alle Irrtümer sind auf die eine oder andere Wahrheit gegründet und schöpfen aus ihr das Leben. Und der Protestantismus, der so weit verbreitet ist und schon so lange besteht, muss eine große Wahrheit oder viele Wahrheiten in sich haben und für diese Zeuge sein. **Daß ich den Protestantismus verfechten will, werden Sie nicht annehmen. Aber ich bin gezwungen, wegen der gegenwärtigen Unvollkommenheiten Roms eine Via media zu suchen.**

3. Brief: 5. Mai 1841. Ich habe seit langem den festen Glauben, es gebe in der römischen Kirche ein traditionelles System, das mit ihren wesentlichen Grundsätzen in keinem notwendigen Zusammenhang steht. Selbst wenn ich nun geneigt wäre, meine Ansicht über diesen Punkt zu ändern, so würde mich dies doch nie veranlassen, meinen jetzigen Standpunkt aufzugeben, den mir die Vorsehung in der englischen Kirche zugewiesen hat. Die Unanfechtbarkeit Ihrer Gemeinschaft wäre noch kein Beweis für die Unnahbarkeit der meinigen. Auch hätte das auf den Sinn, in dem ich unsere Artikel auffasse, durchaus keinen Einfluss. Sie würden bestimmte einzelne Irrtümer noch verurteilen, auch wenn Ihre Kirche diese reformiert hätte.

Ich sage dies, damit Ihre Freunde nicht den geheimen Verdacht hegen, meine Gesinnungsgenossen würden durch die Weiterentwicklung ihrer jetzigen Ansichten wahrscheinlich gezwungen werden, zu Ihrer Gemeinschaft überzutreten. Gestatten Sie mir, mit allem Nachdruck festzustellen, daß Ihre Freunde einen verhängnisvollen Irrtum begehen, wenn sie sich solchen Gedanken hingeben und schließlich gar danach handeln. Wir haben, so hoffe ich fest, das Prinzip und den Geist des Gehorsams zu tief in uns aufgenommen, um in eine Trennung von unseren kirchlichen Vorgesetzten bloß deshalb einzuwilligen, weil wir uns in manchen Punkten zu anderen hingezogen fühlen. **Unser Entsetzen vor dem Prinzip des reinen Privaturteils ist zu groß,** um in einer so überaus wichtigen Angelegenheit, wie es der Übertritt von einer Religionsgemeinschaft

zur anderen ist, ihm zu vertrauen. Es mag sein, daß wir aus unserer Gemeinschaft ausgeschlossen werden oder daß eine Irrlehre für Wahrheit erklärt wird – aber sagen Sie, ob solche Ereignisse wahrscheinlich sind? Andere einleuchtende Gründe für unseren Austritt aus der Kirche, in der wir getauft sind, sehe ich nicht.

Was mich selbst angeht, so müßte jemand mit meinen Veröffentlichungen sehr vertraut sein, um sagen zu können, ob ich meine wichtigsten Meinungen und grundlegenden Anschauungen im Laufe der letzten acht Jahre viel geändert habe. Ich leugne nicht, daß meine *Neigung* zur römischen Religion zugenommen hat. Aber daß meine *Gründe*, ihre Gemeinschaft zu *meiden*, sich vermindert oder geändert haben, dürfte schwer zu beweisen sein. Und ich bin entschlossen, mich von der Vernunft, nicht vom Gefühl leiten zu lassen.

4. Brief: 18. Juni 1841. Sie stellen an Persönlichkeiten, die in ihren Ansichten mit mir übereinstimmen, die dringende Aufforderung, eine Bewegung zugunsten der Vereinigung der Kirchen einzuleiten. In meinen Briefen habe ich aber jederzeit gesagt, daß ich diese Vereinigung in unserer Zeit nicht erwarte, und habe vor dem Gedanken an ein rasches Vorgehen in dieser Richtung stets gewarnt. Ich muss Sie bitten, bei dieser Gelegenheit ausdrücklich wiederholen zu dürfen, daß ich mich an keiner Bewegung beteiligen kann, sondern ruhig an meinem Platz zu bleiben gedenke und mein Möglichstes tun werde, andere zu veranlassen, dasselbe zu tun. Ich halte das einfach für meine Pflicht. Außerdem will ich mir nicht an sauren Trauben die Zähne stumpf machen. Ich weiß, es liegt ganz im Bereich der Möglichkeit, daß der eine oder andere von uns zu Ihrer Gemeinschaft übertritt. Übrigens wäre Ihr Nachteil größer als unser Schmerz. Wenn Ihre Freunde zwischen sich selbst und uns eine Kluft auftun wollen, dann mögen sie Konvertiten machen, mehr braucht es nicht. Vor einigen Monaten wagte ich zu sagen, daß ich es als eine schmerzliche Pflicht empfinde, uns von allen römischen Katholiken fernzuhalten, die mit der Absicht zu uns kommen, zwecks Vereinigung der Kirchen Verhandlungen mit uns einzuleiten. Wenn Sie nun in uns dringen, wegen einer Vereinigung ein Bittgesuch an unsere Bischöfe zu richten, so ist dies meines Erachtens ein Schritt zu solchen Verhandlungen.

20. 5. Brief. Ich bin im Besitz des ersten Entwurfs oder der Skizze zu einem Brief, den ich einem eifrigen katholischen

Laien schrieb. Er lautet, soweit ich ihn aufbewahrt habe, folgendermaßen. Doch meine ich, daß ich verschiedene Änderungen und Zusätze gemacht habe:

12. September 1841. Es würde alle katholisch Gesinnten in unserer Mitte mehr freuen, als sich in Worten ausdrücken läßt, wenn Sie Glieder der römischen Kirche überreden könnten, in ihrer Politik die Richtung einzuschlagen, die Sie so nachhaltig vertreten. Argwohn und Mißtrauen sind heute die Hauptursachen der Trennung zwischen uns, und die weitgehendsten Annäherungsversuche in der Lehre werden die Feindseligkeiten, die unser Kirchenvolk leider gegen das Ihrige empfindet, nur vergrößern, solange diese Ursachen fortbestehen. Glauben Sie mir, auf unsere katholischen Neigungen dürfen Sie nicht vertrauen, bis diese Ursachen aus dem Wege geräumt sind. Ich spreche nicht von mir selbst oder von einem meiner Freunde, sondern von unserer Kirche im allgemeinen. Wie *wir* persönlich auch gesinnt sein mögen, wir können nur darauf bedacht sein, eine mit der Ihrigen *rivalisierende* Kirche ins Leben zu rufen und in allen Teilen der Welt auszubreiten, wenn Sie das unterlassen, was außer Ihnen niemand tun *kann*. Wenn die römische Kirche Sympathien duldet, die sich naturgemäß ihr zuwenden, und gleichwohl Gegenstand unseres Mißtrauens und unserer Befürchtungen bleibt, so werden diese Empfindungen in ihrer Weiterentwicklung nur zur Befestigung unseres eigenen Systems beitragen. Ich wünsche natürlich, daß unsere Kirche gestärkt und ausgebreitet werde, aber nicht auf Kosten der römischen oder im Gegensatz zu ihr. Es ist mir gewiss, daß wir ebenso unter der Trennung leiden wie Sie. Aber *wir* können die Hindernisse nicht entfernen, das müssen *Sie* tun. Sie fürchten uns nicht, wir aber fürchten Sie. Solange wir nicht aufhören, Sie zu fürchten, können wir Sie nicht lieben.

Solange Sie in Ihrer jetzigen Stellung verharren, können die Freunde der katholischen Einheit in unserer Kirche nur die Vorhersagen derjenigen unter Ihnen erfüllen, die ihr abgeneigt sind, d. h. sie werden lediglich eine mit der Ihrigen rivalisierende Gemeinschaft unterstützen. Viele von Ihnen sagen, daß *wir* Ihre größten Feinde seien. Wir haben das auch selbst gesagt! Wir sind das und müssen das sein, wie die Dinge jetzt stehen. Wir halten die Menschen von Ihnen zurück, indem wir ihren Bedürfnissen in unserer eigenen Kirche gerecht werden. Wir halten einzelne Persönlichkeiten von Ihnen *tatsächlich* zurück. Wollen Sie, daß wir es für

einige Zeit oder für immer tun? Es liegt an Ihnen, dies zu bestimmen. Ich fürchte nicht, daß Sie unter uns Erfolg haben werden. Sie werden unsere Kirche nicht aus dem Herzen der englischen Nation verdrängen. Nur durch die englische Kirche können Sie auf das englische Volk einwirken. Ich habe natürlich den Wunsch, daß unsere Kirche durch Ihre Gemeinschaft mit und in ihr zu deren eigenem Wohl wie zu Ihrem Besten und zur Förderung der Einheit gefestigt werde.

Wissen Sie, daß unsere ernstesten Denker, soweit sie sich eine Meinung zu bilden wagen, den Geist des Liberalismus als das Kennzeichen des kommenden Antichrist zu betrachten pflegen? Vergebens sucht man die römische Kirche von den Kennzeichen des Antichrist, die ihr von den Protestanten vorgeworfen werden, zu reinigen, wenn sie sich entschlossen gerade auf Seiten jener Kreise stellt, denen wir jene Kennzeichen beigelegt haben, als wir sie davon lossprachen. Der Antichrist wird als der *anomos* beschrieben, der sich über das Joch der Religion und des Gesetzes erhebt. **Der Geist der Gesetzlosigkeit kam mit der Reformation, und der Liberalismus ist dessen Nachkomme.**

Ich fürchte nun zwar, Ihnen wehe zu tun, wenn ich sage, daß Sie die Annäherungen in der Lehre von unserer Seite überschätzen. Ich kann nur wiederholen, was ich in meinen Schriften so oft gesagt habe: Ihre Gebete und Andachten zur hl. Maria berühren mich in Wahrheit sehr schmerzlich. Ich stelle nur die Tatsache fest.

21. Ferner habe ich nirgends geschrieben oder schreiben wollen, daß ich die Beschlüsse von Trient rückhaltslos annehmen kann. Die Lehre von der Transsubstantiation ist eine große Schwierigkeit für mich, weil ich sie nicht für ursprünglich halte. Auch habe ich nie behauptet, daß unsere Artikel in jeder Hinsicht eine römische Auslegung zulassen. Schon das Wort *Transsubstantiation* wird in ihnen verworfen. Sie sehen also, daß es nicht bloß Nützlichkeitsgründe sind, wenn wir uns nicht mit Ihnen zusammen schließen. Es liegen positive Schwierigkeiten im Wege. Und selbst wenn keine vorhanden wären, hätten wir vor Gott kein Recht, es zu tun, solange wir glauben, daß die englische Kirche ein Zweig der wahren Kirche und daß die Gemeinschaft mit der übrigen Christenheit nicht für das Leben der einzelnen Kirche, sondern nur für ihr Wohl notwendig ist. Ich habe nie verhehlt, daß in der römischen Kirche Zustände herrschen, die mich tief betrüben. Sie aufzuheben, sehe ich keine Möglichkeit, solange nur einzelne von uns zu Ihnen übertreten. Aber wenn unsere Kirche zu einer Vereinigung bereit wäre, müßte sie

ihre Bedingungen machen, man müßte ihr den Kelch zugestehen. Sie müßte gegen die außerordentlichen Ehren, die der hl. Maria gezollt werden, Einspruch erheben und eine Erklärung über die Lehre der Transsubstantiation geben. Ich möchte nicht behaupten, daß für unsere Vereinigung mit der römischen Kirche eine Reform in ihren anderen Teilen nötig sei, so wünschenswert sie wäre, z. B. daß wir in unserem eigenen Lande eine Reform durchführen dürfen. Wir betrachten Rom nicht in der Meinung, daß seine Gemeinschaft unfehlbar, sondern daß Einheit eine Pflicht ist.

6. Brief: Der folgende Brief war an einen Freund gerichtet, der mir ein Buch zum Geschenk gemacht hatte. Es wird gleich mehr darüber gesagt werden:

22. November 1842. Ich wünsche nur, daß Ihre Kirche durch solche Schriften besser unter uns bekannt wurde. Nicht eher werden Sie uns für sie gewinnen, als bis wir sehen, daß sie nicht Politik treibt, sondern ihren wahren Pflichten gerecht wird, nämlich die Menschen zu ermahnen, zu lehren und zu führen. Ich möchte den Leitern Ihrer Kirche zu verstehen geben, was Ihnen selbst wahrscheinlich kein neuer Gedanke ist: Man kann die Herzen der Engländer nicht durch gelehrte Erörterungen, scharfsinnige Beweise oder Wunderberichte gewinnen, sondern nur durch Männer, die sich, wie der Apostel sagt, *als Diener Christi erweisen*. (Gal 1, 10)

Sie richten die Frage an mich, ob das von Ihnen gesandte Buch nicht meine Befürchtungen, in Ihren praktischen Unterweisungen trete ein anderes Evangelium an die Stelle des einen wahren, zerstreuen könne. Ehe ich darauf eine Antwort zu geben vermag, muss ich wissen, unter welchem Gesichtspunkt die darin enthaltenen Predigten *ausgewählt* wurden, ob sie das Ganze oder so viel wie das Ganze bilden, was der Autor herausgegeben hat. Wenn mir je klar dargetan wird, daß ich mit meinen Äußerungen über diese Frage im Unrecht war, so wird mein öffentliches Bekenntnis dieser Überzeugung lediglich eine Frage der Zeit sein, dessen dürfen Sie versichert sein, ich hoffe es wenigstens.

Wenn Sie übrigens unsere Kirche mit den gleichen Augen betrachten wollten wie wir, so würden Sie leicht einsehen, daß eine solche Sinnesänderung, falls sie eintritt, nicht notwendig die von Ihnen erwartete Folge haben müßte, den Übertritt von der englischen zur römischen Kirche. Es ist göttliches Leben unter uns, das sich trotz aller bei uns herrschenden Störungen klar offenbart. Und

das ist ein so wichtiges Merkmal der Kirche, wie nur irgendeines. Warum sollten wir unsern Herrn anderswo suchen, wenn er seine Gegenwart uns da gewährt, wo wir sind? Wer *befiehlt* uns, unser Bekenntnis zu ändern?

Die römischen Katholiken werden sich künftig mit diesem Gang der Dinge abfinden müssen, auch wenn sie noch so sehr auf einen großen Übertritt zu ihrer Kirche rechnen. Der eine oder andere wird uns vielleicht verlassen, aber eine allgemeine Bewegung wird es *nicht* geben. Es hat freilich eine Bewegung in unserer *Kirche* eingesetzt, sich der Ihrigen zu nähern, aber Ihre leitenden Persönlichkeiten tun alles, was in ihren Kräften steht, um diese Bewegung zu vereiteln durch ihre fortgesetzten Anstrengungen, uns um jeden Preis einzelne Persönlichkeiten abwendig zu machen. Wann werden Sie Ihre Aufgabe erkennen und sich ein weitherzigeres und klügeres Verfahren zur Regel machen?

§ 2

22. Der letzte Brief ist an meinen lieben Freund *Dr. Russell* gerichtet, den gegenwärtigen Präsidenten von Maynooth. Er hat viel mehr Anteil an meiner Konversion als irgend sonst jemand. Als er im Sommer 1841 durch Oxford kam, besuchte er mich, und ich führte ihn, wenn ich mich nicht irre, durch einige Gebäude der Universität. Zum zweiten Mal besuchte er mich im folgenden Sommer auf der Reise von Dublin nach London. Ich entsinne mich nicht, daß er bei diesen Gelegenheiten ein Wort über die Religion gesagt hätte. Er schrieb mir mehrere Male und war immer gütig, mild, nie zudringlich oder rechthaberisch. Er ließ mich unbehelligt. Von ihm erhielt ich auch einige Bücher. Das waren die Glaubensregel des Francois Véron und einige Abhandlungen der Brüder Walemburch, sowie einen Band Predigten des hl. Alfons von Liguori. Auf diese Predigten bezieht sich mein Brief an Dr. Russell.

Es ist beachtenswert, daß mich die Schriften des hl. Alfons, soweit sie mir aus den gewöhnlich gebotenen Auszügen bekannt waren, wegen ihrer sogenannten *Mariolatrie* mehr als alles andere gegen die römische Kirche eingenommen hatten.

Aber in diesem Buch war nichts dieser Art enthalten. Ich fragte bei Dr. Russell an, ob in der Übersetzung etwas ausgelassen worden sei. Er antwortete, daß in einer Predigt über die allerseligste Jungfrau sicherlich einiges fehle. Diese Auslassung in einem für Katholiken bestimmten Buch zeigte zumindest, daß Stellen, wie man sie in den Werken italienischer Schriftsteller findet, nicht für alle Teile der katholischen Welt annehmbar sind. Solche überschwänglichen Äußerungen der Andacht zu Ehren unserer lieben Frau hatten für mich dem Katholizismus gegenüber immer eine große Crux bedeutet. Ich gestehe offen, daß ich mich auch jetzt noch nicht ganz damit abfinden kann, und doch hoffe ich, daß ich Maria deswegen nicht weniger liebe. Es kann sein, daß diese Andachtsübungen ihrem vollen Umfang nach erklärt und verteidigt werden können, aber Gefühl und Geschmack gehen oft andere Wege als die Logik. Sie mögen für Italien passen, aber nicht für England. Doch abgesehen davon, ging das Ganze mich besonders an. **Von Kindheit an war ich zu dem Gedanken geführt worden, mein Schöpfer und ich, sein Geschöpf, seien die zwei einzigen, aus sich selbst einleuchtenden Wesen in rerum natura.** Doch will ich hier jetzt nicht über meine Gefühle nachsinnen. Nur eines weiß ich jetzt, was ich damals nicht wusste, daß die katholische Kirche kein Bild irgend welcher Art, sei es materiell oder immateriell, kein dogmatisches Symbol, keinen Ritus, kein Sakrament und keinen Heiligen, nicht einmal die allerseligste Jungfrau zwischen die Seele und ihren Schöpfer treten läßt. Der Mensch steht seinem Gott von Angesicht zu Angesicht gegenüber, *solus cum solo*. Er allein ist Schöpfer und Erlöser. Vor seinen erhabenen Augen gehen wir in den Tod, und sein Anblick ist unsere ewige Seligkeit.

1. *Solus cum solo* – ich erinnere mich nur undeutlich, was ich dem eben erwähnten Buch entnahm. Aber es muss etwas Großes gewesen sein. Wenigstens hatte ich den Schlüssel zu einer Schwierigkeit gefunden. In diesen Predigten, oder eigentlich Predigtauszügen, die, wie es schien, von einem Zuhörer niedergeschrieben worden waren, ist viel enthalten, was man legendä-

re Ausschmückung nennen darf. Aber im wesentlichen sind es klare, praktische, eindrucksvolle Predigten über die großen Heilswahrheiten. Mit größerer Sicherheit kann ich von dem Eindruck sprechen, den kurze Zeit später das Studium der Exerzitien des hl. Ignatius auf mich gemacht hat. Denn auch hier, in einer rein religiösen Angelegenheit und bei unmittelbar religiösen Übungen, im Verkehr zwischen Gott und der Seele während einer Zeit der Sammlung, der Reue, der guten Vorsätze, der Berufswahl, war die Seele *sola cum solo*. Kein Wölkchen trennte das Geschöpf von dem Inbegriff seines Glaubens und seiner Liebe. Das Gebot, das vor allem eingeschärft wurde, war: *Mein Sohn, gib mir dein Herz*. **Die Verehrung der Engel und Heiligen tat also der unmittelbaren Herrlichkeit des Ewigen keinen Abbruch**, so wenig wie die Liebe zu unseren Freunden und Verwandten oder unsere menschlichen Zuneigungen der tiefsten Huldigung des Herzens dem unsichtbaren Gott gegenüber Abbruch tut, durch die in Wahrheit das, was auf Erden ist, erst geheiligt und erhöht wird. Später schickte mir Dr. Russell ein großes Bündel billiger Andachtsheftchen, wie sie in den Buchhandlungen Roms aufliegen. Und als ich sie durchsah, war ich sehr erstaunt, daß sie ganz anders waren, als ich erwartet hatte, und so wenig enthielten, was ich wirklich beanstanden konnte. In meinem *Essay über die Lehrentwicklung* habe ich darüber berichtet. Dr. Russell sandte mir das Buch des hl. Alfons gegen Ende des Jahres 1842. Aber es dauerte noch längere Zeit, ehe ich meine Schwierigkeit in Sachen der Heiligenverehrung überwunden hatte. Vielleicht wurde ich erst im Laufe des Jahres 1844 über sie Herr, wie ich aus einem inzwischen gefundenen Briefe schließe.

23. 2. Ich kann nicht mit Sicherheit feststellen, ob damals nicht auch eine andere Erwägung Einfluss auf mich ausübte. Das Bild der allerseligsten Jungfrau war im Laufe der Zeit in der römischen Kirche immer *deutlicher hervor getreten*, aber das war bei allen christlichen Begriffen der Fall, z. B. bei der hochheiligen Eucharistie. Die ganze Szenerie der apostolischen Christenheit ist in Rom, statt uns blass und matt und aus weiter

Entfernung zu erscheinen, wie in einem Teleskop oder Vergrößerungsglas zu sehen. Die Harmonie des Ganzen allerdings ist natürlich dieselbe geblieben. Es ist also dürftig, eine römische Lehre, z. B. über die allerseligste Jungfrau, aus ihrem Zusammenhang heraus zu reißen.

3. So komme ich nunmehr auf das **Prinzip der Lehrentwicklung** in der christlichen Kirche zu sprechen. Gegen Ende des Jahres 1842 nahm ich es auf. Es ist schon an der Stelle erwähnt, die ich oben aus den *Heimatgedanken in der Fremde*, veröffentlicht im Jahre 1836, angeführt habe. Ja, schon in meiner *Geschichte der Arianer* vom Jahre 1832 kommt es vor. Auch habe ich es bei meinen Überlegungen nie aus den Augen verloren. Es ist schon in jener berühmten Abhandlung, dem *Commo-nitorium*, über Vinzenz von Lerin, die so oft zur Grundlegung des Anglikanismus verwendet wurde, mit Gewissheit anerkannt. Im Jahre 1843 fing ich an, eingehend darüber nachzudenken. Meine letzte Universitätspredigt vom 2. Februar hatte diesen Gedanken zum Inhalt, und die allgemeine Ansicht, zu der ich gelangte, ist in einem Briefe an einen Freund vom 14. Juli 1844 folgendermaßen festgestellt. Es wird sich zeigen, daß mein *Ausgangspunkt* nach wie vor derselbe ist: Glaube gegen Kirche:

Die für mich maßgebenden Erwägungen sind folgender Art: 1. Ich habe in Übereinstimmung mit den Vätern eine viel größere Gewissheit, daß wir im Zustand schuldhafter Trennung *sind*, als daß das Evangelium *keine* Entwicklung zulasse, und daß die römische Entwicklung nicht die eine wahre sei. 2. Ich bin viel mehr von der Unhaltbarkeit *unserer* neuen als der *römischen* Lehren überzeugt. 3. Zugegeben, daß die spezifisch römischen Lehren sich in der ältesten Kirche nicht deutlich ausgesprochen finden, so glaube ich trotzdem, die Spuren dieser Lehren in ihr sind so zahlreich, daß sie, **die Hypothese einmal angenommen, daß die Kirche unter göttlicher Führung stehe**, als Zeugnis und Beweis für jene genügen, wenn sie auch, für sich allein genommen, nicht für einen solchen Beweis genügen können. Die Frage dreht sich also einfach darum:

Worin besteht die der Kirche zuteil gewordene Verheißung des Heiligen Geistes? 4. Der Beweis für die römische neue Lehre kann ebenso streng oder noch strenger aus dem Altertum geführt werden, wie für gewisse Lehren, die wir mit der römischen Kirche gemeinsam haben. Z. B. kommt im Altertum die Notwendigkeit der Einheit klarer zum Ausdruck als die apostolische Sukzession. Die Suprematie des römischen Stuhles ist mit größerer Sicherheit zu entnehmen als die Gegenwart in der Eucharistie. Und für die Übung der Heiligenverehrung ist der Nachweis leichter zu führen als für gewisse Bücher, die jetzt zum Kanon der hl. Schrift gehören ... 5. Die Analogie des Alten und Neuen Testaments führt zur Anerkennung der Lehrentwicklung.

4. Dies führte mich zu einer weiteren Erwägung. Ich sah, daß das Entwicklungsprinzip nicht bloß gewisse Tatsachen erklärte, sondern an sich eine beachtenswerte philosophische Erscheinung war, die dem ganzen Verlauf des christlichen Denkens einen bestimmten Charakter gab. Es war von den ersten Jahren der katholischen Lehrtätigkeit an bis auf den heutigen Tag zu erkennen und gab dieser Lehre Einheitlichkeit und Individualität. Es war gewissermaßen ein Merkmal, das der Anglikaner nicht aufweisen konnte: **Das moderne Rom war tatsächlich das alte Antiochien, Alexandrien und Konstantinopel**, genau wie eine mathematische Kurve ihr eigenes Gesetz und ihre eigene Formel hat.

5. Ferner wurde ich zu einer genaueren Prüfung der Verkettung der Argumente veranlasst, die den Geist von den einfachen bis zu den letzten religiösen Begriffen fortleiten, was mich zweifellos schon lange vorher beschäftigt hatte. Und ich kam zu dem Schluss, daß es in der wahren Philosophie *kein Mittel-ding zwischen Atheismus und Katholizismus* gebe, und daß ein vollkommen konsequenter Geist unter den Umständen, in denen er hier auf der Erde lebt, sich entweder zum einen oder zum andern bekennen müsse. Und das glaube ich jetzt noch: **Ich bin Katholik, kraft meines Glaubens an den einen Gott**. Und wenn ich gefragt werde, warum ich an einen Gott glaube,

so gebe ich zur Antwort: Weil ich an mich selbst glaube, denn meinem Empfinden nach ist es unmöglich, an meine eigene Existenz zu glauben, und dieser Tatsache bin ich ganz sicher, ohne auch an die Existenz dessen zu glauben, der als ein persönliches, allwissendes und allvergeltendes Wesen in meinem Gewissen lebt. Ich habe mich allerdings nicht mit philosophischer Korrektheit ausgedrückt, denn ich habe nie studiert, was die Metaphysiker darüber gesagt haben. Aber ich glaube, daß ich mit dem Gesagten eine wichtige und wahre Meinung ausspreche, die einer Prüfung standhalten wird.

24. 6. Außerdem fand ich bei Erwägung eines Problems, das mit der Frage der Lehrentwicklung parallel lief, die Tatsache bestätigt, daß der Theismus mit dem Katholizismus logisch zusammenhängt. Daß sich das Entwicklungsprinzip in den Offenbarungswahrheiten durchgehend wirksam zeigt, ist ein **Beweis für die Identität der römischen mit der ursprünglichen Christenheit**. Aber wie es ein Gesetz gibt, das auf den Inhalt der dogmatischen Theologie seine Wirkung ausübt, so gibt es ein Gesetz in Sachen des religiösen Glaubens. Im ersten Kapitel dieser Geschichte sprach ich von einer Gewissheit, die sich Gottes Willen und Gebot gemäß aus der gehäuften Kraft bestimmter gegebener Gründe folgerichtig ergibt, obwohl diese Gründe einzeln genommen nur Wahrscheinlichkeiten sind. Ich möchte daran erinnern, daß ich einen historischen Bericht von meinem Geisteszustand aus der Zeit meines Lebens gebe, die ich einer Prüfung unterziehe. Ich spreche nicht als Theologe und habe auch nicht die Absicht, mich in eine Kontroverse einzulassen oder mich zu verteidigen, sondern erzähle der Reihe nach, was ich im Jahre 1843 und 1844 glaubte. Ich sage, daß ich auf Grund einer Wahrscheinlichkeit an Gott, auf Grund einer Wahrscheinlichkeit an das Christentum und auf Grund einer Wahrscheinlichkeit an den Katholizismus glaubte, und daß diese drei inhaltlich natürlich voneinander verschiedenen Wahrscheinlichkeitsgründe der Natur des Beweises nach doch alle ein und dasselbe waren, nämlich Wahrscheinlichkeiten, und zwar Wahrscheinlichkeiten einer besonderen Art, eine

gehäuften, transzendenten Wahrscheinlichkeit, aber doch nur eine Wahrscheinlichkeit. Unser Schöpfer hat es so gewollt. Wir sollten zwar in der Mathematik durch strenge Beweisführung zur Gewissheit gelangen, in der religiösen Forschung dagegen durch eine Häufung von Wahrscheinlichkeiten. Ich sage, er hat gewollt, daß wir so handeln, und da er es gewollt hat, steht er uns bei und befähigt uns, seinen Willen zu erfüllen. Wenn unser Wille nur mit dem seinen zusammen arbeitet, führt er uns zu einer Gewissheit, welche die logische Kraft unserer Schlüsse weit übersteigt. So kam ich dazu, klar und mit Befriedigung einzusehen, daß mich nicht bloß untergeordnete und vereinzelte Vernunftgründe oder strittige Detailfragen der römischen Kirche zuführten, sondern daß ich sogar in der Anwendung dieser sekundären oder partikulären Argumente von einem großen Prinzip geleitet und gerechtfertigt wurde. Man beachte jedoch nochmals, daß ich nur eine Tatsache feststelle, sie aber nicht verteidige. Und wenn manche Katholiken auf Grund dessen sagen, ich sei auf einem falschen Wege zur Kirche gelangt, so kann ich jetzt nichts mehr daran ändern.

Formell im Recht. Weiteres habe ich über den Wechsel in meinen religiösen Überzeugungen nicht zu sagen. **Es wurde mir immer klarer, daß die anglikanische Kirche formell im Unrecht und die römische Kirche formell im Recht sei.** Dann kam ich zur Erkenntnis, daß keine vollgültigen Gründe für das Verbleiben in der anglikanischen und keine begründeten Einwände gegen den Übertritt zur römischen Kirche vorzubringen seien. Weiter hatte ich nichts zu verstehen. Was für meine Bekehrung noch zu tun blieb, war keine Meinungsänderung mehr, sondern nur die Änderung der Ansicht über die Klarheit und Festigkeit der intellektuellen Überzeugung.

Ich will nun noch meine Handlungsweise während des letzten Stadiums meines Forschens im einzelnen erzählen.

Im Jahre 1843 tat ich zwei sehr bedeutungsvolle Schritte: 1. Im Februar nahm ich alle scharfen Äußerungen gegen die römische Kirche feierlich zurück. 2. Im September verzichtete ich

auf meine Stelle an St. Mary, Littlemore eingeschlossen. Ich bespreche jede der beiden Handlungen einzeln.

1. Die Worte, in denen ich meinen Widerruf aussprach, sind viel kritisiert worden. Ich zählte aus meinen Schriften eine Anzahl Stellen auf, die gegen die römische Kirche gerichtet waren und die ich widerrufen wollte, und schloss folgendermaßen:

Wenn man mich fragt, wie ein Mensch dazu kommt, von einer kirchlichen Gemeinschaft, die so alt, so weit verbreitet und so fruchtbar an Heiligen ist, solche Ansichten zu haben und diese sogar öffentlich auszusprechen, so antworte ich, daß ich mir damals sagte: *Ich spreche nicht aus mir selbst, sondern folge nur dem fast übereinstimmenden Urteil der Gottesgelehrten meiner Kirche. Sogar die begabtesten und gelehrtesten unter ihnen haben sich in schärfsten Worten gegen Rom ausgelassen. Ich schließe mich ihrem System an. Solange ich nichts anderes sage als sie, bin ich meiner Sache sicher. Solche Ansichten sind zudem für unsere Stellung notwendig.* Doch habe ich Grund, zu befürchten, daß diese Sprache in nicht geringem Maße auf ein ungezügelttes Temperament, auf die Hoffnung, mich verehrten Persönlichkeiten zu empfehlen, und auf den Wunsch, die Anklage der Sympathie für Rom zu widerlegen, zurückzuführen ist.

25. Diese Worte wurden und werden immer wieder gegen mich geltend gemacht, als ein Bekenntnis, welches ich als Anglikaner gegen Rom mit Dingen vorgebracht habe, die ich in Wirklichkeit nicht geglaubt habe.

Ich persönlich kann nicht verstehen, wie ein unparteiischer Mann sie so auffassen kann. Ich habe diese Dinge auch wiederholt öffentlich erklärt und hoffe, daß diesmal ihre wahre Bedeutung durch meine Ausführungen in den ersten Teilen dieser Geschichte hinlänglich hervorgehoben wurde. Doch habe ich meinen früheren Bemerkungen darüber noch einige Worte hinzu zu fügen.

In der fraglichen Stelle entschuldigte ich mich für meine in der Kontroverse gegen die römische Kirche ausgesprochenen

Anklagen und versicherte zugleich, daß ich sie damals ihrem ganzen Umfang nach *für wahr* gehalten habe. Was ist merkwürdig in einer solchen Entschuldigung? Es gibt sicherlich viele Dinge, die ein Mensch glaubt, und von denen er zu gleicher Zeit fühlt, daß er sie nicht öffentlich aussprechen darf. Und wenn er sie ausgesprochen hat, tut es ihm leid. Das Gesetz anerkennt diesen Grundsatz. In unserer Zeit wurden Menschen eingesperrt und bestraft, weil sie über einen schlimmen König die Wahrheit gesagt haben. Es galt immer als Regel: *Je größer die Wahrheit, um so größer die Ehrabsdmeidung*. Das gilt auch im Urteil der Gesellschaft. Man würde mit Recht entrüstet sein über einen Schriftsteller, der mutwillig die Schwächen eines großen Mannes aufdeckte, obwohl alle Welt weiß, daß er sie hat. **Niemand hat das Recht, von einem anderen ohne einen berechtigten Grund etwas Böses zu sagen, selbst wenn er sich bewusst ist, daß er die Wahrheit sagt und daß die Öffentlichkeit es weiß.** Daher konnte ich nicht mit gutem Gewissen etwas Böses über die römische Kirche aussagen, auch wenn ich es geglaubt habe, außer ich hatte wirklich ein Recht, nicht bloß Böses zu glauben, sondern auch Böses zu sagen. Ich glaubte, was ich sagte, weil ich meinte, gute Gründe dafür zu haben. Aber hatte ich auch einen gerechten Anlass zu sagen, was ich glaubte? Ich denke, daß das der Fall war, und zwar weil es für die Selbstverteidigung in der Kontroverse einfach geboten war, das zu sagen, was ich glaubte. Es war unmöglich, darüber zu schweigen. Der anglikanische Standpunkt konnte nicht in befriedigender Weise vertreten werden, ohne den römischen anzugreifen. In dieser wie in allen Streitfragen war der eine oder andere Teil im Recht, nicht beide. Und die beste Verteidigung war der Angriff. Ist dies nicht fast ein Gemeinplatz in der Auseinandersetzung mit Rom? Sagt das nicht jeder, der davon überhaupt spricht? Wird ein ernsthafter Mensch die römische Kirche beschimpfen, bloß um sie zu beschimpfen, oder weil diese Beschimpfung seinen eigenen religiösen Standpunkt rechtfertigt? Was ist der Sinn des Wortes *Protestantismus*, wenn nicht der, daß es eine Pflicht gibt zu sprechen? Das

war es also, was ich sagte: *Ich weiß, mein Urteil über die römische Kirche war hart. Aber es war keine bloße Beschimpfung, denn ich hatte einen wichtigen Grund dazu.*

Eine solche Sprache schien mir aber nicht bloß für die religiöse Stellung unserer Kirche notwendig, ich wusste auch, daß alle großen anglikanischen Theologen vor mir so gedacht hatten. Sie hatten so gedacht und ebenso gehandelt. Darum bemerkte ich an der fraglichen Stelle ganz mit Recht, daß ich nicht bloß auf eigene Gefahr hin eine scharfe Sprache geführt hatte, sondern dem Beispiel meiner Vorgänger gefolgt war, also ihre Lehre wiedergegeben hatte.

Das Ohr der Mutter. Ich gab zu, mich einer heftigen Sprache bedient zu haben, machte aber auch mildernde Umstände geltend. Wir alle kennen die Geschichte von dem Sträfling, der auf dem Schafott seiner Mutter ein Ohr abbiß. Damit leugnete er nicht die Tatsache seines Vergehens, wofür er hingerichtet werden sollte. Aber er sagte, daß seine Mutter durch ihre Nachsicht während seiner Kindheit zu einem großen Teil mitschuldig sei. Ebenso hatte ich Anklage erhoben, und ich hatte es *ex animo* getan, doch beschuldigte ich andere, daß sie mich dazu durch ihr Beispiel verführt hatten, dies alles zu glauben und zu veröffentlichen.

Doch wollte ich mit den vor mir gebrauchten Worten mehr als nur dies ausgesprochen haben: Zunächst allerdings will ich offen bekennen, daß ich, wie ich schon einige Seiten früher gesagt habe, auf die anglikanischen Theologen ärgerlich war. Ich meinte, sie hätten mich betrogen. Ich hatte die Väter mit ihren Augen gelesen, hatte bisweilen ihren Zitaten und den Folgerungen, die sie daraus zogen, einfach vertraut. Im Glauben an sie hatte ich Worte gebraucht oder Behauptungen aufgestellt, die ich eigentlich selbst hätte streng prüfen sollen. Ich hatte mich sicher geglaubt, weil ich für meine Worte ihre Bürgschaft besaß. Ich hatte mehr gläubigen Sinn als kritischen Geist gezeigt. Darin waren weitgehende falsche Behauptungen von meiner Seite, die sich aus meinem Vertrauen auf ihre Autorität

ergeben hätten, nicht einbegriffen, es verriet aber Sorglosigkeit in Einzelfragen. Das war natürlich ein Fehler.

26. Rom oder Atheismus. Den viel tieferen Grund für meine Äußerungen in dieser Angelegenheit habe ich jedoch bis jetzt noch nicht genannt. Es war folgender: Der Gedanke, der mich im ganzen Verlauf meiner Sinnesänderung am meisten bedrückte, war die klare Voraussicht, daß sie in einem Triumph des Liberalismus enden würde, und der Ausgang hat diese Befürchtung bestätigt. Gegen das antidogmatische Prinzip hatte ich alle Kräfte eingesetzt, und nun sollte es gerade von mir am meisten gefördert werden. Ich gehörte zu denen, die es in Oxford jahrelang in Schach gehalten hatten, daher war schon mein Rückzug sein Sieg. Gerade die Liberalen hatten mich von Oxford vertrieben. Sie waren es, die den Angriff gegen Traktat 90 eröffnet hatten, und die einen zweiten Vorteil errangen, wenn ich die anglikanische Kirche verließ. Aber das war noch nicht alles. **Wie gesagt, es gibt nur zwei Wege, der eine führt nach Rom, der andere zum Atheismus.** Der Anglikanismus ist eine Station auf halbem Wege nach der einen Seite, und der Liberalismus eine solche nach der anderen Seite. Wie viele gab es, die mir, wie ich wohl wusste, bei meinem Übertritt vom Anglikanismus nach Rom nicht folgen würden, dafür aber den Anglikanismus zugleich mit mir verließen, um ins Lager des Liberalismus überzugehen. Es ist, menschlich gesprochen, überhaupt nicht leicht, einen Engländer auf die Höhe einer dogmatischen Religion hinauf zu heben. Ich hatte bei jungen Männern und bei Laien damit einigen Erfolg gehabt, denn die anglikanische *Via media* stellte das Dogma vor. Das dogmatische und anglikanische Prinzip seien ein und dasselbe, hatte ich sie gelehrt. Aber wenn ich die *Via media* in Stücke schlug, würde da nicht zugleich in den Augen vieler auch der dogmatische Glaube in Trümmer gehen? **Oh, wie unglücklich machte mich das!** Ein Augenzeuge erzählte mir einmal von einem armen Matrosen, dem im Feldzug in Algier eine Kugel beide Beine zerschmetterte hatte, und der deshalb operiert werden musste. Der Arzt und der Geistliche überredeten ihn, eines der Beine abnehmen zu

lassen. Das geschah, und die Aderpresse wurde angelegt. Dann suchten sie ihm beizubringen, daß man ihm auch das andere abnehmen müsse. Da sagte der Arme: Meine Herren, das hätten Sie mir vorher sagen sollen! Dann machte er kurz entschlossen die Aderpresse los und verblutete. Würden nicht viele meiner Freunde in die gleiche Lage kommen? Wie durfte ich je hoffen, ihnen den Glauben an eine zweite Theologie beizubringen, nachdem ich sie mit der ersten betrogen hatte? Mit welchen Aussichten konnte ich mit einer neuen Fassung eines dogmatischen Glaubens vor die Öffentlichkeit treten und verlangen, daß sie als Evangelium aufgenommen werde? Würde nicht für sie klar zutage liegen, daß Gewissheit nirgends zu finden sei? Zu meiner Verteidigung konnte ich nur eine lahme Rechtfertigung vorbringen, übrigens die einzig wahre: Ich hatte die Väter nicht kritisch genug gelesen und mich in den heiklen Punkten, welche den Winkel der Abweichung zwischen den beiden Kirchen bestimmen, ganz beträchtlich verrechnet. Aber wie kam das? Es war Tatsache, so ungern ich es zugeben mochte, daß ich mich zu sehr auf die Behauptungen eines Ussher, Jeremias Taylor oder Barrow verlassen hatte und von ihnen getäuscht worden war. *Valeat quantum – Das muss reichen!* Das war alles, was ich sagen konnte. Das war ein Hauptgrund für den Wortlaut des Widerrufs, der so viel Anstoß erregt hat, weil man die Bitterkeit, mit der er geschrieben war, nicht verstand. Der folgende Brief wird es erläutern.

3. April 1844. Zu Williams großem Schmerz möchte ich bemerken: Die Änderung meiner Überzeugung schien, äußerlich betrachtet, das Vertrauen der Menschen in Wahr und Falsch wankend zu machen und hat sie zum Argwohn gegen die neue wie zum Mißtrauen gegen die alte Meinung verleitet. Doch will ich meine späteren Gedanken nicht auf Kosten der früheren zur Geltung bringen, sondern verteidige sie nur gegen einen Skeptizismus und eine Unklarheit über Wahr und Falsch im allgemeinen, an die ich nicht ohne Schmerz denken kann.

Für mich lag also der Fall ganz einfach so: Aus Neigung und Pflicht vertiefte ich mich in das System, dem ich angehörte. Ich sah, daß die englische Kirche eine theologische Idee oder Theo-

rie hat und nahm sie auf. Ich las Lauds Werk über die Tradition und hielt es, wie jetzt noch, für meisterhaft. Die anglikanische Theorie war klar umrissen. Ich bewunderte sie und nahm sie voll Glauben auf. Sie anzuzweifeln kam mir, glaube ich, nicht in den Sinn. Ich sah ein, daß sie geschickt aufgestellt war und von Gelehrten gestützt wurde, und empfand es als eine Pflicht, sie zu vertreten. Als ich dann das Altertum studierte und die Väter las, fand ich die von mir geprüften Teile dieser Theorie vollauf bestätigt, z. B. die Suprematie der Schrift. Nur über eine Frage war ich im Zweifel, nämlich, ob die Theorie lebensfähig sei, denn sie war doch immer nur System auf dem Papier gewesen...

27. Sofern also meine Sinnesänderung wirklich den Anschein erweckt hat, als ob sie die Menschen über Wahrheit und Falschheit, als objektive Wirklichkeiten betrachtet, verwirren sollte, so wäre doch zu bedenken, ob eine solche Sinnesänderung nicht *notwendig* ist, wenn die Wahrheit als etwas Reales und Objektives einem Menschen, der in einem System *außerhalb* der Wahrheit erzogen wurde, gegenüber treten soll. Ein Mensch, der in einem falschen System den rechten Weg gehen will, würde gewiss durch sein Verharren und nicht durch sein Sich-Lossagen von diesem sich an der Objektivität der Wahrheit vergreifen, da er zu der Vermutung verleiten würde, das falsche System sei dem Schöpfer so wohlgefällig wie das wahre, wenn nur die Menschen geraden Herzens seien.

Irriges Gewissen. Auch brauche ich es sicher nicht zu bedauern, das System, in dem ich aufgewachsen bin, verteidigt zu haben und deswegen meine Worte widerrufen zu müssen. Denn hat der Mensch nicht die Pflicht, sich mit allem Vertrauen in die Religionsform zu vertiefen, die ihm die Vorsehung vor die Augen gelegt hat, statt gleich mit der Kritik zu beginnen? Ist es recht oder unrecht, das persönliche Urteil gleich an den Anfang zu stellen? Müssen wir nicht versuchen, sogar *durch* Gehorsam gegen ein irriges System Segen zu erlangen und mit seiner Hilfe einen Führer zu finden für unseren Austritt? Wer hatte beim Erscheinen Christi in der Welt mehr Aussichten, zum

Christentum zu gelangen, die strenggläubigen, gewissenhaften Juden oder die Lauen und Skeptiker? Doch je größer vorher ihr Eifer war, um so größer erschien auch ihre Inkonsequenz. Gewiss, ich habe immer behauptet, Gehorsam selbst gegen ein irriges Gewissen sei der beste Weg, Licht zu gewinnen, und es komme nicht darauf an, wo man anfangt, sondern daß man voll Glauben vom Gegebenen ausgehe. Für Gott kann alles Mittel zur Wahrheit werden. Dem Reinen ist alles rein, er findet in allem eine veredelnde, neuschaffende Kraft. Und wenn ich auch nicht das Recht habe anzunehmen, daß mir eine solche Gnade zuteil werde, so scheint mir doch die Tatsache, daß jemand in meiner Lage sie erlangen *kann*, die durch meine Sinnesänderung möglicherweise hervor gerufene Verwirrung aufzuheben.

Man wird vielleicht sagen, und ich habe es mir selbst auch gesagt: Warum hast du denn etwas *veröffentlicht*? Hättest du ruhig gewartet, dann hätte deine Meinungsänderung nicht so viel Elend, Enttäuschung und Betrübnis verursacht, wie es jetzt der Fall ist. Ich erwidere: Die Dinge sind so miteinander verknüpft, daß sie ein Ganzes bilden, und niemand kann sagen, was unbedingt nötig ist oder nicht. Ich sehe nicht ein, wie es mir möglich gewesen wäre, die Traktate oder andere zur Verteidigung unserer Kirche geschriebene Werke zu veröffentlichen, ohne ihnen einen scharfen Protest und Beweis gegen Rom beizufügen. Der einzige einleuchtende Vorwurf gegen die ganze anglikanische Richtung ist der, daß sie römisch ist. Daher glaube ich tatsächlich, daß es keine andere Wahl gab, als ganz zu schweigen oder eine Theorie zu bilden und das römische System anzugreifen.

2. Zu meinem Verzicht auf St. Mary, dem zweiten, was ich im Jahre 1843 tat, bemerke ich: Der offensichtliche, unmittelbare und hinreichende Grund dazu war der fortdauernde Angriff der Bischöfe auf Traktat 90. In dem oben angeführten Brief, der an einen der einflussreichsten unter ihnen gerichtet war, habe ich darauf angespielt. Eine Reihe ihrer Urteile *ex cathedra*, die sich drei Jahre lang hinzogen, darunter eine Bemerkung von nicht

geringer Schärfe in einem Hirtenschreiben meines eigenen Bischofs, **kamen einer Verdammung meines Traktates nahe und damit einer Verwerfung der alten katholischen Lehre, die der Traktat, soweit das in der englischen Kirche möglich war, zum Gegenstand hatte.** Um den Traktat vor einer solchen Verurteilung zu bewahren, hatte ich mich zur Zeit seiner Veröffentlichung den Anordnungen der hohen Vorgesetzten in London einfach gefügt. Damals gipfelte alles, was die Kritik ausdrücklich zu beanstanden wusste, in dem Bescheid meines Bischofs, der Traktat sei *anfechtbar*.

Damit hielt ich die Angelegenheit für erledigt. Ich hatte mich geweigert, ihn zurückzuziehen, und sie waren darauf eingegangen. Seit dem Erscheinen der ersten Kapitel dieser Geschichte fand ich einen Brief von mir an Dr. Pusey vom 24. März, als die Sache eben im Fluss war. Ich schrieb: *Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr widerstrebt es mir, den Traktat 90 zurückzuziehen. Trotzdem tue ich es natürlich, wenn der Bischof es wünscht. Ich kann jedoch nicht leugnen, daß ich es als eine sehr harte Maßnahme empfinden würde.* Nach den Notizen von Briefen und Mitteilungen, die ich ihm an diesem und den folgenden Tagen sandte, schrieb ich nacheinander: *Mein erstes Empfinden war, ohne ein Wort zu gehorchen. Ich will noch gehorchen, aber mein Urteil hat sich seitdem stark dagegen aufgelehnt.* Dann in einer Nachschrift: *Wenn ich der Kirche irgendwie von Nutzen war, erbitte ich als Lohn dafür vom Bischof die Vergünstigung, daß er nicht auf einer Maßregel bestehe, die meiner Ansicht nach nichts Gutes bewirken wird. Indessen werde ich mich ihm unterwerfen.* Nachher drückte ich mich noch schärfer aus und schrieb: *Wenn der Bischof öffentlich befiehlt, daß ich den Traktat zurück nehme, oder sich in seinem Hirtenbrief streng über ihn auslässt, so bin ich fast entschlossen, ihn in der Tat zurück zu ziehen, aber zugleich auch mein Amt niederzulegen. Ich könnte im Gewissen nicht anders handeln. Sie können davon nach Belieben Gebrauch machen.*

28. Mit allen meinen Hoffnungen und mit der Befriedigung über die scheinbare Erfüllung dieser Hoffnungen war es im

Jahre 1843 vorbei. Es ist also nicht erstaunlich, wenn ich mich im Mai des gleichen Jahres, nach Ablauf von zwei Jahren, wegen des Verzichtes auf St. Mary an den gleichen Freund wandte, den ich schon im Jahre 1840 darüber um Rat befragt hatte. Aber jetzt tat ich mehr! Ich schilderte ihm meine große geistige Unklarheit über die Frage der Kirchen. Hier folgen Auszüge aus zwei Briefen von mir:

4. Mai 1843.... Gegenwärtig fürchte ich, sofern ich meine Überzeugungen zergliedern kann, daß ich die römisch-katholische Gemeinschaft für die Kirche der Apostel halte, und daß die in uns wirksame Gnade, die uns Gottes Erbarmen in reichem Maße verliehen hat, etwas Außerordentliches ist und aus dem Übermaß seiner Freigebigkeit kommt. **Ich bin viel fester überzeugt, daß England sich im Schisma befindet, als daß die römischen Zusätze zum ursprünglichen Glaubensbekenntnis nicht Entwicklungen sind, die aus einer kühnen und lebendigen Verwirklichung des göttlichen Glaubensschatzes hervor gehen.**

Sie werden nun verstehen, daß ich ohne irgendwelche ungehörige Empfindlichkeit von meiner Seite von den Hirten schreiben der Bischöfe aufs schärfste getroffen werde. Sie schmerzen mich in doppelter Hinsicht: Erstens, weil sie gewissermaßen Verwahrungen und Beweise für mein Gewissen sind wegen meiner Untreue gegen die englische Kirche, und dann, weil sie die Lehre dieser Kirche illustrieren und zeigen, wie wenig sie auch nur nach Katholizität trachtet.

Begreiflicherweise entsetzt mich der Gedanke, treulos zu sein – Sie wissen ja, daß dies schon lange der Fall ist.

In seinem nächsten Briefe machte er mir in ungezwungener Weise Vorstellungen wegen meiner Absicht. Unter anderem äußerte er die Befürchtung, der Wegfall geistlicher Verpflichtungen möchte die indirekte Wirkung haben, mich nach Rom zu treiben. Ich gab ihm folgende Antwort:

18. Mai 1843. Mein Amt und meine Pflichten an St. Mary sind nicht ein bloßer *Zustand*, sondern eine fortgesetzte *Betätigung*. Man vermutet und behauptet in folgedessen manches von mir. Wie kann ich dem Bischof aufrichtig gehorchen? Wie habe ich mich in den häufigen Fällen zu verhalten, wo in der einen oder anderen Weise die römische Kirche in Betracht kommt? Ich habe mit allen Kräften versucht, die Menschen von Rom zurück zu halten, und mit einigem

Erfolg. Aber schon seit anderthalb Jahren mussten meine Beweise im Geist der Zuschauer einen schweren Verdacht gegen mich erwecken, wenn sie auch auf die Persönlichkeiten, für die sie bestimmt waren, eine größere Wirkung ausübten als andere.

Wenn ich mein Amt an St. Mary behalte, erzeuge ich Anstoß und Ärgernis. Manche sind scharfsinnig genug, um herauszubringen, was ich über gewisse Punkte denke, und machen dann die Folgerung, daß solche Ansichten mit der Verwaltung von Vertrauensposten in unserer Kirche verträglich seien. Eine Anzahl junger Männer nimmt die Gültigkeit ihrer Auslegung der Artikel usw. von mir im *Glauben* an. Ist meine jetzige Stellung nicht eine Grausamkeit und ein Verrat an unserer Kirche?

Ich weiß nicht, wie ich weiter predigen oder schreiben könnte, wenn ich St. Mary behielte. Doch erwäge ich bei einem Entschluss auch folgende Schwierigkeit, die ich etwas ausführlicher darlegen muss.

Während der letzten großen Ferien kam mir der Gedanke, Lebensbeschreibungen englischer Heiligen zu veröffentlichen, und ich hatte deswegen mit einem Verleger eine Rücksprache. Es schien mir angebracht, die Gedanken der Menschen, die in Gefahr waren, über das Ziel hinaus zu schießen, zu beschäftigen, sie von der Lehre auf die Geschichte, von Spekulationen auf Tatsachen hinzulenken, Interesse am englischen Boden und an der englischen Kirche in ihnen wachzurufen und sie vor der Hinneigung nach Rom, wie es jetzt ist, zu bewahren. Auch mochte es nützlich sein, die Ausbreitung richtiger Ansichten zu fördern.

Doch im Laufe des letzten Monats kam es mir zum Bewusstsein, daß das Gelingen des Planes eine praktische Verwirklichung von Nr. 90 wäre, weil die Gebräuche und Meinungen der vorreformatischen Zeit nun einmal diesen bestimmten Charakter haben.

Es ist leicht zu sagen: ‚Warum *willst* du überhaupt *etwas* tun? Warum verhältst du dich nicht ruhig? Was drängt dich, einen solchen Plan zu überlegen?‘ Aber ich kann doch nicht eine Anzahl armer Mitmenschen im Stich lassen. Ich bin verpflichtet, für viele in Oxford und anderswo mein Möglichstes zu tun. Wenn *ich* nichts tue, werden andere dazu Mittel und Wege finden.

29. Der Plan wurde nun freilich mit großem Eifer und Interesse aufgenommen. Viele machten sich ans Werk. Ich schreibe Ihnen hier die Namen der Männer auf. Die meisten von ihnen haben sich verpflichtet, manche halb zugesagt und ihre Beteiligung in Aussicht gestellt, einzelne sind schon mit Schreiben beschäftigt.

Es folgen etwa dreißig Namen. Mehrere gehörten damals der Schule Dr. Arnolds, andere der Dr. Puseys an, verschiedene waren persönlich mit mir befreundet und teilten meinen Standpunkt, und wieder andere kannte ich kaum. Die Mehrheit wurde natürlich von der Partei der neuen Bewegung gestellt. Dann heißt es weiter:

Der Plan ist schon so weit fortgeschritten, daß seine plötzliche Preisgabe nur Überraschung und Gerede zur Folge hätte. Doch wie ist er mit meinem Amt an St. Mary vereinbar, wenn ich meinen Standpunkt nicht ändere?

Das war Zweck und Ursprung der geplanten Veröffentlichung englischer Heiligenleben. Und da der Plan, wie man sah, mit meinem Verzicht auf St. Mary im Zusammenhang stand, sei mir hier gestattet, mich darüber abschließend zu äußern, obwohl es vielleicht als Abschweifung empfunden wird. Sobald die erste Serie im Druck erschienen war, brach das ganze Unternehmen zusammen. Ich hatte schon vorausgesehen, daß manche von ihnen in einem Stil geschrieben würden, der sich mit der Stellung eines Pfarrgeistlichen nicht vertrug. Daher hatte ich mein Amt nieder gelegt. Männer von Ansehen gingen jedoch in ihren Besorgnissen noch weiter, als sie das *Leben Stephan Hardings* lasen, und sprachen sich dahin aus, sein Charakter verbiete sogar die Herausgabe in einem anglikanischen Verlag. So wurde der Plan plötzlich aufgegeben. Nach den beiden ersten Nummern zog ich mich von der Herausgabe zurück, und nun wurden nur noch solche Heiligenleben veröffentlicht, die damals bereits vollendet oder weit voran geschritten waren. Folgende Auszüge aus dem, was ich oder andere zu jener Zeit geschrieben haben, werden das eben Gesagte erläutern:

Im November 1844 schrieb ich dem Verfasser eines der Heiligenleben folgendes:

Ich bin nicht Herausgeber und habe keine direkte Kontrolle über die Serie. Das ist T.'s Aufgabe. Er kann annehmen oder ablehnen, was ihm gefällt. Ich sollte der Herausgeber sein. Die beiden ersten Nummern wurden von mir herausgegeben, und ich war insofern für diese verantwortlich, wie es ein Herausgeber ist. Wenn ich es geblieben

wäre, hätte ich über das Ganze eine Kontrolle ausgeübt. Im Vorwort sagte ich, daß Lehrfragen, wenn möglich, auszuschließen seien. Aber selbst in diesem Falle habe ich ausdrücklich betont, jeder Verfasser könne nur für sein eigenes Werk verantwortlich gemacht werden. Als ich die Redaktion aufgab, hatte ich noch verschiedene Verpflichtungen mit Freunden wegen einzelner Heiligenleben zu regeln, die in meiner Hand geblieben waren. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich mich hätte von allem freimachen können, aber mit manchen konnte ich nicht einfach brechen und ließ sie ihren Weg gehen. Manche Entwürfe sind nichts geworden, andere, wie Ihr Buch, haben Erfolg gehabt. Ich habe sie entweder als Manuskript oder als Druckbogen durchgesehen. Mit der Zeit werde ich nun immer weniger mit der Ausgabe zu tun haben. Meiner Ansicht nach sollte die Verbindlichkeit zwischen Ihnen und mir gelöst werden. Ich habe mehr als genug, ja viel zu viel Verantwortung auf mich genommen. Wenn sich T. Ihre Mitarbeit zu sichern wünscht, werde ich ihm mitteilen, daß er Ihnen selbst schreiben soll.

In Übereinstimmung mit diesem Brief hatte ich schon im Januar 1844 angekündigt, zehn Monate vorher, daß nach St. Stephan Harding *andere Heiligenleben von ihren jeweiligen Verfassern auf eigene Verantwortung veröffentlicht würden*. Diese Bemerkung wurde im Februar in der Ankündigung zum zweiten Band wiederholt, *Die Familie des hl. Richard*, obwohl ich auch diesen mit den Anfangsbuchstaben meines Namens versah. Aus welchem Grunde, entsinne ich mich nicht mehr. Ebenso heißt es im *Leben des hl. Augustinus*, dessen Verfasser ungefähr so alt war wie ich, *nur er selber sei für die Art und Weise verantwortlich, wie er diesen Stoff bearbeitet habe*. Im Manuskript besitze ich eine andere Ankündigung des gleichen Inhalts, doch kann ich nicht sagen, ob sie jemals im Druck erschienen ist.

Da man die Verfasser für *heißblütige, fanatische junge Leute* hielt, für die ich verantwortlich zu machen sei und die ich übertriebene Dinge tun ließ, will ich hinzufügen, daß der Biograph des hl. Augustinus im Jahre 1844 über vierzig Jahre alt war. Bowden, der das *Leben des hl. Bonifatius* schreiben sollte, war 46. Johnson, der *St. Aldhelm* übernommen hatte, 43. Die meisten anderen waren in den Dreißigern. Drei waren meines Wis-

sens unter 25. Von diesen Schriftstellern wurden übrigens einige katholisch, einige blieben Anglikaner, und andere haben sich zu sogenannten freien oder liberalen Anschauungen bekannt.

30. Die unmittelbare Ursache zu meiner Amtsniederlegung ist im folgenden Brief an meinen Bischof angegeben:

29. August 1843. Mit tiefer Bewegung teile ich Ew. Gnaden mit, daß A. B., der sich seit einem Jahre hier in meinem Hause aufhielt, eben zur römischen Kirche übergetreten ist. Da ich immer bestrebt war, nicht bloß dem Vertrauen, das in der Übertragung eines Amtes in Ew. Gnaden Diözese eingeschlossen ist, gewissenhaft gerecht zu werden, sondern die Billigung Ew. Gnaden auch für mich selbst zu erlangen, will ich zur näheren Erklärung den einen oder anderen Umstand feststellen, der mit diesem unglücklichen Ereignis im Zusammenhang steht... Ich nahm ihn auf unter der Bedingung, daß er mir sein Wort geben werde, noch drei Jahre ruhig in unserer Kirche zu bleiben, was er auch ausdrücklich getan hat. Seitdem ist ein Jahr vergangen, und obwohl ich nichts an ihm sah, was zu der Hoffnung berechtigte, daß er sich möglicherweise mit seiner jetzigen Stellung zufrieden geben würde, so hatte er sich in dieser Zeit doch so weit beruhigt, als man wünschen konnte. Und er drückte oft seine Befriedigung aus, durch das Versprechen, das ich von ihm verlangt hatte, gebunden zu sein.

Ich empfand es als eine Unmöglichkeit, länger im Dienst der anglikanischen Kirche zu bleiben, wenn mir ein solcher Vertrauensbruch, so wenig ich mit ihm zu tun hatte, zur Last gelegt werden konnte. Wenige Tage später schrieb ich einem Freund:

7. September 1843. In diesen Tagen bitte ich den Bischof, das Amt bei St. Mary niederlegen zu dürfen. Menschen, von denen Sie es kaum vermuten würden oder von denen ich es wenigstens kaum dachte, sind auf einem fast hoffnungslosen Wege. Wir müssen wirklich auf alles gefasst sein. Ich bin im Begriff, einen Band Predigten zu veröffentlichen, in dem jene vier gegen einen Abfall eingeschlossen sind.

18. Sept. 1843. Am 18. September legte ich mein Amt nieder. Es war mir nicht möglich, es in der gesetzlichen Form in Oxford zu tun. Der verstorbene Goldsmid war mir behilflich, den Verzicht in London zu unterzeichnen. Den Liberalen habe ich nichts vorzuwerfen, sie hatten mich auf offenem Feld geschla-

gen. Auf die Handlungsweise der Bischöfe schien mir ein Bild der Heiligen Schrift in Anlehnung an Walter Scott zu passen. Sie hatten *das Lamm in seiner Mutter Milch gekocht*. (Ex 23, 19)

Einem Freund gegenüber äußerte ich:

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni – Den Göttern hat die siegreiche Sache gefallen, die besiegte aber dem Cato.

Damit habe ich, soweit es für eine solche Skizze nötig ist, die Geschichte der Änderung meiner religiösen Überzeugungen, sowie der damit verbundenen öffentlichen Handlungen zu Ende geführt.

Eine letzte Stufe blieb für meinen Geist noch zu ersteigen und ein letzter, entscheidender Schritt blieb mir noch zu tun. Diese letzte Stufe war die ehrliche Überzeugung von der Gewissheit der Folgerungen, zu denen ich bereits gelangt war. Der letzte Schritt war die von dieser Gewissheit gebieterisch verlangte *Unterwerfung* unter die katholische Kirche.

Diese Unterwerfung aber fand erst volle zwei Jahre nach meiner Amtsniederlegung im September 1843 statt. Es war mir unmöglich, sie ohne Zweifel und Angst einen Tag früher, d. h. mit wahrer Überzeugung und Gewissheit des Geistes vorzunehmen.

In der Zwischenzeit, von der noch zu sprechen ist, nämlich vom Herbst 1843 bis 1845, gehörte ich als Laie der englischen Kirche an, besuchte wie gewöhnlich ihren Gottesdienst, hielt mich von jedem Verkehr mit Katholiken, von ihren Gotteshäusern und den religiösen Übungen und Gebräuchen, die ihrem Bekenntnis eigentümlich sind, z. B. von der Heiligenverehrung, gänzlich fern. Ich tat das alles aus Prinzip. Denn ich konnte nie verstehen, wie jemand gleichzeitig zwei Religionen angehören kann.

Was ich aus dieser Zeit von mir selbst noch zu sagen habe, kann ich fast auf einen Punkt beschränken: Die Schwierigkeit, wie ich meinen Freunden und anderen am besten meinen Geis-

teszustand offenbaren könne und die Art und Weise, wie ich es schließlich tat.

31. Gang über Eis. Bis Januar 1842 hatte ich, wie oben erwähnt, meine innere Unruhe nur drei Personen anvertraut. Das zeigen auch die Briefe, die ich dem Leser jetzt vorlegen werde. Im Herbst 1839 hatte ich die Sache zwei intimen, mir treu ergebenen Freunden erzählt, dem dritten, auch einem alten Freunde, den ich oben genannt habe, hatte ich sie meines Wissens erst mitgeteilt, als mich die Angelegenheiten mit dem Bischofssitz in Jerusalem so sehr aufgeregt hatten. Im Mai 1843 vertraute ich sie, wie gesagt, dem Freunde an, von dem ich mich, soweit möglich, beraten und führen lassen wollte. Sie irgend jemand gegenüber absichtlich zu erwähnen, außer wenn ich mir Rat holen wollte, hätte ich für ein Verbrechen gehalten. Nichts war mir verhasster, als Zweifel auszustreuen und die Gewissen unnötigerweise zu verwirren. Das starke Empfinden, daß die mich beherrschenden Meinungen zuletzt anderen weichen würden und daß die Grundlagen derselben ungesund seien, war keine genügende Vollmacht, meinen Geisteszustand zu offenbaren. Ich hatte ja keine Garantie, daß dieses Empfinden verwirklicht würde. Gesetzt den Fall, mein Weg würde über eine Eisdecke führen, die ich mit guten Gründen für fest halten konnte, weil ich vor mir schon viele sicher hatte hinüber gehen sehen. Da würde mich vom Rande her plötzlich ein Unbekannter mit gebieterischer Stimme und in ernstem Ton warnen, es sei gefährlich, und dann schweigen. Wahrscheinlich würde ich nun stutzen und ängstlich um mich schauen, aber dann doch weitergehen, bis ich bessere Gründe für den Zweifel hätte. Ich denke, so ähnlich war meine Lage bis Ende des Jahres 1842. Als dann meine Unzufriedenheit immer größer wurde, war zuerst der Zeitpunkt schwer zu bestimmen, wann sie zu groß wurde, als daß ich sie ehrlicherweise länger hätte unterdrücken dürfen. **Die Gewissheit ist natürlich eine Entscheidung, der Zweifel dagegen etwas Weiterführendes.** Gewissheit aber hatte ich noch nicht. Gewissheit ist eine reflexe Geistestätigkeit, sie ist das Bewusstsein zu wissen. Ich glaube, daß

ich dieses Bewusstsein bis kurz vor meiner Aufnahme in die katholische Kirche nicht besaß. Ein tatsächlicher, wirklicher Zweifel ist auch eine Entscheidung; aber wer kann ihn bei sich selbst leicht feststellen? Wer kann genau angeben, wann sich die Waagschale der Meinung zu neigen beginnt und ein Glaube, der bis dahin die Wahrscheinlichkeit für sich hatte, durch den Zweifel aufgehoben wird?

Wenn ich diese Frage in ihrer Wirkung auf mein Verhalten im Jahre 1843 erwäge, so finde ich, daß meine Antwort auf meine große Schwierigkeit einfach darin bestand, daß ich mir sagte: *Tue*, was deine gegenwärtigen Ansichten unter dem Gesichtspunkt der Pflicht verlangen, und lass dieses *Tun* sprechen. Sprich durch *Taten!* Und das habe ich getan. Meine erste *Tat* in diesem Jahr geschah im Februar. Nachdem ich drei Monate lang überlegt hatte, veröffentlichte ich den Widerruf meiner scharfen Anklagen gegen Rom. So viel zu tun, konnte nicht unrecht sein. Doch mehr tat ich damals nicht. Meine anglikanische Lehre widerrief ich nicht. Meine zweite *Tat* geschah im September des gleichen Jahres. Nach langem, schmerzlichem Zögern und Schwanken legte ich mein Amt nieder. Zuerst versuchte ich freilich, Littlemore für mich zu behalten, selbst wenn es ein integrierender Teil von St. Mary bleiben sollte. Ich hatte dort eine Kirche und eine Art Pfarrhof gebaut, hatte es zu einer Pfarrei gemacht und hing mit großer Liebe daran. Ich meinte im Jahre 1843, ich könnte vielleicht die bestehenden Beziehungen zu diesem Ort aufrechterhalten. Ich konnte mich wohl dazu verstehen, Kurat im Dienste eines anderen zu werden, aber ich hoffte, daß ein Übereinkommen möglich sei, wonach ich in der Verwaltung mein eigener Herr bleiben konnte, solange ich die Kuratie innehatte. Unter diesen Umständen hoffte ich auf eine Ausnahme zu meinen Gunsten, aber meine Bitte wurde nicht gewährt. Vielleicht habe ich etwas Unausführbares verlangt, und es ist gut für mich, daß es unausführbar war.

Das waren die beiden Schritte, die ich in diesem Jahr unternahm, und ich sagte mir: *Dies zu tun, kann nicht Unrecht sein.*

Mögen die Leute über mich denken, was sie wollen, wenn sie sehen, was ich tue! Und mit der Zeit erreichte ich vollkommen das, was ich wollte. Was ich aus einfachem Pflichtgefühl tat, erregte allgemeines Misstrauen gegen mich, ohne daß ich dafür verantwortlich war. Anders wäre es gewesen, wenn ich es selbst durch eine unmittelbare Handlung wachgerufen hätte. Wenn mir daraufhin Freunde in der Sache schrieben, bekannte ich entweder meine Geistesverfassung oder leugnete sie wenigstens nicht, je nach der Art und den Erfordernissen ihrer Briefe. Gute Freunde veranlasste ich bisweilen, die Frage zu stellen, wenn es scheinen konnte, daß ich sie über das, was ihrer ganzen Umgebung bekannt war, absichtlich in Unwissenheit ließ.

32. Finden statt suchen. Hier stoße ich auf einen weiteren Punkt, der zu erklären ist. Solange ich in Oxford für die anglikanische Kirche kämpfte, war ich in der Tat hoch erfreut, wenn ich andere bekehren konnte. Von meiner oben erwähnten Lebensregel, wenn ich sie so nennen soll, lieber Jünger zu finden als zu suchen, wich ich zwar nicht ab, doch zweifle ich nicht, daß ich anderen in besonderer Weise einladend entgegen kam. Das hörte indessen auf, sobald mir über die wahre Grundlage der Polemik Bedenken aufgestiegen waren. Als ich meine Stelle in der Bewegung aufgab, ließ ich von solchen Versuchen ganz ab, und mein äußerstes Bestreben ging dahin, andere zu beruhigen, vor allem jene, die der neuen Schule angehörten und in ihren religiösen Anschauungen wankend geworden und, wie mir schien, in ihren Folgerungen übereilig waren.

So ging es bis zum Jahre 1843. Doch von der Zeit an, in der ich mein Auge nach Rom gewandt hatte, gab ich möglichst jeden Gedanken auf, in irgend welcher Hinsicht oder Form auf andere einzuwirken. Denn ich hatte mit mir selbst genug zu tun. Wie konnte ich in irgendeinem Sinn der Führer anderer sein, wenn ich selbst in einer so wichtigen Sache der Führung bedurfte! Wie konnte man annehmen, ich sei in der Lage, anderen auch nur ein Wort dieser oder jener Art zu sagen? Wie durfte ich wagen, sie so wankend zu machen, wie ich selber es war, wenn ich nicht die Mittel hatte, sie von diesem Wankelmut

wieder zu befreien? Und falls sie schon wankend waren, wie konnte ich ihnen einen Zufluchtsort zeigen, wenn ich nicht sicher wusste, ob ich mich selber für ihn entscheiden würde? Meine einzige Aufgabe und meine einzige Pflicht war, für mich zu bleiben. Ich rief mir die Worte Pascals ins Gedächtnis: *Je mourrai seul*. Entschlossen schlug ich alles, was andere taten und erstrebten, aus meinen Gedanken und schwieg ganz still, wenn ich nicht zu reden verpflichtet war.

Dies brachte mich aber in große Not. In den Zeitungen standen ständig Berichte über meine Absichten. Ich ließ sie unerwidert. Da schrieben mir Freunde und Unbekannte und baten mich um die Erlaubnis, darauf zu antworten. blieb ich bei meinem Entschluss und sagte nichts, so wurde ich für einen Heimlichkeitskrämer gehalten und mit Vorurteilen betrachtet. Noch schlimmer war ein anderer Umstand: Eine Anzahl zarter, eifriger Seelen, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte, beobachtete mich aufmerksam, weil sie ihr Denken und Handeln nach meinem Denken und Handeln ausrichten wollten, wenn sie es nur hätten ausfindig machen können. Es schmerzte sie darum tief, daß sie in einer so ernsten Angelegenheit nicht zu erkennen vermochten, was kommen werde, sondern Tag für Tag alle möglichen Gerüchte über mich umherschwirren hörten. Es quälte sie das Warten und der Druck unerfüllter Hoffnung, und sie konnten nicht verstehen, daß ich ebenso ratlos war wie sie. **Sie waren von empfindsamere Gemütsart als ich, und so verstimmte sie die Ungewissheit.** Auch sie hielten mich dann mit der Zeit für mysteriös und rätselhaft. Ich bitte sie um Verzeihung, sofern ich wirklich unfreundlich gegen sie gewesen bin.

Eine begabte und tiefernte Dame hat in der bilderreichen Sprache jener Zeit den Eindruck meines Verhaltens auf sie geschildert. In außerordentlich lebendigen und ergötzlichen Zügen beschreibt sie eine Pilgerschar, die in großer Trostlosigkeit über eine kahle Wiese geht, vor *der königlichen Heerstraße* zur Rechten immer gewarnt wird und sich ihr doch beständig nähert, und sie fährt fort:

Alle meine Befürchtungen und Sorgen wurden plötzlich wieder wach, als ich sah, daß der kühnste unserer Führer, der gleiche, der sich zuerst seinen Weg durch den Zaun gebrochen hatte und auf dessen Mut und Weisheit wir alle unbedingt vertrauten, auf einmal stille stand und erklärte, er gehe nicht weiter. Statt aber nun sogleich den Sprung hinab auf die Straße zu machen, setzte er sich ruhig oben auf den Wall, ließ seine Füße ruhig auf die Straße baumeln und tat, als ob er sich Zeit nehmen wolle, gemach hinabzugleiten.

Ich wundere mich durchaus nicht, daß ich einer Dame, die mich damals noch nie gesehen hatte, so lieblos vorkam. Wir waren beide in Bedrängnis, nur in verschiedener Weise. Ich leugne keineswegs, daß ich gegen sie wie gegen andere selbstsüchtig war, aber meine Selbstsucht hatte ihren Grund in meinem Gewissen. Meine Pflicht gegen mich selbst war mir unzweifelhaft klar. Die Gesunden können andere heilen. Für mich aber hieß es: *Arzt, heile dich selbst*. Ich hatte vor allem für meine eigene Seele zu sorgen, und meiner Vernunft schien es sinnlos, sich in großer Gesellschaft zu bekehren. Ich wollte durch mich selbst zu meinem Gott gelangen, auf meinem eigenen oder vielmehr auf seinem Wege. Ich hatte nie den Wunsch und ich darf sagen, auch nie den Gedanken, andere mit mir zu nehmen. Übrigens kann ich mit voller Wahrheit sagen, daß es mir immer Unbehagen bereitete, für das Haupt einer Partei gehalten zu werden. Ich konnte es schon aus geistiger Verwöhntheit nicht leiden, wenn andere etwas taten, bloß oder hauptsächlich, weil ich es tat, und aus Mißtrauen gegen mich selbst erschrak ich jedesmal, wenn der Gedanke ausgesprochen wurde, ich beeinflusse andere. Aber davon wusste die Welt ja nichts.

33. Die folgenden drei Briefe sind an einen Freund gerichtet, an den Erzdekan Manning, der mit vollem Recht Offenheit von mir erwarten konnte. Wie man sehen wird, eröffnete ich ihm meinen Geisteszustand, soweit er in mich drang.

1. Brief: 14. Oktober 1843. Ich würde Ihnen Ihrem Wunsch gemäß gern in wenigen Worten sagen, warum ich auf St. Mary verzichtet habe, wenn es nur möglich wäre. Es ist aber äußerst schwierig, in

Kurzem oder auch in Extenso von meinen Gefühlen und Beweggründen einen richtigen Begriff zu geben.

Um sie wenigstens im allgemeinen zu erklären, muss ich sagen, die Veranlassung für meinen Rücktritt gab die einstimmige kirchliche Verwerfung der in Nr. 90 enthaltenen Ansicht. Gegen eine solche einmütige Meinungsäußerung der Bischöfe, die durch die Zustimmung oder wenigstens das Stillschweigen aller Klassen der Kirche, der Laien und Geistlichen, unterstützt wurde, konnte ich mich nicht behaupten. Wenn jemals ein Lehrer beiseite geschoben und gleichsam aus einer Gemeinschaft ausgeschlossen wurde, so bin ich es. Die Autorität hat in ihren Angriffen gegen mich nicht einmal den Anstand gewahrt. Aber kein Protest wurde dagegen laut. Man fühlt, und ich muss zugeben mit Recht, daß ich ein Fremdkörper bin und nicht in das Wesen der englischen Kirche einzugehen vermag.

Selbst mein Bischof hat sich geäußert, daß die Artikel nach meiner Auslegung *alles oder nichts* bedeuten können. Als ich das hörte, traute ich meinen Ohren nicht. Ich stellte es anderen gegenüber in Abrede. Da kam der Hirtenbrief heraus, und die Worte waren nicht mißzuverstehen. Dies erregte um so mehr mein Erstaunen, weil ich, wie ungern, ist Ihnen bekannt, jenen Brief an ihn veröffentlicht habe, wie verabredet war, daß *ich* sein Urteil über Nr. 90 *an seiner Stelle* aussprechen sollte. Ein Jahr verging, und ein zweites vernichtendes Urteil wurde gefällt. Ich schwieg dazu, und er tat dasselbe, aber der Strom riß ihn mit fort.

Leider muss ich gestehen, je mehr die englische Kirche meines Erachtens selbst zu erkennen gibt, wie vollständig fern sie innerlich den katholischen Prinzipien sreht, desto mehr empfinde ich auch die Schwierigkeiten, ihren Anspruch zu verteidigen, ein Zweig der katholischen Kirche zu sein. Es scheint leeres Gerede, eine Gemeinschaft katholisch zu nennen, wenn sie sich, in Vergangenheit oder Gegenwart, weder auf eine klare Darlegung der katholischen Lehre in ihren Formularen berufen kann, noch mehrdeutige Formulare im überkommenen und lebendigen katholischen Sinn auslegt. Männer mit katholischer Denkart bilden ja doch nur eine Partei in unserer Kirche. Ich kann nicht leugnen, daß mich noch viele andere davon unabhängige Umstände, auf die einzugehen sich nicht lohnt, zu derselben Folgerung veranlasst haben.

Ich sage das alles nicht jedermann, wie Sie sich denken können. Aber Ihnen gegenüber möchte ich daraus kein Geheimnis machen.

2. Brief: 25. Oktober 1843. Sie haben sich in eine gefährliche Korrespondenz eingelassen. Es tut mir sehr leid, wenn ich Ihnen wehe tue.

Ich muss Ihnen also ganz offen sagen, aber ich bekämpfe Einwände, die für mich wie Schatten sind, es geschah nicht aus Enttäuschung, Aufregung oder Mißmut, wenn ich, ob mit Recht oder Unrecht, St. Mary aufgab, sondern weil ich die römische Kirche für die katholische Kirche halte und unsere Kirche nicht für einen Teil der katholischen Kirche ansehen kann, denn sie hat keine Gemeinschaft mit Rom. Und weil ich so empfinde, konnte ich ehrlicher Weise nicht länger Lehrer in ihr sein.

Dieser Gedanke kam mir im Sommer vor vier Jahren... Im Herbst teilte ich ihn zwei Freunden mit..., den ersten Anlass dazu boten die monophysitischen und donatistischen Streitfragen. Mit den ersteren beschäftigte ich mich im Anschluss an eine theologische Untersuchung, in die ich mich vertieft hatte. Es war meines Wissens zu einer Zeit, als noch kein Bischof eine Erklärung gegen uns abgegeben hatte, Bischof Sumner von Chester hatte es vielleicht schon getan, und alles Fortschritt und Hoffnung war. Ich glaube nicht, daß ich je Enttäuschung oder Mißmut empfunden habe, jedenfalls damals nicht. **Denn ich habe nie vorwärts in die Zukunft geschaut und tue es auch jetzt nicht.**

Meine erste Arbeit war, den Artikel über die Katholizität der englischen Kirche zu schreiben. Das beruhigte mich für zwei Jahre. Seit Sommer 1839 habe ich wenig oder nichts über moderne Kontroversen geschrieben... Sie wissen, wie ungern ich meinen Brief an den Bischof schrieb, worin ich mich aufs neue darauf einließ, weil mir das unter den obwaltenden Umständen als der sicherste Weg erschien. Der Artikel, von dem ich spreche, beruhigte mich über die Angelegenheit des Traktats 90 bis Ende des Jahres 1841, als der verhängnisvolle Jerusalemer Bischofssitz, keine persönliche Angelegenheit, alle meine Besorgnisse aufs neue wachrief. Und sie haben bis zu diesem Augenblick immer zugenommen. Damals vertraute ich mein Geheimnis noch einer weiteren Person an.

34. Sie sehen also, daß die verschiedenen kirchlichen und quasi-kirchlichen Maßnahmen der letzten zweieinhalb Jahre nicht die *Ursache* meiner Überzeugungen, sondern nur äußerst aufregende und schwerwiegende Bestätigungen einer Meinung sind, die sich mir auf dem *Wege der Pflichterfüllung* aufgedrängt haben, nämlich bei der theologischen Lektüre, der ich mich gewidmet hatte. Und

dieser letztgenannte Umstand ist eine Tatsache, die mir meines Wissens erst jetzt, da ich Ihnen schreibe, bewusst wird.

Es sind drei Jahre her, seit ich der Entwicklung meiner Überzeugungen wegen vergeblich in den Profoß drang, St. Mary von Littlemore zu trennen, da ich dachte, letzteres mit gutem Gewissen versehen zu können, während ich nicht ruhig in einer öffentlichen Stellung an einer Universität verbleiben konnte. Das war vor Traktat 90.

Endlich habe ich mein Handeln nach dem Rat anderer gerichtet, und zwar nicht nach eigener Wahl, sondern wie es mir die Pflicht vorschrieb, auch nicht bloß nach dem Rat solcher, die mit mir übereinstimmen, sondern vertrauter Freunde, die anderer Ansicht sind als ich.

Ich habe mir, soviel ich sehe, keine Ungeduld vorzuwerfen, weder im Handeln noch in meinem Verhalten. Und ich habe das feste Vertrauen, daß Er, der mich bisher vor einer raschen Sinnesänderung bewahrt hat, mich auch ferner vor übereilten Handlungen und Entschlüssen, die aus einem zweifelnden Gewissen kommen, bewahren wird.

Eines weiß ich bestimmt, daß Ihr Eingreifen, so gütig es gemeint ist, nur etwas zur Folge haben könnte, was *Sie* für schädlich halten würden. Es veranlaßt mich, mir meine Ansichten klarzumachen und zeigt mir ihre Folgerichtigkeit. Es überzeugt mich von meiner Vorsicht, tut mir das Walten der Vorsehung kund, enthebt mich der Qual, mich aufzuschließen, und nimmt ein drückendes Geheimnis von mir.

Sie können von meinen Briefen nach Belieben Gebrauch machen.

3. Der Empfänger dieser Briefe schrieb mir noch einmal, und ich gab ihm folgende Antwort:

31. Oktober 1843. Ihr Brief hat mir sehr weh getan und mir mehr Schmerz bereitet als irgendeiner seit langer Zeit, obwohl ich Ihnen versichern kann, daß mir viel Leid und Trübsal beschieden ist. Von allen Seiten werde ich von dem schrecklichen Geflüster belästigt, das sich von einem Kreis in den anderen fortpflanzt und den Freunden den tiefsten Schmerz bereitet. Sie kennen nur einen Teil meiner gegenwärtigen Not, wenn Sie wissen, daß ich wankend geworden bin.

In diesem Jahre war ich gezwungen, den Zustand meines Inneren einigen anderen mitzuteilen. Aber ich tat es meines Wissens nie, ohne in irgendeiner Weise verpflichtet zu sein, z. B. wenn mir

Freunde schrieben, wie Sie es taten, oder über die Lage der Dinge Mutmaßungen äußerten. In Oxford und hier in Littlemore weiß es niemand, ausgenommen ein intimer Freund, dem ich es meinem Empfinden nach gleich sagen musste. Aber ich vermute, es ahnen es viele.

Der Empfänger dieser Briefe teilte, wenn ich mich recht erinnere, deren Inhalt sofort Dr. Pusey mit, und dies setzt mich in den Stand, so genau als möglich zu beschreiben, wie er auf meine Sinnesänderung aufmerksam wurde. Ich hatte von Anfang an große Schwierigkeiten, Dr. Pusey Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und mir begreiflich zu machen. Als gegen Ende des Jahres 1838 eine Subskription für ein Cranmer-Denkmal vorgeschlagen wurde, äußerte er den Wunsch, daß wir beide gemeinsam unterzeichnen sollten. Ich konnte das natürlich nicht tun und bat ihn, für sich allein zu unterschreiben. Das wollte er nicht, denn es war ihm unerträglich, daß wir in einer Sache von Bedeutung in den Augen der Welt einen verschiedenen Standpunkt einnehmen sollten. Auch später ließ er jede Andeutung unbeachtet, die ich ihm über meine wachsende Hinneigung zu Rom machte. Wenn ich ihn so fest sah, hatte ich oft nicht den Mut, mehr zu sagen. Zudem wusste ich, daß er aus Liebe zu mir oft meine Äußerungen als wahr hinnahm und sich zu eigen machte. Daher fühlte ich die große Verantwortlichkeit, die ich auf mich nahm, wenn ich ihm die Dinge genau so darstellte, wie ich sie betrachtete. Da ich ihn noch nicht so gut kannte wie später, fürchtete ich, ihn unruhig zu machen. Überdies erinnerte ich mich gut, wie sehr ihn eine Krankheit im Jahre 1832 geschwächt hatte, und ich glaubte immer, der Anfang der Bewegung habe ihm neues Leben gegeben. Seine physische Kraft schien mir von einer starken Hoffnung und glänzenden Aussichten, von denen seine Vorstellung sich nähren konnte, direkt abhängig zu sein, und das in solchem Grade, daß ich, wie ich mich deutlich erinnere, im Jahre 1843, als er von den Autoritäten der Universität so unwürdig behandelt wurde, in einem Brief an den verstorbenen Dodsworth meine Besorgnis aussprach, seine Gesundheit könnte durch die

daraus folgende geistige Niedergeschlagenheit ernstlich gefährdet werden. Das waren Schwierigkeiten für mich. Eine andere lag darin, daß wir nicht unter demselben Dache wohnten und einander nur zu bestimmten Zeiten sahen. Andere, die bei mir frei ein- und ausgingen, wie der Augenblick es erforderte, erfuhren leicht alles, was ich dachte. Für ihn dagegen waren förmliche Anstrengungen damit verbunden. Einer unserer gemeinsamen Freunde schilderte ihm im Jahre 1841, wie weit die Dinge damals gekommen waren, und zeigte ihm klar die logischen Folgerungen aus den Theorien, zu denen ich gelangt war. Aber mochte dem sein, wie ihm wollte, nach kurzer Zeit hatte sein Geist die frühere glückliche Ruhe wiedergewonnen, und es war ihm unmöglich, zu glauben, daß er und ich nicht frohgemut denselben Weg bis ans Ende gehen würden. Doch dieser liebliche Traum musste schließlich zerstört werden. Und der Freund, dem ich die eben angeführten Briefe schrieb, machte sich, wie gesagt, zwei Jahre später daran, ihn zu zerstören. Darauf bat auch ich Dr. Pusey, er möge vertraulich, wem er wolle, mitteilen, daß ich die englische Kirche wahrscheinlich verlassen werde. Das wollte er jedoch nicht, und gegen Ende des Jahres 1844 war er, wenn ich nach einem wieder entdeckten Briefe von ihm urteilen darf, wieder in seine alte Meinung von mir zurückgefallen. Ja, bei der Gedächtnisfeier im Jahre 1845, wenige Monate, ehe ich die anglikanische Kirche verließ, äußerte er sich meines Wissens zu einem Freunde folgendermaßen über mich: *Ich habe trotz allem das feste Vertrauen, daß wir ihn halten werden.*

35. Im gleichen Herbst 1843, als ich mich Dr. Pusey gegenüber ausgesprochen hatte, bat ich noch einen Freund, anderen die Möglichkeit im Vertrauen mitzuteilen, vor der ich stand.

Einem weiteren Freunde, James Hope, jetzt Hope Scott, gab ich in der folgenden Nachschrift zu einem Brief zu verstehen, er könne mehr darüber erfahren, wenn er wolle.

Da ich gerade am Schreiben bin, möchte ich auch ein Wort über mich selbst beifügen. Sie könnten dem einen oder anderen begegnen, der dank besonderer Umstände über meine Seelenverfassung

genauer unterrichtet ist als Sie, wenn er Ihnen das auch nicht sagen würde. Es täte mir leid, wenn Sie es nicht erfahren würden, obwohl ich keinen *Grund* sehe, warum Sie erfahren sollten, was andere zufällig wissen. Ihr Wunsch, es zu erfahren, *wäre* allerdings ein Grund.

Ich hatte einen lieben, alten Freund, der dem Tode nahe war und dem ich meinen Geisteszustand niemals mitgeteilt habe. Warum sollte ich seine lebenswürdige, heitere Ruhe stören, wenn ich ihm nichts dafür bieten konnte? Es war mir unmöglich, zu sagen: *Geh nach Rom!* Sonst hätte ich ihm den Weg zeigen müssen. Doch bot ich mich an, ihm Rechenschaft über mich zu geben. Eines Tages gab er mir Gelegenheit, mich auszusprechen. Aber, ob mit Recht oder Unrecht, ich konnte nicht Folge leisten, und zwar aus dem Grunde, weil ich mir sagte: *Ich habe in der Sache keine Gewissheit. Zu sagen, ich meine, heißt ihn quälen und betrüben, aber nicht überzeugen.*

Am Michaelstag 1843 schrieb ich ihm:

Wie Sie wahrscheinlich annehmen werden, habe ich Ihnen nichts Angenehmes zu berichten. Ich *könnte* Ihnen sehr schmerzliche Dinge sagen, aber es ist das Beste, eine schließlich nur zufällige Unruhe, die erfahrungsgemäß vielleicht abgewendet werden kann, nicht im voraus zu wecken. Sie waren jederzeit so gütig, daß ich bisweilen, wenn ich von Ihnen schied, fast bis zu Tränen gerührt war. Und es wäre mir bei Ihrer Güte und bei meiner Härte eine Erleichterung gewesen, wenn ich hätte weinen können. Ich glaube, daß niemand solch liebevolle Freunde hat wie ich.

Im folgenden Jahr, am 22. Januar, schrieb ich ihm:

Pusey hat schon genug Sorgen und nimmt großmütig mehr als genug auf sich. Ich möchte darum seine Lasten nicht ohne Not vergrößern, zumal ich weiß, daß es Lasten *gibt*, die ich ihm jetzt oder später, ob ich will oder nicht, auferlegen muss.

Und am 21. Februar:

Halb elf Uhr. Ich bin eben aufgestanden, da ich eine schlimme Erkältung hatte. Solange ich denken kann, hatte ich nichts Ähnliches, außer zweimal im Januar. Sie können denken, daß ich lange, ehe ich aufstand, in Gedanken bei Ihnen war. Das ist natürlich, wie Sie wohl wissen, beständig der Fall. Es war mir unmöglich, Sie zu besuchen. Ich bin der Freunde eigentlich gar nicht wert. Mit meinen Ansichten, die ich Ihnen rückhaltslos gar nicht zu bekennen wage, fühle ich mich anderen gegenüber schuldig, obwohl ich hoffe, daß ich es nicht bin. Viele haben Mitleid mit mir, weil sie meinen, ich hätte äußerlich viel zu ertragen, Enttäuschung, Verleumdung usw. Nein, ich habe nur Sorgen wegen der Angst und Ratlosigkeit meiner Freunde. Dies ist eher ein Aschermittwochs- als ein Geburtstagsbrief.

Sein Geburtstag fiel auf den gleichen Tag wie der meine, dieses Jahr war er am Aschermittwoch.

Aber ich muss Ihnen schreiben, was mich bewegt. Und nun, mein lieber B., alle meine herzlichsten und besten Wünsche Ihnen, meinem ältesten Freund, dem ich darüber und von mir selbst nicht mehr erzählen darf, um Sie nicht zu erzürnen.

Es lag seiner Natur fern, Zweifel zu hegen. Er beobachtete mich sorgenvoll und wunderte sich, was über mich gekommen sei. Am Ostermontag:

Alles Gute und aller Segen komme über Sie und die Ihrigen aus den Schätzen dieser gnadenreichen Zeit. Und es wird, Gott gebe es, geschehen, denn was ist Ihr aller Leben immerfort anders als ein aufrichtiges Streben, dem Geber aller guten Gaben zu dienen? Obwohl wir räumlich getrennt sind, haben wir doch eines gemeinsam: Daß Sie ruhige, heitere Zeiten erleben und ich mich in Gedanken an Sie freue. Sie haben das Glück, unter einem heiteren Himmel und mitten im Frieden zu leben, wie des Vaters Segen dem Benjamin verhieß. (Dtn 33, 12) So ist es, mein lieber B., und so möge es immer sein!

Er lebte im guten Glauben weiter und starb im September desselben Jahres. Ich hatte vorher erwartet, seine letzte Krank-

heit werde meiner Seele Licht geben und mir zeigen, was ich zu tun habe. Es geschah nicht. Ich schrieb eine Bemerkung nieder, die so lautete:

An seinem Sarg weinte ich bitterlich bei dem Gedanken, daß er mich noch im Dunkel zurück ließ über den Weg und das, was ich tun sollte, um Gott zu gefallen und Seinen Willen zu erfüllen.

36. Soviel ich weiß, schrieb ich Charles Marriot, meine überzeugte Stellungnahme für Rom sei in diesem Augenblick bei dem Gedanken an den Freund genau dieselbe geblieben wie vorher. Andererseits blieb ich auch bei meinem festen Glauben, man könne in der anglikanischen Kirche Gnade finden.

Einem anderen Freunde schrieb ich folgendes:

16. September 1844. Eine Menge verkehrter und erbärmlicher Gefühle erfüllt mich, die einzeln zu beschreiben nutzlos ist. Ich empfinde nur Widerwillen und Unzufriedenheit, wo ich dankbar sein sollte. Wenn man ein solch seliges Ende sieht und weiß, daß es der Abschluss eines tadellosen Lebens ist, des Lebens eines Mannes, der sich in Wahrheit von den Satzungen unserer Religion nährte und in ihnen Kraft fand, und wenn man beobachten kann, daß eine ganze Familie dasselbe tut, daß schon die Kinder im täglichen Gebet Trost finden in ihrem Leid, muss man sich in unserer Kirche wohler fühlen und in ihr wenigstens wie Lot in Zoar einen Zufluchtsort und einen vorübergehenden Ruheplatz auf dem steilen Wege sehen. Nur vor falscher Sicherheit müssen wir uns hüten, damit wir nicht Kinder Moabs und Ammons, der Feinde Israels, werden.

In diesem Zustand konnte ich nicht verharren, weder unter dem Gesichtspunkt der Pflicht noch der Vernunft. Meine Schwierigkeit war diese: Ich war einmal arg getäuscht worden. Wie konnte ich sicher sein, daß ich nicht ein zweites Mal getäuscht werde? Ich meinte vorher, im Recht zu sein, wie konnte ich Gewissheit haben, daß ich es jetzt sei? Wie viele Jahre lang hatte ich meine Gewissheit auf das gebaut, was ich jetzt verwarf? Wie konnte ich jemals zu mir selbst wieder Vertrauen haben? Wie ich im Jahre 1840 auf den auftauchenden Zweifel zugunsten Roms gelauscht hatte, so lauschte ich jetzt auf die verklingenden Zweifel zugunsten der anglikanischen Kirche. Sicher sein, heißt wissen, daß man etwas weiß. Was für eine

innerliche Bürgschaft hatte ich, daß ich meinen Glauben nicht wieder wechseln würde, wenn ich Katholik geworden war? Das war immer meine Befürchtung, obwohl ich annahm, daß sie mit der Zeit weichen würde. Natürlich musste diesen unbestimmten Besorgnissen eine Grenze gesetzt werden. Ich musste tun, was ich konnte, und es dann einer höheren Macht überlassen, das Gelingen zu geben. So kam ich Ende 1844 zu dem Entschluss, eine *Abhandlung über die Lehrentwicklung* zu schreiben. Und wenn nach deren Vollendung meine Überzeugung zugunsten der römischen Kirche noch ebenso feststand, wollte ich die nötigen Schritte tun, um in ihre Herde aufgenommen zu werden. Ich nahm diesen Entschluss Anfang des Jahres 1845 auf und arbeitete an meiner *Abhandlung* stetig bis in den Herbst.

Diesen Entschluss hatte ich verschiedenen Freunden im Anfang des Jahres mitgeteilt. Um diese Zeit war mein Geisteszustand schon allgemein bekannt. Ich machte auch kein großes Geheimnis aus ihm. Ich will das durch Briefe von mir illustrieren, die wieder in meine Hände gelangt sind.

16. November 1844. Ich mache durch, was durchgemacht werden muss. Meine einzige Hoffnung ist, daß mit jedem qualvollen Tag der Inhalt des bitteren Kelches, den ich trinken muss, geringer wird. Man braucht, menschlich gesprochen, keine Angst zu haben, daß mein Übertritt bald erfolgen wird. Aber er ist ganz gut möglich. Soweit ich mich kenne, ist mein größter Schmerz die Ratlosigkeit, Unsicherheit, Unruhe und Skepsis, die ich in so vielen Leuten erzeuge, und der Verlust des Wohlwollens und der guten Meinung von seiten so vieler, Bekannter und Unbekannter, die mir Gutes gewünscht haben. Die erste dieser beiden Gewissensregungen ist eine beständige Qual für mich, die durch nichts gemildert werden kann. Tagelang tut mir buchstäblich das Herz weh, und manchmal scheint es mir, als ob alle Klagen des Psalmisten auf mich Anwendung finden.

Wenn ich mich nicht irre, ist mein Hauptgrund, warum ich einen Übertritt ins Auge fasse, die tiefe, unwandelbare Überzeugung, daß unsere Kirche sich im Schisma befindet und daß mein Heil von der Vereinigung mit der römischen Kirche abhängt. Ich kann diesem oder jenem gegenüber *argumenta ad hominem* gebrauchen, aber ich empfinde keine Reue und keinen Widerwillen über das, was mich

getroffen hat. Ich habe keine Hoffnungen oder Pläne, in einem mich mehr befriedigenden Kreise tätig sein zu können. Für die römischen Katholiken habe ich vorläufig keine Sympathien. Kaum je einmal, selbst nicht auf dem Festland, habe ich ihren Gottesdienst besucht. Ich kenne niemanden unter ihnen, und was ich von ihnen gehört habe, mißfällt mir.

Und dann, wieviel muss ich in mancher Hinsicht aufgeben! Ich muss unersetzliche Opfer bringen, nicht bloß wegen meines Alters, wo jede Veränderung verhasst ist, sondern auch wegen meiner großen Liebe zu alten Beziehungen und angenehmen Erinnerungen. **Ich fühle auch durchaus keine begeisterte oder heldenmütige Opferfreudigkeit in mir. Ich habe nichts, was mich aufrichten könnte.**

Was mich schon lange zurückgehalten hat, hält mich auch jetzt noch zurück, die Angst, daß ich das Opfer einer Täuschung bin. Aber die Überzeugung steht unter allen Umständen und in jeder Geistesverfassung fest. Und dieses Bedenken wird immer stärker in mir. Ich fürchte, daß die Gründe, warum ich soviel glaube, wie unser System lehrt, mich noch dazu bringen werden, mehr zu glauben, und daß die Weigerung einen Rückfall in den Skeptizismus bedeuten könnte.

Für Ihren liebenswürdigen und tröstenden Brief danke ich Ihnen tausendfach. Wenn ich auch bis jetzt nichts von ihm gesagt habe, so war er doch eine große Wohltat für mich.

37. Kurze Zeit danach schrieb ich dem gleichen Freund folgendes:

Ich habe die Absicht, wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischen kommt, für längere Zeit ruhig *in statu quo* zu bleiben in der Hoffnung, daß meine Freunde meiner und meiner Trübsal in ihren Gebeten gütigst gedenken werden. Meine Professur werde ich einige Zeit, bevor etwas weiteres geschieht, niederlegen.

Einer Dame, jetzt Nonne bei den Schwestern von der Heimsuchung, schrieb ich damals folgende Briefe:

1. Brief: 7. November 1844. Ich bin noch da, wo ich immer war. Ich rühre mich nicht. Zwei Dinge scheinen mir jedoch klar zu sein: Jedermann ist auf das Ereignis vorbereitet, und jedermann erwartet es von mir. Viele halten es tatsächlich für angebracht und noch mehr für wahrscheinlich. Ich halte es freilich weder für angebracht noch

für wahrscheinlich. Ich habe wahrhaftig wenig Grund, über den Ausgang der Dinge im Zweifel zu sein, das Wann und Wie aber ist Dem bekannt, von Dem, hoffe ich, der Lauf der Dinge wie der Ausgang herkommt. Die Meinung, die man über mich äußert, und die versteckte Gesinnung, die auf allen Seiten und in allen Kreisen über mich herrscht, übt eine große Gewalt aus. Ich lege Gewicht darauf, weil ich sehr ungern nur meinen eigenen Gefühlen folge, da ich von ihnen irreführt zu werden fürchte. Man muss sich vom Pflichtgefühl leiten lassen, aber äußere Tatsachen sind eine wichtige Unterstützung.

2. Brief: 8. Januar 1845. Was soll ich auf Ihren Brief antworten? Ich weiß sehr gut, daß ich Ihnen über meine Gefühle und meinen Geisteszustand mehr mitteilen sollte, als Sie bis jetzt davon wissen. Aber wie ist das in wenigen Worten möglich? Was ich sage, muss Ihnen schroff erscheinen. Ich weiß nichts vorzubringen, was nicht ein irreführendes Gefühl zurückließe. Denn jedes Wort bedarf der Erklärung, da es sonst herausgerissen und sozusagen nicht am Platz erscheint. Auch bleiben seine Beziehungen zu anderen Seiten der Frage unklar.

Gegenwärtig habe ich den festen Glauben, daß sehr wenige Menschen an einer allenfalls möglichen Konversions-Bewegung in unserer Kirche teilnehmen werden, wie es auch in Ihrem Brief zum Ausdruck kommt. Ich zweifle, ob auch nur der eine oder andere von den Angehörigen der Universität Oxford dabei sein wird. Und ich weiß *nicht* einmal, ob ich es wünschen soll. Der gegenwärtige Zustand des römischen Katholizismus ist sehr unbefriedigend. Eines ist mir gewiss: Nur ein unzweifelhafter, unmittelbarer Ruf der Pflicht gibt einem Menschen das Recht, unsere Kirche zu verlassen, nicht aber, weil er eine andere Kirche bevorzugt, an ihrem Gottesdienst Freude hat oder hofft, in ihr größere religiöse Fortschritte zu machen, oder gar, weil er empört ist und abgestoßen wird von den Personen und Dingen, unter denen wir in der englischen Kirche leben. Die Frage lautet einfach: Kann *ich*, ganz persönlich, nicht ein anderer, sondern kann *ich*, in der englischen Kirche selig werden? Könnte ich noch in dieser Nacht ruhig sterben? Ist es eine Todsünde für *mich*, nicht einer anderen Gemeinschaft beizutreten?

Nachschrift. Ich weiß kaum, ob ich dem gelegentlichen Besuch der katholischen Kirche zustimmen soll, außer man ist bereits entschlossen, sich der katholischen Kirche anzuschließen. Die Anrufung der Heiligen wird in der römischen Kirche nicht *verlangt*. Ich

übe sie jedenfalls nur unter Billigung der Kirche aus, darum bin ich nicht geneigt, sie bei Gliedern unserer Kirche zu dulden.

3. Brief: 30. März. Nun sollen Sie mehr erfahren, als mit Ausnahme zweier Freunde sonst jemand weiß. Meine Überzeugungen sind so fest, wie sie wahrscheinlich überhaupt nur fest werden können. Es ist nur so schwierig, zu erkennen, ob es sich um eine Forderung der *Vernunft* oder des *Gewissens* handelt. Ich kann nicht unterscheiden, ob ich durch scheinbare *Klarheit* oder *Pflicht* geleitet werde. Sie werden verstehen, wie mich dieser Zweifel quält. Darum habe ich gewartet und auf Licht gehofft, und mit den Worten des Psalmisten gebetet: *Tu an mir ein Zeichen!* (Ps 86, 17). Doch habe ich vermutlich kein Recht, immer darauf zu warten. Ich warte auch deswegen, weil meine Freunde überaus sorgenvoll an mich denken und um Erleuchtung für mich beten. Ich hoffe zuversichtlich, auf neue Gefühle aufmerksam zu werden und würde dies für die Wirkung ihrer Güte halten. Dieses Warten dient auch der Absicht, die Menschen vorzubereiten. Ich schrecke davor zurück, Menschen Anstoß zu geben und sie irre zu machen. Auf jeden Fall werde ich es nicht vermeiden können, Unzähligen wehe zu tun. Wenn es also nach meinem Willen ginge, würde ich gerne bis zum Sommer 1846 warten. Dann wären es volle sieben Jahre, seit meine Überzeugung zu wanken anfang. Aber ich glaube nicht, daß es noch so lange halten wird.

Vorläufig habe ich die Absicht, meine Professur im Oktober niederzulegen, und zwischen diesem Zeitpunkt und Weihnachten ein Werk oder eine Abhandlung zu veröffentlichen. Ich möchte, daß man ebensowohl weiß, *warum* ich es tue, als *was* ich tue. Dadurch wird die unbestimmte und peinliche Überraschung vermieden, die in der Frage zum Ausdruck kommt: *Was kann ihn dazu veranlassen haben?*

4. Brief: 1. Juni. Was Sie mir von sich selbst erzählen, zeigt deutlich, daß es Ihre Pflicht ist, ruhig und geduldig zu bleiben, bis Sie klarer erkannt haben, wohin Sie wollen, sonst springen Sie in die Dunkelheit hinein.

38. In der ersten Hälfte dieses Jahres, wenn nicht vorher, ging ein Gerücht um, mein Austritt aus der anglikanischen Kirche sei eine Folge meines Schmerzes über die mir widerfahrene

Zurücksetzung, ohne daß jemand meine Partei ergriffen habe. Diese Annahme wurde meines Wissens der Anlass zu verschiedenen Gegenmaßnahmen. In Übereinstimmung damit erschien in der Aprilnummer einer Quartalschrift ein außerordentlich wohlwollender Artikel über mich. Der Verfasser lobte mich in guten und schönen Worten weit über mein Verdienst. Er sprach von mir als Pfarrer von St. Mary und sagte unter anderm folgendes: *Er hatte das künftige Geschlecht des Klerus als Zuhörer. Hat er darauf geachtet und sein Herz daran gehängt und sich an seine Stellung geklammert? .. . Durchaus nicht. .. Vielleicht war es kein Opfer für ihn, er kümmerte sich nicht um solche Dinge.*

In diesen Worten war freilich eine versteckte Kritik enthalten. Im folgenden Brief, der an einen meiner vertrautesten Freunde gerichtet war, spielte ich darauf an:

3. April 1845.... Nimm diese Rechtfertigung an, mein lieber Church, und vergib mir. Da ich dies schreibe, kommen mir Tränen in die Augen. Das ist eine Folge all der Drangsale in dieser Zeit, wo ich so vieles aufgeben muss, was ich liebe. Eben hat mich *James Mozleys* Artikel im *Remembrancer* aus der Fassung gebracht. Aber wirklich, mein lieber Church, ich war nie auch nur einen Augenblick lang versucht, meinen Abschied von Oxford zu bereuen. Das Gefühl der Reue kam mir nicht einmal in den Sinn. Wie konnte es auch? Wie konnte ich als ein Heuchler an St. Mary bleiben? Wie konnte ich für Seelen die Verantwortung tragen, und das Leben ist so ungewiss, mit den Meinungen, die auf mir lasteten? Mochten sie nun Überzeugungen sein oder mochte ich sie mir bloß einreden! Es ist freilich eine Verantwortung, zu handeln, wie ich es tue, und ich fühle ohne Unterlass Seine Hand schwer auf mir lasten, der alle Weisheit und alle Liebe ist. Mein Herz und mein Geist sind ermattet, gerade wie die Glieder eines Menschen, der eine schwere Last auf dem Rücken trägt. Ich empfinde dumpfes Weh und Leid. Aber diese Verantwortung ist nichts im Vergleich dazu, mit meinen Überzeugungen für Seelen, für vertrauende, liebende Seelen in der englischen Kirche verantwortlich zu sein. Alles Liebe für Marriott! Hoffentlich bleibt mir die Qual erspart, ihm schreiben zu müssen.

Nun bin ich dem Tage schon nahe, an dem ich in die katholische Kirche aufgenommen wurde. Zu Beginn des Jahres er-

hielt ich einen Brief von einem Freund, der mir sehr teuer war und nun schon lange heimgegangen ist: Charles Marriot. Ich führe einiges von seinem Inhalt an, wegen der Liebe, die ich zu ihm hatte, und weil seine Güte so wertvoll für mich war:

15. Januar 1845. Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich die Dinge niemals gleich auf den ersten Blick durchschaue. Ihr Brief an Badeley hüllt die Zukunft in Dunkel. Sie werden das einsehen, wenn Sie mich, wie ich glaube, verstanden haben. Aber ich möchte zugleich aussprechen, was ich augenblicklich sehe und empfinde, und ohne Zweifel immer empfinden werde: Ihr ganzes Verhalten der englischen Kirche und uns gegenüber, die wir bestrebt waren und sind, Gott auf unseren Wegen zu suchen und unter der Autorität und Führung unserer Kirche auch in anderen die wahre Religion neu zu beleben, war großmütig und rücksichtsvoll und, wenn das Wort passend ist, pflichtgetreu im denkbar höchsten Grade, weit selbstloser, als ich es der Natur zugetraut hätte. Ich habe mit Bedauern gefühlt, wie Sie ein Band um das andere gelöst haben, und habe keine Frage gestellt, weil ich erkannte, daß Sie die Aussprache Ihrer Gedanken der Gelegenheit und Fassungskraft jener anpassen mußten, zu denen Sie sprachen. Ich schreibe in Eile und inmitten von Arbeiten, die sich fortwährend vermehren, und bin halb empfindungslos und halb verbittert von dem, was ich gehört habe. Trotzdem will ich Sie, den ich mit am meisten auf Erden liebe, in ernstem Gebet in Gottes Hand empfehlen, daß Sie so gelenkt werden, wie es der heiligen katholischen Kirche zum Nutzen gereicht.

Im Juli ließ sich ein Bischof herbei, der Welt bekannt zu machen, daß *die Anhänger Newmans nicht zahlreich sind. Es wird wohl nur kurze Zeit brauchen, um diese Tatsache zu beweisen. Es ist wohl bekannt, daß er eine Trennung vorbereitet. Und wenn dieses Ereignis eintritt, wird sich zeigen, wie wenige ihm folgen.*

Sprachwechsel. Ich hatte mein Werk über die *Entwicklung der Lehre* zu Beginn des Jahres 1845 angefangen und das ganze Jahr hindurch bis zum Oktober rastlos daran gearbeitet. Je weiter ich voranschritt, desto mehr klärten sich meine Schwierigkeiten auf, so daß ich aufhörte, von *römischen Katholiken* zu sprechen und sie ohne Bedenken einfach Katholiken nannte. Ehe ich zu Ende kam, entschloss ich mich zum Übertritt, und

das Buch blieb unvollendet in dem Zustand, in dem es damals war.

39. Einer meiner Freunde in Littlemore war am Tage des hl. Michael im Passionistenhaus zu Aston, in der Nähe von Stone, durch den Superior, P. Dominikus, in die Kirche aufgenommen worden. Anfang Oktober kam dieser auf der Reise nach Belgien über London. Und da ich in Verlegenheit war, was ich tun sollte, um selbst aufgenommen zu werden, willigte ich in den Vorschlag ein, daß der gute Priester auf seiner Reise nach Littlemore kommen sollte, um mir den gleichen Liebesdienst zu erweisen, den er meinem Freunde erwiesen hatte. Am 8. Oktober schrieb ich mehreren Freunden folgenden Brief:

Littlemore, den 8. Oktober 1845. Diesen Abend erwarte ich den Passionistenpater Dominikus, der von seiner Jugend an den ausdrücklichen und bestimmten Beruf in sich fühlte, erst in den nördlichen Gegenden und dann in England tätig zu sein. Nach fast dreißigjährigem Warten wurde er ohne sein Zutun hierher gesandt. Mit Konversionen hat er jedoch wenig zu tun gehabt. Ich sah ihn voriges Jahr hier für einige Minuten am Tage des hl. Täufers Johannes.

Er ist ein einfacher, heiligmäßiger, aber in seiner Art sehr begabter Mann. Von meiner Absicht weiß er nichts. Aber ich bin im Begriff, ihn um die Aufnahme in die eine Herde Christi zu bitten ...

Ich habe so viele Briefe zu schreiben, daß dieser für alle gelten muss, die nach mir fragen. Mit meinen besten Grüßen an den lieben Charles Marriott, der über Ihnen wohnt...

P. S. Dieser Brief wird erst abgehen, wenn alles vorbei ist. Natürlich erwarte ich keine Antwort.

Ingenieur werden. Nach meinem Übertritt war ich eine Zeitlang entschlossen, mich einem weltlichen Beruf zuzuwenden. Dies erwähnte ich in meiner Antwort auf ein überaus huldvolles Glückwunschsreiben des Kardinal Acton:

25. November 1845. Ew. Eminenz werden, so hoffe ich, die große Freude, mit der ich Ihr Schreiben empfang, im Voraus gesehen haben, noch ehe ich derselben Ausdruck gebe. Diese Freude wurde freilich durch die Befürchtung getrübt, daß gütige und besorgte Gönner aus der Ferne meinem Schritt mehr Bedeutung beimessen, als ihm in Wirklichkeit zukommt. Für mich persönlich ist er ja natürlich ein unschätzbare Gewinn, aber Personen und Dinge

scheinen auf die Entfernung größer, als sie in der Nähe betrachtet sind. Wenn Ew. Eminenz mich kennen würden, so würden Sie sehen, daß ich zu denjenigen gehöre, über die viel mehr Gutes und Böses gesprochen wurde, als sie verdienen, und deren Schritte viel mehr Aufmerksamkeit erregt haben, als der Ausgang rechtfertigen wird.

Ich glaube, zuversichtlich sagen zu können, daß ich nicht etwas anderes im Auge hatte, als meinem eigenen Gerechtigkeitssinn zu folgen. Man hat mich ohne meinen Wunsch und ohne mein Zutun als Leiter einer Partei gefeiert, und so fürchte ich auch jetzt, so sehr ich das Gegenteil wünsche und so ernst ich mich bemühe, wie es meine Pflicht ist, der katholischen Kirche demütig zu dienen, meine Kräfte werden die Erwartungen meiner Freunde und jener, die um den Frieden Jerusalems beten, enttäuschen.

Wenn ich von Ew. Eminenz eine Gnade erbitten darf, so ist es die, diese Erwartungen gütigst mäßigen zu wollen. Möchte ich doch instande sein, zu tun, was ich mir nicht zu erstreben getraue! Vorerst ist es mir jedenfalls unmöglich, in die Zukunft zu schauen, und obwohl es ein gutes Werk wäre, wenn ich andere überzeugen könnte, dasselbe zu tun wie ich, so scheint es doch, als ob ich gerade genug zu tun habe, an mich selber zu denken.

Das offene Meer. Bald darauf lud mich Dr. Wiseman, in dessen Vikariat Oxford lag, nach Oscott ein. Ich ging mit einigen anderen dorthin. Später sandte er mich nach Rom und schließlich wies er mir meinen Platz in Birmingham an. Ich schrieb an einen Freund:

20. Januar 1846. Sie können sich denken, wie einsam ich bin. *Obliviscere populum tuum et domum patris tui!* – *Vergiss dein Volk und dein Vaterhaus!*, tönt es die letzten zwölf Stunden in meinen Ohren. Ich empfinde mehr und mehr, was es heißt, Littlemore zu verlassen.

Und es ist, als ginge es hinaus auf das offene Meer.

Am Montag, den 23. Februar 1846, verließ ich Oxford für immer. Am Samstag und Sonntag war ich ganz allein in meinem Haus in Littlemore, genau wie die ersten Tage, als ich mich dort nieder gelassen hatte. Sonntagnacht schlief ich bei meinem lieben Freunde Johnson im Observatorium. Verschiedene Freunde kamen, um von mir Abschied zu nehmen: Copeland, Church, Buckle, Pattison und Lewis. Auch Dr. Pusey kam, um mir Lebewohl zu sagen. Ich besuchte noch Dr. Ogle,

einen meiner ältesten Freunde, der während meiner Studienzeit mein Privat Tutor gewesen war. In ihm nahm ich Abschied vom Trinity College, das mir so teuer gewesen war und dem so viele angehört hatten, die mir schon als Knabe und während meines ganzen Oxforder Lebens ihre Liebe erwiesen hatten. Trinity war nie unfreundlich gegen mich. An den Mauern gegenüber der Studentenwohnung, die ich im ersten Jahre bewohnt hatte, wuchs viel Löwenmaul, und ich hatte es jahrelang als ein Symbol betrachtet, an meiner Universität selbst eine bleibende Stätte gefunden zu haben bis zu meinem Tode.

Am Morgen des 23. verließ ich das Observatorium. Seitdem habe ich Oxford nicht mehr gesehen, ausgenommen seine Turmspitzen, die von der Eisenbahn aus sichtbar sind.

5. MEIN GEISTESZUSTAND SEIT 1845

1. Von der Zeit an, das ich katholisch wurde, habe ich natürlich keine Geschichte meiner religiösen Anschauungen mehr zu schreiben. Damit will ich nicht sagen, daß mein Geist müßig gewesen sei, oder daß ich aufgehört hätte, über theologische Fragen nachzudenken. Ich hatte nur keine Änderungen mehr durchzumachen und trug keinerlei Besorgnis mehr im Herzen. Ich habe in vollkommenem Frieden und ungestörter innerer Ruhe gelebt, ohne je von einem einzigen Zweifel heimgesucht zu werden. Daß mein Übertritt irgendeine intellektuelle oder moralische Änderung in meinem Geist bewirkt hätte, kann ich nicht sagen. Auch empfand ich nichts von einer Festigung des Glaubens an die großen Offenbarungswahrheiten oder von einer größeren Fähigkeit der Selbstbeherrschung. Ich hatte nicht mehr Eifer als zuvor. Aber es schien mir, als hätte ich nach stürmischer Fahrt den sicheren Hafen erreicht. **Und das Glück, das ich darüber empfand, hat bis heute ununterbrochen angehalten.**

Schwierigkeiten ohne Zweifel. Es kostete mich auch keine Anstrengung, die im anglikanischen Bekenntnis nicht enthaltenen Glaubensartikel anzunehmen. Einzelne von ihnen glaubte ich schon, doch keiner machte mir besondere Schwierigkeit. Ich legte bei meiner Aufnahme mit größter Leichtigkeit ein Bekenntnis über sie ab, und ebenso leicht wird es mir jetzt noch, sie zu glauben. Es liegt mir natürlich fern, leugnen zu wollen, daß jeder Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses, der Katholiken wie der Protestanten, intellektuelle Schwierigkeiten enthält, und es ist schlechthin Tatsache, daß ich für meine Person keine Antwort auf solche Schwierigkeiten habe. Manche empfinden die Schwierigkeiten der Religion sehr

schmerzlich, und ich selber bin darin so empfindlich wie sonst einer. Aber ich habe nie begreifen können, welcher Zusammenhang zwischen dem schärfsten Empfinden dieser Schwierigkeiten, ja ihrer weitgehenden Steigerung, und dem Zweifel an den betreffenden Lehren, denen die Schwierigkeiten anhaften, tatsächlich besteht. **Zehntausend Schwierigkeiten machen keinen einzigen Zweifel aus, wie ich die Sache verstehe.** Schwierigkeiten und Zweifel sind inkommensurable Größen. Mit der Evidenz gibt es natürlich Schwierigkeiten. Aber ich spreche jetzt von den Schwierigkeiten, die den Lehren selbst innewohnen oder in ihren Beziehungen untereinander bestehen. Man kann sich ärgern, wenn man ein mathematisches Problem, worauf die Antwort gegeben oder nicht gegeben ist, nicht zu lösen vermag, ohne zu zweifeln, daß eine Antwort möglich, oder daß eine bestimmte Antwort die einzig richtige ist. Nach meiner Auffassung ist von allen Punkten des Glaubens die Existenz eines Gottes mit den meisten Schwierigkeiten behaftet, und doch zwingt sich diese Wahrheit unserem Geiste mit der stärksten Gewalt auf.

2. Man sagt, die Lehre von der Transsubstantiation sei schwer zu glauben. Ich habe, ehe ich Katholik war, nicht an diese Lehre geglaubt, hatte aber keine Schwierigkeit, sie anzunehmen, sobald ich in der katholischen Kirche die Vermittlerin der göttlichen Wahrheit sah und glaubte, daß sie diese Lehre für einen Teil der ursprünglichen Offenbarung erklärte. Sie ist schwierig, ja sie ist unmöglich, unvorstellbar, das gebe ich zu. Aber wie sollte es schwer sein, sie zu glauben? Freilich, Macaulay hielt ihre Annahme für so schwer, daß er einen Gläubigen von der überragenden Begabung eines Thomas Morus sehen musste, ehe er verstehen konnte, daß sich die Katholiken eines aufgeklärten Jahrhunderts von *der überwältigenden Macht des Beweises gegen diese Lehre* nicht überzeugen lassen.

Sir Thomas Morus, schreibt er, ist ein vollendetes Muster der Weisheit und Tugend. Und die Lehre von der Transsubstantiation ist eine Art Belastungsprobe. Ein Glaube, der diese Probe besteht, wird jeder anderen gegenüber standhalten.

Aber ich kann sie tatsächlich nicht beweisen, ich kann nicht sagen, *wie* es zugeht. Doch sage ich: Warum sollte es nicht so sein? Was steht hindernd im Wege? Was weiß ich von Substanz und Materie? Genau so viel wie die größten Philosophen, das ist überhaupt nichts. Diese Tatsache liegt so klar auf der Hand, daß eine philosophische Schule im Entstehen begriffen ist, welche die Ansicht vertritt, unsere ganze Kenntnis der physischen Dinge sei auf die Erscheinungen beschränkt. Die katholische Lehre berührt die Erscheinungen nicht. Sie sagt nicht, die äußeren Gestalten verschwinden, sondern im Gegenteil, sie bleiben. Ebenso wenig lehrt sie, dieselben Gestalten können an mehreren Orten zugleich sein. Sie befasst sich mit dem, wovon auf Erden niemand etwas weiß, mit den materiellen Substanzen selbst. Das gleiche ist der Fall bei dem majestätischen Artikel des anglikanischen wie des katholischen Glaubensbekenntnisses, der Lehre von der Dreifaltigkeit in der Einheit. Was weiß ich vom Wesen der göttlichen Natur? Ich weiß, daß mein abstrakter Begriff von Drei mit dem von Eins einfach unvereinbar ist. Doch wenn ich zu der Frage der konkreten Tatsache übergehe, kann ich keinen Beweis erbringen, daß nicht Eins und Drei in irgendeinem Sinne wirklich von dem mit nichts vergleichbaren Gott ausgesagt werden können.

Aber meine Ankläger verlangen mehr von mir als die Verteidigung der kirchlichen Lehren, und ich muss ihrem Verlangen entsprechen. Sie sagen, wenn mir vielleicht auch jetzt als Katholik keine persönliche Unwahrhaftigkeit mehr zur Last gelegt werden könne, so sei ich doch wenigstens mitverantwortlich für die Ärgernisse, die von anderen, meinen Religionsgenossen, meinen geistlichen Mitbrüdern, von der Kirche selbst, gegeben werden. Ich bin gerne bereit, diese Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen. Hoffentlich ist es mir gelungen, in allen, die mir nicht von vornherein den Glauben versagten, mit wenigen Worten den Verdacht zu zerstreuen, von dem sich so viele Protestanten bei der Beurteilung der Katholiken beeinflussen lassen, nämlich, unser Glaube sei tatsächlich und unvermeidlich auf Aberglauben und Heuchelei, der Erbsünde des Katholi-

zismus, aufgebaut. Ebenso will ich mich auch jetzt mit der Kirche identifizieren, und um sie zu rechtfertigen, nur das eine zu beweisen versuchen, daß ihr System in keiner Hinsicht unehrlich ist, und daß demnach die Anhänger und Lehrer dieses Systems als solche mit Recht beanspruchen können, für ihre Person von dieser bössartigen Beschuldigung freigesprochen zu werden; dabei will ich natürlich die ungeheure Menge der Sünden und Irrtümer nicht leugnen, die in einer weltumfassenden, vielgestaltigen Gemeinschaft natürlich vorkommen.

3. Ich gehe also von der Existenz eines Gottes aus, die mir, wie gesagt, so feststeht wie die Gewissheit meiner eigenen Existenz, obwohl ich bei dem Versuch, den Gründen für diese Gewissheit nach Maß und Zahl eine logische Form zu geben, die mir genügt, auf Schwierigkeiten stoße. Sehe ich von mir aus auf die Welt der Menschen, so bietet sich mir ein Anblick, der mich mit unsäglichlicher Trauer erfüllt. Die Welt scheint einfach die große Wahrheit Lügen zu strafen, von der mein ganzes Wesen erfüllt ist, und die Wirkung auf mich ist notwendig nicht weniger verwirrend, als wenn diese Welt meine eigene Existenz leugnen würde. Wenn ich in einen Spiegel blickte und darin mein Gesicht nicht sähe, so hätte ich ungefähr dasselbe Gefühl, das mich jetzt überkommt, wenn ich die lebendige, geschäftige Welt betrachte und das Spiegelbild ihres Schöpfers nicht in ihr finde. Das ist für mich eine der großen Schwierigkeiten dieser unbedingten, ersten Wahrheit, von denen ich eben gesprochen habe. Wäre es nicht diese Stimme, die so deutlich in meinem Gewissen und in meinem Herzen spricht, ich würde bei der Betrachtung der Welt zum Atheisten, Pantheisten oder Polytheisten. Ich rede hier nur von mir selbst! Es liegt mir fern, die wirkliche Kraft der Beweisgründe für die Existenz Gottes zu leugnen, die aus der allgemeinen Tatsache der menschlichen Gesellschaft und aus dem Gang der Geschichte genommen werden. Aber sie erwärmen und erleuchten mich nicht. Sie nehmen den Winterfrost meiner Trostlosigkeit nicht von mir, bringen keine Knospen in mir zur Entfaltung und keine Blätter

zum Grünen, sondern lassen meine Seele freudenleer. Der Anblick der Welt ist, wie die Rolle des Propheten, voll von *Klagen, Trauerliedern und Wehe*.

Betrachten wir die Welt nach ihrer Länge und Breite, ihre mannigfaltige Geschichte, die vielen Menschenrassen, ihr Aufsteigen, ihr Schicksal, ihre gegenseitige Entfremdung, ihre Zusammenstöße! Ferner ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Regierungsformen und die Arten ihrer Gottesverehrung, ihre Unternehmungen, ihr zielloses Rennen und Jagen, ihre zufälligen Erfolge und Errungenschaften, das klägliche Ende lange bestehender Tatsachen, das Verblasste und Unterbrochene in den Spuren des sie durchwaltenden Planes, die blinde Entwicklung dessen, was sich später als große Kraft oder als große Wahrheit erweist, den Fortschritt der Dinge, der anscheinend von unvernünftigen Trieben, nicht von den Zweckursachen bestimmt wird, die Größe und Kleinheit des Menschen, seine weitreichenden Pläne, seine kurze Lebensdauer, das Dunkel, in das seine Zukunft gehüllt ist, die Enttäuschungen des Lebens, die Niederlage des Guten, den Triumph des Bösen, körperliche Leiden und geistige Drangsale, die Vorherrschaft und Gewalt der Sünde, den überhandnehmenden Aberglauben, die Verkommenheit, die schauerliche Irreligiosität, die keine Hoffnung läßt, kurz, den Zustand des ganzen Menschengeschlechtes, der so furchtbar und doch so richtig in den Worten des Apostels beschrieben ist: *Ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt*. All das ist ein Anblick, der Schwindel und Grauen erregt und dem Geist die Ahnung eines tiefen Geheimnisses aufdrängt, das über alle menschlichen Lösungsversuche erhaben ist.

Gericht über die Welt. Welche Worte soll ich finden angesichts dieser herzerschütternden und vernunftverwirrenden Tatsache? Ich weiß nur eine Antwort: Entweder gibt es keinen Schöpfer, oder die vorhandene menschliche Gesellschaft ist wirklich aus seinen Augen verstoßen. Wenn ich einen Knaben sähe von edler Gestalt und guten Geistesanlagen, mit allen Anzeichen einer vornehmen Natur, der ohne Mittel in die Welt hinaus gestoßen ist, außerstande zu sagen, woher er kommt,

was sein Geburtsort oder seine Familie ist, so würde ich den Schluss ziehen, daß irgendein Geheimnis sich an seine Geschichte knüpft, und daß er ein Wesen ist, dessen sich seine Eltern aus diesem oder jenem Grunde schämen. Nur so wäre es mir möglich, den Gegensatz zwischen dem zu erklären, was er sein könnte, und dem, was er ist. So schließe ich auch in bezug auf die Welt: *Wenn* es einen Gott gibt, und *da* es einen Gott gibt, muss das Menschengeschlecht von der Wurzel her in irgendein furchtbares Unheil verstrickt sein. Es hat die Verbindung mit den Absichten seines Schöpfers verloren. Das ist eine Tatsache, so sicher wie die Tatsache seiner Existenz. **Darum ist die Lehre von dem, was die Theologen Erbsünde nennen, in meinen Augen fast ebenso gewiss, wie die Existenz der Welt und die Existenz Gottes.**

4. Nun angenommen, es sei der heilige und liebevolle Wille des Schöpfers, in diesen gesetzlosen Zustand der Dinge einzugreifen, welche Maßnahmen würden wir zur Ausführung seines erbarmungsvollen Vorhabens für notwendig und selbstverständlich halten? Da die Welt in einem so abnormen Zustand ist, wäre ich gar nicht erstaunt, wenn das Eingreifen mit Notwendigkeit ebenso außerordentlich oder, wie man sagt, wunderbar wäre. Aber diese Frage steht mit dem Zweck dieser Erörterungen in keinem unmittelbaren Zusammenhang. Wunder, als Beweis für den Glauben gefasst, gehören in die Reihe der Argumente des schlussfolgernden Verstandes. Jetzt sinne ich ja auf eine Methode, die nicht unmittelbar argumentierenden Charakter hat. Ich frage lieber, welcher Streiter könnte Auge in Auge der ungestümen Gewalt der Leidenschaft und dem alles zersetzenden, auflösenden Skeptizismus des Verstandes in religiösen Fragen Widerstand leisten und ihn überwinden? Ich will durchaus nicht leugnen, daß die Wahrheit der eigentliche Gegenstand unserer Vernunft ist, und dass, wenn unsere Vernunft nicht zur Wahrheit gelangt, entweder die Voraussetzungen oder das Schlussverfahren falsch ist. Doch spreche ich hier nicht von der rechten Vernunft, sondern von derjenigen, die tatsächlich und konkret im gefallenem Menschen

wirksam ist. Ich weiß, daß auch die auf sich selbst angewiesene Vernunft bei richtigem Gebrauch zum Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und an die künftige Vergeltung führt. Aber ich betrachte hier die augenblicklichen und historischen Fähigkeiten der Vernunft. Von diesem Gesichtspunkt aus glaube ich nicht unrecht zu haben, wenn ich sage, daß sie in Sachen der Religion geradewegs zum Unglauben neigt. Keine Wahrheit, und mag sie noch so heilig sein, kann sich ihr gegenüber auf die Dauer behaupten. Daher kam es, daß zu der Zeit, als unser Herr erschien, in allen Teilen der heidnischen Welt, wo der Intellekt rührig und erfolgreich gewesen war, die letzten Spuren der religiösen Erkenntnis früherer Zeiten im Erlöschen waren.

Ebenso streben in jüngster Zeit die Dinge außerhalb der katholischen Kirche den Umständen der Zeit entsprechend mit viel größerer Schnelligkeit als im Altertum dem Atheismus in dieser oder jener Form zu. Welch ein Schauspiel und welch einen Anblick bietet ganz Europa in unseren Tagen! Und nicht bloß Europa, sondern jedes Reich und jede Zivilisation in der Welt, die unter dem Einfluss europäischen Geistes stehen! Wie traurig ist, was uns zunächst angeht, das Bild, das uns die Gebildeten Englands, Frankreichs und Deutschlands in religiöser Hinsicht bieten, die Religion auch nur in ihrer elementarsten, einfachsten Form genommen! Männer, die ihr Vaterland und die Menschheit lieben, religiöse Menschen außerhalb der katholischen Kirche, haben verschiedene Mittel versucht, um die wilde, eigensinnige Menschennatur in ihrem Vorwärtsstürmen aufzuhalten und sie zur Unterwerfung zu zwingen. Die Notwendigkeit irgendeiner Religionsform ist für die Wohlfahrt der Menschheit allgemein anerkannt. Aber wo war die konkrete Vertretung der unsichtbaren Dinge, die Kraft und Zähigkeit genug besaß, daß die Flut sich daran bräche? Vor dreihundert Jahren wurde in den Ländern, die sich von der katholischen Kirche getrennt hatten, die Verstaatlichung der Religion in materieller, gesetzlicher und sozialer Hinsicht als das beste Mittel für diesen Zweck angewendet, lange Zeit mit Erfolg.

Doch jetzt gewähren die Breschen dieser Art Kirchenverfassung dem Feinde überall Einlass. Vor dreißig Jahren wurde alles Gewicht auf die Erziehung gelegt. Vor zehn Jahren hatte man die Hoffnung, daß unter dem Einfluss der Handelsunternehmungen und unter der Herrschaft der nützlichen und schönen Künste die Kriege für immer aufhörten. Doch wer wird behaupten wollen, daß es irgendwo auf dieser Erde etwas gäbe, das uns als Stützpunkt dienen könnte, um die Erde in ihrem Vorwärtsstürmen aufzuhalten?

5. Das Erfahrungsurteil über Staatskirchentum und Erziehung als Mittel, die religiöse Wahrheit in dieser anarchischen Welt zu erhalten, muss sogar auf die Schrift ausgedehnt werden, obwohl sie göttlich ist. Die Erfahrung liefert den sicheren Beweis, daß die Bibel einem Zweck nicht gerecht wird, für den sie nie bestimmt war. Sie kann zufällig für einzelne Persönlichkeiten Mittel zur Bekehrung werden. Aber schließlich kann ein Buch dem wilden Drange menschlicher Vernunft keinen Widerstand leisten, und gerade in diesen Tagen wird die Bibel ihrem ureigenen Aufbau und Inhalt nach selbst zum Zeugen für die Gewalt dieser allgemeinen Auflösung, die so erfolgreich auf die christlichen Staatskirchen einwirkt.

Vorausgesetzt also, es wäre der Wille des Schöpfers, in die menschlichen Angelegenheiten einzugreifen und für die Erhaltung einer bestimmten und klaren Gotteserkenntnis in der Welt zu sorgen, an der die Gewalt der menschlichen Skepsis zuschanden würde, in einem solchen Falle, ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, daß es keine andere Möglichkeit gegeben hätte, ist es nicht verwunderlich, wenn Er es für angezeigt hielt, in der Welt eine Macht aufzurichten, die mit dem Vorzug der Unfehlbarkeit in religiösen Fragen ausgestattet ist. Eine solche Vorkehrung wäre ein unmittelbar geeignetes, wirksames und kräftiges Mittel, der Schwierigkeit zu begegnen. Sie wäre ein der Not angepasstes Werkzeug. Und wenn ich sehe, daß die katholische Kirche gerade diesen Vorzug für sich in Anspruch nimmt, so geht mir dieser Gedanke nicht nur ohne Schwierigkeit ein, sondern ich finde ihn sogar so zweckentsprechend, daß

er sich meinem Verstande von selbst empfiehlt. **So komme ich auf die Unfehlbarkeit der Kirche zu sprechen als einer Einrichtung, die der Schöpfer in seiner Erbarmung getroffen hat, um die Religion in der Welt zu erhalten,** die Freiheit des Denkens, die an sich unleugbar eine der vornehmsten Gaben der Natur ist, einzuschränken und sie von ihrem eigenen, selbstmörderischen Übermut zu retten. Man beachte, daß ich weder hier noch im Folgenden von der Offenbarung an sich zu sprechen habe. Ich betrachte sie nur in ihrer Beziehung zu den Wahrheiten, die unabhängig von ihr erkannt werden können soweit sie zum Schutz und zur Verteidigung der natürlichen Religion dient. Ich behaupte also: Eine Gewalt, die in religiösen Fragen Unfehlbarkeit besitzt, ist in der Ordnung menschlicher Angelegenheiten ein wirksames Werkzeug, um die maßlose Energie des angriffslustigen, boshaften und unzuverlässigen Intellekts in harte Zucht zu nehmen und in seine Grenzen zurückzudrängen. Und indem ich dies behaupte, darf, wie bei anderen Dingen, die ich noch zu sagen habe, nicht vergessen werden, daß ich mein Hauptziel, die Verteidigung meiner selbst, nie aus dem Auge verliere.

Ich verteidige mich hier gegen eine übliche Verdächtigung der Katholiken, die im Folgenden noch klarer wird. Die Anklage lautet: Als Katholik bekenne ich mich nicht bloß zu Lehren, die ich im Herzen unmöglich glauben könne, sondern auch zu der Existenz einer Gewalt auf Erden, die den Menschen nach ihrem eigenen Willen und Belieben auf Grund ihres Unfehlbarkeitsanspruchs neue Glaubenssätze auferlegt. Infolgedessen seien meine Gedanken nicht mein Eigentum. Ich könne nicht sagen, ob ich morgen nicht aufgeben müsse, was ich heute für wahr halte, und die notwendige Folge eines solchen Geisteszustandes müsse unwürdige Sklaverei oder innere Verbitterung und Auflehnung sein, die sich in verstecktem Unglauben Erleichterung zu verschaffen suche. Oder man sei gezwungen, alle Fragen der Religion mit einer Art Ekel von sich zu weisen und mechanisch alles nachzusprechen, was die Kirche sage, die Verteidigung desselben aber anderen zu über-

lassen. Wie ich also oben von meinem Verhältnis zum katholischen Glaubensbekenntnis gesprochen habe, so werde ich jetzt meinen Standpunkt der kirchlichen Unfehlbarkeit gegenüber darlegen.

6. Unfehlbarkeit. Die grundlegende Lehre des unfehlbaren Lehramtes muss ein flammender Protest gegen den herrschenden Zustand des Menschengeschlechts sein. **Der Mensch hat sich gegen seinen Schöpfer empört.** Das war der Grund für das Eingreifen Gottes. Dies laut zu verkündigen, ist die erste Pflicht des von Gott gesandten Boten. **Die Kirche muss Empörung als das größte Übel brandmarken.** Sie darf auf keinen Fall mit ihr paktieren. Wenn sie ihrem Meister treu sein will, muss sie diese in Acht und Bann tun. Das ist der Sinn meiner Behauptung, die der Gegenstand einer jener Hauptanklagen gegen mich gewesen ist, auf die ich jetzt antworte. Ich habe übrigens in dieser Hinsicht keinen Fehler einzugestehen und nichts zu widerrufen. Ich wiederhole daher jene Behauptung mit voller Überlegung. Ich habe gesagt:

Die katholische Kirche hält es für besser, wenn Sonne und Mond vom Himmel fallen, wenn die Erde untergeht und alle die vielen Millionen Geschöpfe auf ihr in schrecklicher Todesnot an Hunger sterben, weil das nur zeitliche Trübsal bedeutet, als daß eine einzige Seele, ich will nicht einmal sagen, verloren geht, sondern sich auch nur eine einzige lässliche Sünde zuschulden kommen lässt, eine freiwillige Unwahrheit sagt, oder einen einzigen elenden Heller ohne Entschuldigung stiehlt.

Ich halte das hier ausgesprochene Prinzip nur für eine Präambel zu den förmlichen Beglaubigungsurkunden der katholischen Kirche, etwa wie ein Parlamentsbeschluss mit *in Anbetracht dessen*, daß beginnt. Weil das Unheil, das Besitz von der Menschheit ergriffen hat, so ungeheuer groß ist, wurde ihm ein ebenso mächtiger Gegner gegenüber gestellt. Und die erste Tat dieser von Gott eingesetzten Gewalt ist natürlich, ihre Kriegserklärung zu überreichen und den Feind zu fordern. Eine solche Einführung gibt also ihrer Stellung in der Welt einen Sinn und erklärt den Gang ihrer Lehre und ihres Tuns.

Ebenso hat sie jederzeit mit dem größten Nachdruck die anderen großen, grundlegenden Wahrheiten vorgetragen, die entweder eine Erläuterung ihrer Mission sind oder ihrem Werke einen Stempel aufdrücken. Sie lehrt nicht, daß die menschliche Natur unheilbar sei, wozu wäre sie sonst gesandt? Auch nicht, daß sie vernichtet und ins Gegenteil verdreht, sondern daß sie befreit, gereinigt und erneuert werden muss. Sie lehrt nicht, daß die Natur eine bloße Masse hoffnungslosen Übels, sondern die Trägerin großer Verheißungen ist und sogar in ihrer jetzigen zerrütteten und entgleisten Verfassung eine eigene Tugend und Güte besitze. Sodann aber weiß und lehrt sie auch, daß die Erneuerung, sie sie zu bewirken sucht, nicht durch bloße Einwirkung von außen, durch Predigt und Belehrung, auch nicht durch ihre eigene, zu erreichen ist. Sie weiß, daß dies nur mit Hilfe einer inneren geistigen Kraft oder Gnade, die unmittelbar von oben mitgeteilt wird und die sie auf der Erde vermittelt, erreicht wird. Sie hat den Auftrag, die menschliche Natur von ihrem Elend zu heilen, aber nicht einfach durch die Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Verfassung, sondern durch deren Erhöhung und Vervollkommnung. Sie erkennt in ihr eine wirkliche moralische Vollkommenheit an, die nur degradiert ist. Aber sie kann sie bloß dadurch von der Erde befreien, daß sie diese zum Himmel hinauf hebt. Zu diesem Zweck wurde eine erneuernde Gnade in ihre Hand gelegt. Und deshalb schärft sie, sowohl wegen der Natur der Gabe als wegen der Vernünftigkeit der Sache den weiteren Punkt ein, daß jede wahre Bekehrung mit den ersten Regungen des Denkens anfangen muss. Sie lehrt, jeder einzelne Mensch müsse in seiner eigenen Person ein vollkommener und vollendeter Tempel Gottes sein, weil er auch einer der lebendigen Bausteine sei, die eine sichtbare religiöse Gemeinschaft ausmachen. Die Unterscheidungen zwischen Natur und Gnade, zwischen äußerer und innerer Religion bilden also zwei weitere Artikel dessen, was ich die Präambel zu ihrem göttlichen Auftrag genannt habe.

7. Solche Wahrheiten wiederholt sie kräftig und prägt sie der Menschheit mit Nachdruck ein. Hier kennt sie keine halben

Maßregeln, keine schonende Zurückhaltung, keine Vorsicht oder Klugheit. *Ihr müßt wiedergeboren werden*, sagt sie einfach und gerade wie ihr göttlicher Meister. *Eure ganze Natur muss neugeboren werden; eure Leidenschaften und eure Affekte, eure Ziele, euer Gewissen und euer Wille müssen in ein neues Element getaucht und dem Schöpfer von neuem geweiht werden und nicht zuletzt euer Verstand selbst*. Weil ich diese Punkte ihrer Lehre in meiner Weise wiedergab, wurden bestimmte Stellen in einem meiner Bücher in die allgemeine Anklage gegen meine religiösen Anschauungen aufgenommen. Der Verfasser der Anklage sagte, ich müsse von Sinnen sein, wenn ich an meine Behauptung glaube, oder charakterlos, wenn ich nicht daran glaube: Daß nämlich ein nachlässiges, zerlumptes, schmutziges Bettelweib, das Märchen erzählt, mehr Aussicht auf den Himmel habe, wenn es nur sanft, keusch, mäßig, heiter und religiös sei, als ein vollendeter Staatsmann, Rechtsgelehrter oder Adelige, wenn dieser auch noch so gerecht, aufrichtig, edelmütig, ehrenhaft und gewissenhaft sei, ausgenommen, er habe auch einen Anteil am Besitz der göttlichen Gnaden des Christentums. Ich denke, gegen jede Kritik dieser Art könnte ich mich mit den gleichen Worten verteidigen, die unser Herr zu den Hohenpriestern sprach: *Zöllner und Dirnen gelangen eher in das Reich Gottes als ihr*. (Mt 21, 31) Vor das gleiche Entweder - Oder von Beschuldigungen wurde ich gestellt, weil ich zu sagen wagte, die Einwilligung in eine unlautere Begierde sei unendlich hässlicher als eine Lüge, wenn man einmal von den Ursachen, Beweggründen und Folgen absieht. Denn eine Lüge, unter diesen Einschränkungen betrachtet, ist nur eine zufällige Äußerung, eine fast äußerliche Handlung, die nicht unmittelbar aus dem Herzen kommt, so schimpflich und verächtlich sie ist und so sehr sie das Gemeinschaftsleben schädigt und die öffentliche Verurteilung verdient. Haben wir doch das ausdrückliche Wort des Herrn: *Wer eine Frau auch nur lüstern ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen*. (Mt 5, 28) Auf Grund dieser Schriftworte habe ich gewiss ebenso viel Recht, an diese Lehren, die so viel Befremden

verursacht haben, zu glauben wie an die Erbsünde, an die Tatsache der übernatürlichen Offenbarung, an das Leiden und Sterben einer göttlichen Person oder an die Ewigkeit der Höllestrafe.

Von dem, was ich als Präambel zur Übertragung jener Gewalt, womit die Kirche ausgestattet ist, bezeichnet habe, gehe ich nun zu dieser Gewalt, zur Unfehlbarkeit selbst über und schicke zwei kurze Bemerkungen voraus: 1. Ich habe hier nichts über den wesentlichen Sitz dieser Gewalt zu entscheiden, denn das ist eine Lehrfrage, keine historische oder praktische. 2. Ich habe nicht im Sinn, den unmittelbaren Geltungsbereich der Unfehlbarkeitsgewalt auf außerreligiöse Fragen auszudehnen. Und nun zu der Gewalt selbst.

Ihrem ganzen Umfang nach betrachtet, ist diese Gewalt ebenso furchtbar wie das riesenhafte Übel, das sie hervorgerufen hat. In rechtmäßiger Weise ausgeübt, im anderen Fall tritt sie natürlich nicht in Kraft, erhebt sie den Anspruch, mit Sicherheit jeden einzelnen Teil der göttlichen Botschaft, die der Herr seinen Aposteln übergeben hat, seinem wahren Sinn nach zu erschließen. Sie erhebt den Anspruch, ihre eigenen Grenzen zu wissen und bestimmen zu können, was sie unbedingt entscheiden kann und was nicht. Sie erhebt überdies den Anspruch, auf nicht unmittelbar religiöse Angelegenheiten insofern einen Einfluss zu haben, als sie feststellen kann, ob sie sich mittelbar auf die Religion beziehen, und entsprechend ihrem endgültigen Urteil zu erklären, ob solche Behauptungen im Einzelfall mit der geoffenbarten Wahrheit vereinbar sind oder nicht. Sie erhebt kraft ihrer Lehrautorität den Anspruch zu entscheiden, ob diese oder jene Lehren, mögen sie in ihr Gebiet gehören oder nicht, nach ihrem Geiste oder in ihren Folgen dem *Depositum fidei* Eintrag tun oder nicht, und demgemäß sie zuzulassen oder zu verwerfen und zu verbieten. Sie erhebt den Anspruch, unter Umständen Stillschweigen aufzuerlegen über Lehrfragen und Kontroversen, die sie kraft ihres *Ipse dixit* als gefährlich, ungehörig oder unzeitgemäß erklärt. Sie verlangt, daß die Katholiken, wie auch immer ihr Urteil über solche Handlungen lautet,

sie mit den gleichen äußeren Zeichen der Ehrfurcht, Unterwerfung und Loyalität aufnehmen, die z. B. der Engländer der Person seines Herrschers zollt, ohne öffentliche Kritik an ihnen zu üben, weil diese Maßnahmen entweder an sich unpassend oder in ihrer Form verletzend und hart sind. Und endlich nimmt sie das Recht in Anspruch, geistliche Strafen aufzuerlegen und diejenigen, welche sich weigern, sich ihren ausdrücklichen Erklärungen zu unterwerfen, von den ordnungsmäßigen Mitteilungen des göttlichen Lebens und von ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Das ist, konkret betrachtet, die Unfehlbarkeit, die der katholischen Kirche übertragen ist mit allen Zeichen ihrer hohen Gewalt. **Sie ist, um das oben Gesagte zu wiederholen, eine erhabene, ungeheure Machtbefugnis, auf die Erde gesandt, um einem riesenhaften Übel entgegen zutreten und es zu meistern.**

8. Nach dieser Beschreibung der Unfehlbarkeitsgewalt erkläre ich meine absolute Unterwerfung unter ihre Forderungen. Ich glaube an das ganze geoffenbarte Dogma, wie es von den Aposteln gelehrt und der Kirche übergeben wurde, und wie es die Kirche mir zu glauben vorstellt. Ich nehme es an, wie es die Autorität, der es anvertraut wurde, unfehlbar auslegt und ebenso, was darin enthalten ist, wie es dieselbe Autorität bis ans Ende der Zeiten auslegen wird. Ja, noch mehr, ich unterwerfe mich den allgemein angenommenen Überlieferungen der Kirche, welche das Material zu den neuen, von Zeit zu Zeit ergehenden dogmatischen Entscheidungen enthalten und die zu allen Zeiten dem bereits definierten Dogma als Gewand und Erläuterung dienen. Ich unterwerfe mich ferner den anderen theologischen oder nichttheologischen Entscheidungen des Heiligen Stuhles, welche durch die von ihm aufgestellten Organe gefällt werden. Abgesehen von der Frage ihrer Unfehlbarkeit, haben sie zum mindesten ein Recht, angenommen und befolgt zu werden. Desgleichen bin ich der Ansicht, daß die katholische Forschung im Laufe der Zeit allmählich feste Formen angenommen und sich unter der geistigen Führung großer Lehrer, wie des hl. Athanasius, des hl. Augustinus und des hl.

Thomas, zu einer formellen Wissenschaft mit eigener Methode und Phraseologie entwickelt hat. Und ich verspüre durchaus keine Versuchung, das große Vermächtnis des Denkens das so auf uns und unsere Zeit übergegangen ist, in Stücke zu schlagen.

Wenn man all dies als Bekenntnis betrachtet, das ich *ex animo* für mich selbst wie für den mir bekannten Teil der katholischen Gemeinschaft ablege, wird man zuerst den Eindruck gewinnen, der rastlose Intellekt der gewöhnlichen Menschennatur werde bis zum äußersten, bis zur Unterdrückung jeder selbständigen Betätigung und Arbeit nieder gehalten. Und wenn er nur auf diesem Wege ins Geleise zu bringen ist, so bedeute das seine Vernichtung. Aber das ist ganz und gar nicht die Folge! Es ist vielmehr meines Erachtens weit entfernt von den Absichten der hohen Vorsehung, die für ein großes Übel ein großes Heilmittel ersann, und es stimmt auch weder mit der Geschichte des Kampfes zwischen Unfehlbarkeit und Vernunft in der Vergangenheit, noch mit dessen Aussichten für die Zukunft überein. **Die Kraft des menschlichen Intellekts wächst aus dem Widerstand.** Er gedeiht freudig, mit großer elastischer Kraft, unter den furchtbaren Hieben der von Gott geschmiedeten Waffe und ist nie so er selbst, als wenn er eben besiegt worden ist. *Zwei große Prinzipien* bestimmen den Verlauf der Religionsgeschichte, *Autorität* und *Privaturteil*, und die protestantischen Schriftsteller nehmen gewöhnlich an, daß sie das ganze Privaturteil für sich haben, und wir die Erben des ganzen überwältigenden Druckes der Autorität seien. Doch das ist nicht der Fall. Gerade in der großen katholischen Gemeinschaft und in ihr allein finden beide Kämpfer Raum in diesem furchtbaren, nie endenden Zweikampf. Es ist für das Leben der Religion, mit Rücksicht auf ihre umfassende Tätigkeit und ihre Geschichte, gerade notwendig, daß der Krieg nie aufhöre. Jede Äußerung der Unfehlbarkeit wird hervorgerufen durch angestrengte und wiederholte Tätigkeit der Vernunft mag die Vernunft ihr Verbündeter oder ihr Gegner sein. Und wenn die Unfehlbarkeit ihre Aufgabe erfüllt hat, fordert sie wiederum

eine Reaktion der Vernunft heraus. Wie in bürgerlichen Verhältnissen Eifersucht und Streit, die Missgriffe und Fehler der einzelnen Teile des Staates gerade zu Mitteln seiner Existenz und seines Fortbestandes werden, so ist auch die katholische Christenheit *nicht* eine einfache Verkörperung des religiösen Absolutismus, sondern sie zeigt ein immer neues Bild von Autorität und persönlichem Urteil, die beide abwechselungsweise hervor- und zurück treten, wie an der Küste Ebbe und Flut. Sie ist eine große Gemeinschaft menschlicher Wesen mit eigensinnigem Intellekt und wilden Leidenschaften, die durch die Schönheit und Majestät einer übermenschlichen Macht zu einer Einheit zusammengehalten werden, gewissermaßen eine große Besserungsoder Erziehungsanstalt, aber nicht ein Spital oder Gefängnis, wo man ins Bett gelegt oder lebendig begraben wird, sondern wo man, wenn ich mein Bild ändern darf, gleichsam in eine geistige Werkstätte kommt, in der das rohe Material der Menschennatur, das so vortrefflich, so gefährlich und für die göttlichen Absichten doch so geeignet ist, durch unaufhörliche geräuschvolle Bearbeitung umgeschmolzen, veredelt und neugestaltet wird.

9. Unfehlbarkeit bei Paulus. Der hl. Paulus sagt einmal, seine apostolische Gewalt sei ihm zum Aufbau, nicht zum Niederreißen gegeben worden. (2 Kor 13, 10) Es gibt keine bessere Begründung für die Unfehlbarkeit der Kirche! Sie kommt einem Bedürfnis entgegen und geht nicht über das Bedürfnis hinaus. Es ist weder ihr Zweck noch ihre Wirkung, die Freiheit und Kraft des menschlichen Denkens in der religiösen Spekulation zu schwächen, sondern nur dessen Ausschreitungen zu mäßigen und zu überwachen. Welches waren bisher ihre großen Taten? Sie gehören alle ausschließlich in das Gebiet der Theologie. Sie hatte den Arianismus, Eutychanismus, Pelagianismus, Manichäismus, das Luthertum und den Jansenismus zu überwinden. Das ist in kurzen Umrissen das Ergebnis ihres Wirkens in der Vergangenheit. Betrachten wir jetzt die Bürgschaften, die wir haben, daß sie auch in Zukunft nicht anders wirken wird. Erstens, die Unfehlbarkeit kann nur in-

nerhalb eines bestimmten Gedankenkreises wirken und muss in allen ihren Entscheidungen oder sogenannten Definitionen dartun, daß sie denselben nicht überschreitet. Die großen Wahrheiten des Sittengesetzes, der natürlichen Religion und des apostolischen Glaubens sind ebenso ihre Grenze wie ihre Grundlage. Sie darf nicht darüber hinaus und muss sich stets darauf berufen. Ihr Inhalt und die Artikel dieses Inhalts sind gegeben. Sie muss sich stets dazu bekennen, von der Heiligen Schrift und der Überlieferung geleitet zu sein. Auf die einzelne apostolische Wahrheit muss sie sich beziehen, wenn sie eine Lehre einschärft oder, wie es heißt, *definiert*. Es kann mir also in Zukunft nur das als Teil des Glaubens vorgestellt werden, was ich hätte bereits annehmen müssen, und was ich, vielleicht, bisher nur deswegen nicht angenommen habe, weil es mir nicht vorgestellt wurde. Es kann mir nichts auferlegt werden, was der Art nach von meinem bisherigen Glauben abweicht, geschweige denn, was ihm widerspricht. Die neu verkündete Wahrheit muss, wenn sie neu genannt werden kann, der alten Wahrheit wenigstens homogen, ihr verwandt, in ihr enthalten und in Beziehung auf sie ins Auge gefasst sein. Sie muss dem entsprechen, was nach meinen Mutmaßungen und Wünschen in der apostolischen Offenbarung enthalten sein sollte. Zumindest muss ihr Charakter es meinen Gedanken leicht machen, auf sie einzugehen und sich mit ihr zusammenzufinden, sobald ich von ihr höre. Vielleicht haben ich und andere sie schon immer geglaubt, und die eine Frage ist, die jetzt zu meinem Nutzen entschieden wird. Fortan habe ich die Genugtuung, zu wissen, daß ich die ganze Zeit nur das für wahr hielt, was die Apostel vor mir geglaubt und gelehrt haben.

Unbefleckte Empfängnis. Nehmen wir die Lehre, die nach Ansicht der Protestanten die größten Schwierigkeiten für uns enthält, die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis. Hier bitte ich den Leser, den Gang meiner Argumentation im Auge zu behalten, wie ich ihn im großen und ganzen verfolge. Hier stellt er sich folgendermaßen dar: Die Lehre macht mir keine Schwierigkeiten, weil sie inhaltlich mit dem Kreise anerkannter

dogmatischer Wahrheiten übereinstimmt, in den sie vor einiger Zeit aufgenommen wurde. Wenn aber *ich* keine Schwierigkeiten habe, warum sollten andere dann nicht auch keine Schwierigkeiten haben? Warum nicht Hunderte und Tausende? Ich bin überzeugt, daß die Katholiken im allgemeinen in der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis überhaupt keine intellektuelle Schwierigkeit haben. Und es ist auch kein Grund dazu vorhanden. Die Priester haben keine. Man wendet mir ein, daß sie Schwierigkeiten haben sollten. Aber sie haben keine. Man sei doch weitherzig genug zu glauben, daß es Menschen gibt, die anders denken und empfinden. Wie kommt es, daß Menschen ohne autoritative Leitung auf so verschiedene Religionsformen verfallen, wenn nicht daher, daß es verschiedenartige Typen des Geistes unter ihnen gibt? Wenn man meinem Zeugnis über mich selbst Glauben schenkt, so beurteile man danach auch andere Katholiken. Wir finden in den von uns bekannten Lehren nicht die Schwierigkeiten, die man in ihnen wittert. Uns bereitet besonders die Lehre, die man eine Neuheit unserer Tage heißt, keine intellektuelle Schwierigkeit. Wir Priester brauchen keine Heuchler zu sein, auch wenn wir verpflichtet sind, an die Unbefleckte Empfängnis zu glauben. Die ganze große Menschenklasse, die in unserer Art an das Christentum glaubt in jener eigenartigen Stimmung, in dem Geiste und Lichte, oder welches Wort man gebrauchen will, in dem die Katholiken daran glauben, empfindet den Satz, daß die allerseeligste Jungfrau ohne die Erbsünde empfangen wurde, durchaus nicht als Last. **Es entspricht nur der Wahrheit, wenn man sagt, die Katholiken glauben nicht an diese Lehre, weil sie definiert wurde, sondern sie wurde definiert, weil sie daran glaubten.**

10. Die Entscheidung vom Jahre 1854 war so wenig eine tyrannische Belastung der katholischen Welt, daß sie vielmehr bei ihrer Verkündigung mit der größten Begeisterung aufgenommen wurde. Sie erging infolge einmütiger Bitten, die aus allen Teilen der Kirche beim Heiligen Stuhl eingingen. Der apostolische Ursprung der Lehre möge *ex cathedra* festgestellt

werden! Ich habe nie gehört, daß ein Katholik, dessen Glaube nicht schon aus anderen Gründen verdächtig war, in der Annahme dieser Lehre Schwierigkeiten gehabt hätte. Allerdings gab es ernste, gut gesinnte Männer, die der Zweifel beunruhigte, ob die Lehre aus der Schrift und Tradition ausdrücklich als apostolisch nachzuweisen sei. Und obwohl sie sich selbst zu der Lehre bekannten, konnten sie sich nicht klar werden, wie sie von der Autorität definiert und allen Katholiken als Glaubenssatz auferlegt werden könne. Doch dies ist eine andere Frage. Hier handelt es sich nur darum zu erkennen, ob die Lehre eine Last ist. Ich glaube nicht. Ich vermute vielmehr allen Ernstes, der hl. Bernhard und der hl. Thomas, die seinerzeit gegen diese Lehre Bedenken hatten, würden diese der Sache selbst wegen mit Freuden angenommen haben, wenn sie in unseren Tagen gelebt hätten. Ihre Schwierigkeit bestand meiner Ansicht nach in gewissen Worten, Begriffen und Argumenten. Sie hielten die Lehre mit anderen Lehren für unvereinbar. Und die damaligen Verteidiger der Lehre hatten noch keine so klare Vorstellung von ihr, wie sie durch die langen Erörterungen in den folgenden Jahrhunderten erreicht wurde. In diesem Mangel an Klarheit lag der Grund der Meinungsverschiedenheit und der Kontroverse.

Das angeführte Beispiel gibt Anlass zu einer anderen Bemerkung. Die Zahl jener sogenannten neuen Lehren wird uns nicht sehr bedrücken, wenn jede zu ihrer Verkündigung acht Jahrhunderte braucht. So lange ungefähr dauerte die Vorbereitung zur Definition der Unbefleckten Empfängnis. Das ist natürlich ein außerordentlicher Fall. Doch läßt sich schwer sagen, was das Gewöhnliche ist, wenn man bedenkt, wie selten ein ausdrücklicher Anlass geboten ist, bei dem die Unfehlbarkeit feierlich ihre Stimme erhebt. Der Papst in Verbindung mit dem allgemeinen Konzil gilt uns als der ordnungsmäßige Träger der Unfehlbarkeit. Es gab aber nur achtzehn solcher Konzilien, seit das Christentum besteht durchschnittlich eins im Jahrhundert. Und von diesen Konzilien haben manche überhaupt keine Lehrentscheidung getroffen, andere haben sich nur mit einer

einzig beschäftigt, und viele haben nur Elementarpunkte des Glaubens behandelt. Das Konzil von Trient umfasste gewiss ein weites Gebiet der Lehre. Aber ich könnte auf seine Canones eine Bemerkung gerade aus der Universitätspredigt anwenden, die in dem Pamphlet, das mich zur Niederschrift dieses Buches veranlasst hat, so ganz unwissend kritisiert wurde. Dort sagte ich, die einzelnen Sätze des Athanasianischen Credos seien nur in verschiedene Formen gefasste Wiederholungen ein und desselben Gedankens. Ebenso sind die Tridentinischen Dekrete nicht voneinander losgelöst, sondern sollen durch eine Anzahl getrennter Erklärungen einigen wenigen notwendigen Wahrheiten gleichsam Form und Gestalt geben. Dasselbe könnte ich über verschiedene von den Päpsten ausgesprochene und von der Kirche angenommene theologische Zensuren und ihre allgemeinen dogmatischen Entscheidungen bemerken. Ich gebe zu, diese Entscheidungen können wegen ihrer großen Anzahl auf den ersten Blick für eine größere Belastung des persönlichen Glaubens gehalten werden als die Canones der Konzilien. Ich glaube jedoch nicht, daß sie es in Wirklichkeit sind, und zwar aus folgendem Grunde: Der Katholik, Laie oder Priester ist der Sache gegenüber durchaus nicht gleichgültig oder nimmt gewissermaßen aus Unbesorgtheit alles hin, was ihm vorgelegt wird. Er versteht sich auch nicht dazu, wie ein Advokat seiner Information gemäß zu sprechen. In solchen Verurteilungen will vielmehr der Heilige Stuhl meistens die eine oder andere Hauptrichtung des Irrtums, wie Luthertum und Jansenismus zurückweisen, die vor allem in der Ethik, nicht in der Lehre vom katholischen Geist abweichen, und er drückt nur das aus, was jeder gute, selbst ungelehrte Katholik mit einiger Begabung aus seinem gewöhnlichen gesunden Menschenverstand heraus selbst sagen würde, wenn ihm diese Angelegenheit vorgelegt werden könnte.

11. Ich will nun ganz offen versuchen, die Schwierigkeiten darzulegen, die meiner Ansicht die Vernunft dem erwähnten überlegenen Vorrecht der katholischen Kirche gegenüber wirklich hat. Ich habe oben ausführlich über die konkrete Gestalt

und die Umstände gesprochen, unter denen die reine unfehlbare Autorität dem Katholiken entgentritt. Diese Autorität hat das Vorrecht eines indirekten Rechtsspruches auch über Dinge, die außerhalb ihrer Grenze liegen, und sie übt diese Rechtshoheit mit vollem Rechte aus. Sie könnte in ihrem eigenen Bereich nicht in voller Freiheit tätig sein, wenn sie nicht das Recht hätte, darüber hinaus zu gehen. Sie könnte die religiöse Wahrheit nicht wirksam verteidigen, ohne auch die sogenannten *Pomoeria* für diese Wahrheit in Anspruch zu nehmen. Oder, um ein anderes Beispiel zu geben, ohne das gleiche zu tun, was wir als Nation tun, wenn wir außer dem Lande, in dem wir leben, auch die sogenannten britischen Gewässer als Eigentum beanspruchen. Die katholische Kirche nimmt das Recht in Anspruch, nicht bloß in rein religiösen Fragen ein unfehlbares Urteil zu fällen, sondern auch diejenigen weltlichen Angelegenheiten zu überwachen, die zur Religion in Beziehung stehen, also Fragen der Philosophie, der Wissenschaft, Literatur oder Geschichte, und sie verlangt Unterwerfung auch unter diesen Anspruch. Sie erhebt den Anspruch, Bücher zu verurteilen, den Verfassern Schweigen aufzuerlegen und Diskussionen zu verbieten. In diesen Dingen handelt es sich im allgemeinen weniger um Lehrfragen, als um Maßnahmen der Disziplin. Man muss ihr natürlich ohne Widerspruch gehorchen. Auch wenn sie vielleicht im Laufe der Zeit stillschweigend ihre Bestimmungen fallen läßt. In solchen Fällen kommt die Glaubensfrage gar nicht in Betracht. Denn was Sache des Glaubens ist, bleibt immer wahr und kann nie widerrufen werden. Die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche verbürgt indessen ihrem Träger keineswegs die Unfehlbarkeit in allen seinen Erlassen. Der Dichter sagt: *Herrlich ist es, Riesenkraft zu haben, doch Tyrannei, sie wie ein Riese zu gebrauchen*. Ich glaube, die Geschichte der Kirche bietet uns Beispiele, wo die zu Recht bestehende Gewalt mit Härte angewandt wurde. Ein solches Zugeständnis bedeutet weiter nichts als ein Bekenntnis zu den Worten des Apostels, daß der göttliche Schatz *irdenen Gefäßen* anvertraut ist. Auch folgt daraus nicht, daß die Maßnahmen der kirch-

lichen Obrigkeit ihrem Wesen nach unrecht und unbillig sind, weil sie in der Form fehlerhaft waren. So hohe Autoritäten handeln mit Hilfe von Werkzeugen. Bekanntlich decken sich diese gern mit dem Namen ihrer Vorgesetzten, die so für Fehler verantwortlich gemacht werden, die sie nie begangen haben. Aber alles dies in weit größerem Maße zugegeben, als es mit einem Schein von Recht der Leitung der Kirche zur Last gelegt werden kann, was enthält dieser Mangel an Klugheit oder Mäßigung mehr, als was mit weit größerem Recht gegen protestantische Gemeinschaften und Einrichtungen geltend gemacht werden könnte? Warum sollen nur wir deshalb Heuchler sein, und nicht auch die Protestanten? Wir sind nicht verpflichtet, etwas zu bekennen, sondern nur uns zu unterwerfen und zu schweigen, wie protestantische Geistliche vor kurzem dem königlichen Gebot, gewisse theologische Fragen ruhen zu lassen, gehorcht haben. Befehle, wie ich sie im Sinne habe, ergehen lediglich an unser Handeln, nicht an unser Denken. Wie könnte z. B. jemand durch das Verbot, eine Schmähschrift zu veröffentlichen, zum Heuchler werden? In seinen Gedanken ist er noch so frei wie zuvor. Die Verbote der Autorität mögen ihn persönlich reizen und quälen, aber sie erstrecken sich nicht auf den Gebrauch der Vernunft.

12. Beispiel des Origenes. So viel als Antwort auf den ersten Eindruck! Ich gehe jedoch weiter und sage: Trotz allem, was die allerfeindseligste Kritik der kirchlichen Autorität im bisherigen Gebrauch ihrer Gewalt an Eingriffen und Härten vorwerfen mag, glaube ich, **daß sie, wie der Ausgang gezeigt hat, gewöhnlich im Recht war, und daß die, gegen welche sie hart gewesen ist, meistens Unrecht hatten.** Zum Beispiel ist mir der Name des Origenes lieb, und ich lasse keinen Augenblick die Vorstellung in mir zu, daß eine so große Seele verloren sei. Aber es steht mir fest, daß im Streit zwischen seiner Lehre und seinen Jüngern und der kirchlichen Gewalt seine Gegner Recht hatten und er Unrecht. Doch wer kann von seinem Widersacher, Theophilus, Bischof von Alexandrien, der auch der Feind des hl. Johannes Chrysostomus war, mit Nach-

sicht sprechen? Wer kann den Papst Vigilius bewundern oder verehren? Hier legt sich mir noch eine andere Erwägung nahe. So oft ich, noch als Anglikaner, die Kirchengeschichte studiert habe, hat sich mir stets die Erkenntnis aufgedrängt, daß der Irrtum, der schließlich zur Häresie wurde, damit seinen Anfang nahm, daß gegen das Verbot der Autorität eine Wahrheit zu unpassender Zeit aufgestellt wurde. Alles hat seine Zeit. Mancher wünscht die Abschaffung eines Missbrauchs, die Weiterentwicklung einer Lehre oder die Vornahme einer bestimmten Maßregel, vergisst aber dabei, sich zu fragen, ob die rechte Zeit dafür schon gekommen sei. Und da er sieht, daß außer ihm sich niemand zu seinen Lebzeiten an die Erfüllung seines Wunsches macht, sofern er es nicht selbst tut, so hört er nicht auf die Stimme der Autorität und vereitelt ein gutes Werk in seinem Jahrhundert, so daß es ein anderer, der noch gar nicht geboren ist, nicht einmal im nächsten Jahrhundert glücklich zur Vollendung bringen kann. Der Welt mag er als kühner Kämpfer für die Wahrheit und als Märtyrer der freien Meinung gelten, während er gerade zu den Menschen gehört, denen die zuständige Autorität das Schweigen auferlegen musste. Und wenn der Fall auch nicht in den Bereich der Unfehlbarkeit dieser Autorität fällt oder die formellen Bedingungen für die Ausübung dieser Gewalt fehlen, ist es doch augenscheinlich Pflicht der Autorität, mit allem Nachdruck vorzugehen. Ihre Handlungsweise wird dann freilich von der Nachwelt als Beispiel tyrannischen Eingriffs in das Privaterteil, des Totschweigens eines Reformators und niederer Neigung zur Korruption oder zum Irrtum angesehen. Der Schein wird um so ungünstiger sein, wenn die Obrigkeit in ihrem Vorgehen es an Klugheit und Überlegung fehlen ließ. Alle, die sich auf die Seite der obrigkeitlichen Gewalt stellen, werden als Heuchler gebrandmarkt oder als gleichgültig gegen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit verschrien. Es kann freilich auch der Fall eintreten, daß die kirchliche Obrigkeit zufällig von einer gewalttätigen, maßlosen Partei unterstützt wird, die Meinungen zu Dogmen erhebt und der es vor allem darum zu tun ist, jede andere Schule unmöglich zu machen.

13. Ein solcher Zustand der Dinge kann auf zwei Klassen von Menschen zeitweise verbitternd und lähmend wirken: auf die gemäßigten, die Meinungsverschiedenheiten in Sachen der Religion nach Möglichkeit auszugleichen wünschen, und auf solche, die vorhandene Übelstände besonders hart und schmerzlich empfinden und ehrlich bestrebt sind, sie zu heilen. Übelstände, von denen die Theologen dieses oder jenes fremden Landes keine Ahnung haben und die selbst zu Hause nicht von jedermann beurteilt werden können. So war es in der Vergangenheit und so ist es auch in der Gegenwart. Wir leben in einem erstaunlichen Zeitalter! Die Erweiterung des Kreises weltlicher Wissenschaften ist in unseren Tagen geradezu sinnverwirrend, und das um so mehr, als Aussicht besteht, daß dieser Fortschritt noch größere Schnelligkeit entwickelt und zu noch bedeutenderen Ergebnissen gelangt. Diese neuen Entdeckungen, mögen sie gewiss oder wahrscheinlich sein, haben in der Tat eine mittelbare Beziehung zu den religiösen Anschauungen, **und es erhebt sich die Frage, wie die beiderseitigen Ansprüche der Offenbarung und der Naturwissenschaften auszugleichen sind.** Nur wenige können sich im Ernst ohne vernünftige Grundlage für ihren religiösen Glauben zufrieden geben. **Theorie und Erfahrung zu vereinen, ist beinahe ein Instinkt des Menschengestes.** Wenn also eine Flut von gesicherten oder fragwürdigen Tatsachen mit der Aussicht auf eine Menge anderer auf uns einströmt, so werden alle Offenbarungsgläubigen, Katholiken und Nichtkatholiken, sich über die Tragweite dieser Tatsachen für sie selber klar werden müssen. Dies erfordert im gleichen Maße die Ehre Gottes wie die Liebe zu den Seelen, die durch den zuversichtlichen Ton der Schulen menschlicher Wissenschaft in Gefahr kommen, irregeführt zu werden und einem bodenlosen Liberalismus des Denkens zu verfallen.

Wandlung des Liberalismus. Ich will nicht die große Zahl der Männer aus dem Volk tadeln, die sich heute zum religiösen Liberalismus bekennen und ihren Blick auf die sicheren oder in Aussicht stehenden Entdeckungen des Zeitalters richten, um

daraus mittelbare oder unmittelbare Erkenntnisse für die Welt des Unsichtbaren und Zukünftigen zu schöpfen. Der Liberalismus, der jetzt der Gesellschaft ihre Färbung gibt, ist ganz verschieden von der Denkungsart, die vor dreißig oder vierzig Jahren diesen Namen trug. Heute ist er kaum eine Partei, sondern die gebildete Laienwelt. Als ich jung war, hörte ich das Wort zum erstenmal zur Charakterisierung einer Zeitschrift, die von Lord Byron und anderen herausgegeben wurde. Ich habe jetzt so wenig wie damals eine Vorliebe für die Philosophie Byrons. Später war der Liberalismus das Kennzeichen einer theologischen Schule, die sich durch einen trockenen und abstoßenden Charakter auszeichnete und an sich ganz ungefährlich war. Sie wurde aber gefährlich, weil sie Übelständen Einlass gewährte, die sie selbst weder ahnte noch erfasste. In unseren Tagen ist der Liberalismus nichts anderes als der alles durchdringende, scheinbar so einleuchtende Skeptizismus, von dem ich oben gesagt habe, die menschliche Vernunft führe in ihrer Fortentwicklung zu ihm hin, wie sie im Leben vom natürlichen Menschen geübt wird.

14. Die Bekenner einer liberalen Religion sind heute eine bunte Gesellschaft, und ich beabsichtige darum nicht, gegen sie zu sprechen. Vielleicht oder sicher tragen einzelne oder gar viele von ihnen eine wirkliche Abneigung und einen Widerwillen gegen die geoffenbarte Wahrheit im Herzen. Daran kann man nur mit Betrübniß denken. In vielen Männern der Wissenschaft und Literatur herrscht auch eine gewisse Gereiztheit, die aus einem persönlichen Erleben herkommt. Zu beweisen, daß das Christentum und die Schrift keinen Glauben verdienen, ist für sie Partei- oder Ehrensache, Ausübung eines Sportes oder Genugtuung für ihre Reizbarkeit und ihren Ärger über die Schärfe und Engherzigkeit der Verteidiger der Religion. Andererseits gibt es auch unzweifelhaft viele gelehrte und literarisch bedeutende Männer, die innerhalb ihres Gebietes und ihrer Denkrichtung einen geraden, unparteiischen Weg einhalten, ohne selbst durch religiöse Schwierigkeiten belästigt zu werden oder andere durch das Ergebnis ihrer Forschungen beunruhigen

zu wollen. Es würde mir schlecht anstehen und die Vermutung wachrufen, ich habe Angst vor der Wahrheit, wenn ich diejenigen tadeln wollte, welche mit der von Gott empfangenen Vernunft den natürlichen Tatsachen bis zu ihren logischen Schlussfolgerungen nachgehen, oder ich sei auf die Wissenschaft ärgerlich, weil die Religion die Pflicht hat, von ihrer Lehre Kenntnis zu nehmen. Doch lassen wir alle diese einzelnen Menschenklassen, die auf die Sympathie der Katholiken kein besonderes Anrecht haben, beiseite und wenden wir uns einer vierten Klasse zu, die überall vertreten ist und deren Empfinden wir Katholiken natürlich gut verstehen! Es sind die gebildeten Kreise der Gesellschaft, voll wahrer, aufrichtiger Religiosität, aber je nachdem ratlos, erschreckt oder verzweifelt über die maßlose Verwirrung, welche die neuen Erkenntnisse und Spekulationen unter ihren elementarsten religiösen Begriffen ange richtet haben. Wer wird nicht Mitgefühl mit diesen Menschen haben? Wer auch nur einen lieblosen Gedanken gegen sie hegen? Ich denke an das schöne Wort des hl. Augustinus: *Illi in vos saeviant...*: Lasst diejenigen gegen euch rasen, die selbst nie erfahren haben, wie schwer es ist, den Irrtum von der Wahrheit zu unterscheiden und im Blendwerk der Welt den Weg des Lebens zu finden. Wie viele Katholiken sind diesen Männern in Gedanken gefolgt, weil viele so gut, so wahrhaftig und edel sind! **Wie oft ist der Wunsch in ihrem Herzen aufgestiegen, einer aus ihrer Mitte möchte als Vorkämpfer gegen die Feinde der Offenbarung in die Schranken treten!** Die verschiedensten Menschen, Katholiken und Protestanten, haben mich dazu aufgefordert. Aber es standen mir große Schwierigkeiten im Wege. Eine der größten liegt darin, daß es im Moment schwer ist, genau zu sagen, was man bekämpfen und überwinden soll. Es liegt mir fern, zu leugnen, daß die wissenschaftliche Erkenntnis wächst, aber es geschieht nur sprunghaft. Hypothesen stehen auf und fallen. Es ist schwer voraus zu sehen, welche Wurzel fassen werden, und wie sich die Wissenschaft im Laufe der Jahre zu ihnen stellen wird. Unter diesen Umständen schien es mir eines Katholiken durchaus

unwürdig, Dingen nachzujagen, die sich später vielleicht als Phantome herausstellen, und um gewisser Einwände willen einer Theorie nachzusinnen, die, bevor sie fertig ist, einer noch neueren Theorie Platz machen muss, weil jene früheren Einwände vor neuen in nichts zerrannen. Wir sehen, in einer Zeit, wie der unserigen, haben Christen die Pflicht, geduldig zu sein, und den Beunruhigten kann nur auf die *eine* Weise geholfen werden, daß man ihnen Mut einspricht, sie sollen ein wenig Glauben und Tapferkeit zeigen und, wie der Dichter sagt, *sich vor gefährlichen Schritten hüten*. Je mehr ich über die Sache nachgedacht habe, desto klarer schien mir das, so daß ich zu der Vermutung kam, die höchste katholische Autorität müßte einen so wenig aussichtsreichen Versuch missbilligen, und ich würde meine Zeit und meine Gedanken an ein Unternehmen wenden, das überhaupt vor die Öffentlichkeit zu bringen unvorsichtig wäre, oder, wenn ich es dennoch täte, die Fragen, die an sich schon verwickelt genug sind, nur noch mehr verwickeln würde. Ich fasse die jüngsten Maßnahmen dieser Autorität als eine Bestätigung meiner Vermutung auf. Ich glaube, sie wollte einem Köntroversisten von meinem Schlag die Hände binden und uns jene wahre Weisheit lehren, die Moses seinem Volke einschärfte, als es sich von den Ägyptern verfolgt sah: *Fürchtet euch nicht und haltet still, der Herr wird für euch kämpfen, und ihr werdet Frieden haben*. (Ex 14, 13f.) Weit entfernt, den Gehorsam in diesem Falle schwer zu finden, habe ich sogar Grund, dankbar zu sein und mich zu freuen, daß ich in einer so schwierigen Sache eine klare Leitung gefunden habe.

15. Wenn wir indessen den wirklichen Verlauf eines Prinzips ganz genau feststellen wollen, müssen wir ihn aus einer gewissen Entfernung betrachten, und so, wie ihn die Geschichte uns zeigt. Alles, was durch menschliche Werkzeuge ausgeführt wird, weist Mängel auf und bietet bei genauer Einzelprüfung Anlass zur Kritik. Unter diesem Gesichtspunkt habe ich von der Tätigkeit einer unfehlbaren Autorität gesprochen, die bei oberflächlicher Betrachtung zumeist gehässiger Kritik ausgesetzt ist. Ich wollte in der Würdigung dessen, was zu ihrem

Nachteil spricht, und wofür die katholische Kirche dieser oder jener Zeit selbst als Zeuge dienen kann, möglichst unparteiisch sein und wünsche nun, ihre Gegner möchten sich über ihren historischen Charakter ein ebenso gerechtes Urteil bilden. Kann man also auch nur mit einem Schein der Vernunft behaupten, die unfehlbare Autorität habe tatsächlich die Kraft des katholischen Intellekts lahmgelegt? Man beachte, daß ich hier nicht von einem Zusammenstoß der kirchlichen Autorität mit der Wissenschaft zu sprechen habe, aus dem einfachen Grunde, weil es keinen gegeben hat. Die weltlichen Wissenschaften sind in ihrem heutigen Stande eine Neuheit in der Welt. Die Beziehungen zwischen der Theologie und diesen neuen Methoden der Erkenntnis haben noch keine Geschichte, und man kann in der Tat von der Kirche sagen, sie habe sich von ihnen bisher ferngehalten, wie der stets angeführte Fall Galilei beweist. Hier bestätigt die Ausnahme die Regel. Denn es ist der einzige Beweis, den sie auf Lager haben. Auch von den Beziehungen der Kirche zu den neuen Wissenschaften habe ich nicht zu sprechen, weil es sich für mich immer nur um die Frage handelt, ob der Unfehlbarkeitsanspruch von seiten der zuständigen Autorität mich zum Heuchler machen kann, und weil sie, solange sie keine Entscheidungen über rein physikalische Fragen trifft und nicht von mir verlangt, dieselben zu unterschreiben, was sie nie tun wird, weil sie dazu nicht die Macht hat, durch ihre Maßnahmen sich nicht in mein Privat Urteil über solche Punkte einmischen will. Die Frage lautet einfach: Hat die Autorität auf die individuelle Vernunft in einer Weise eingewirkt, daß diese keine eigene Meinung mehr haben oder nur zwischen sklavischem Aberglauben oder geheimer innerer Auflehnung wählen kann? Ich meine, daß die ganze Geschichte der Theologie eine solche Vermutung rundweg verneint.

Lobenswerte Hemmung. Es ist kaum nötig, auf eine so klare Sache noch näher einzugehen. Nicht der Heilige Stuhl, sondern große Männer sind in der theologischen Forschung vorangegangen und haben dem katholischen Geist in theologischen Fragen eine Führerschaft gesichert. Man wirft der katholischen Kirche

neben vielem anderem freilich Unfruchtbarkeit vor. Sie habe nur hemmend und störend auf die Entwicklung der Lehre eingewirkt. Das ist ein Einwand, den ich als wahr anerkenne, denn eben darin sehe ich den Hauptzweck dieser außerordentlichen Gewalt. Es wird mit Recht behauptet, die römische Kirche habe in der ganzen Zeit der Verfolgung nicht *einen* großen Geist aufzuweisen gehabt. Auch später hatte sie lange Zeit keinen einzigen wirklichen Lehrer. Ihr erster, der hl. Leo, hat nur *einen* Glaubenssatz gelehrt. Der hl. Gregor, der gerade das Ende des ersten Zeitalters der Kirche bezeichnet, hat keinen Platz in der , Geschichte des Dogmas und der christlichen Philosophie. Das große Licht des Abendlandes ist bekanntlich der hl. Augustinus. Er, und nicht einer der unfehlbaren Lehrer der Kirche, hat dem christlichen Geist Europas seine Form und Gestalt gegeben. Die früheste und beste Darlegung der lateinischen Ideen müssen wir tatsächlich in der afrikanischen Kirche suchen. Unter den afrikanischen Theologen ist übrigens der geistesstarke, freilich irrgläubige Tertullian der Zeit nach der erste und an Einfluss nicht der letzte. Auch der morgenländische Geist hat seinen eigenen Anteil an der Bildung der lateinischen Lehre. Die freimütigen Gedanken des Origenes sind aus den Schriften der abendländischen Kirchenlehrer Hilarius und Ambrosius ersichtlich. Und der unabhängige Geist des Hieronymus hat seine eigenen kraftvollen Kommentare zur heiligen Schrift aus dem Material des kaum rechtgläubigen Eusebius bereichert. Häretische Streitfragen sind durch die lebendige Kraft der Kirche in heilsame Wahrheiten umgewandelt worden. Das Gleiche ist der Fall bei den allgemeinen Konzilien. Die Autorität in ihrer imposantesten Erscheinung, angesehene Bischöfe, mit den Überlieferungen und den Früchten des Wetteifers bestimmter Völker und Länder ausgerüstet, ließen sich bei ihren Entscheidungen durch den beherrschenden Genius von Persönlichkeiten leiten, die oft noch jung und niederen Ranges waren. Der natürliche unerleuchtete Intellekt hatte zwar durchaus kein Vorrecht vor der dem Konzil verliehenen, übernatürlichen Gabe. Das wäre eine sich selbst widersprechende Behauptung.



Aber im Verlauf der Untersuchungen und Beratungen, die in eine unfehlbare Entscheidung ausmündeten, war die individuelle Vernunft vorherrschend. So war Malchion, ein einfacher Priester, für die auf dem Konzil von Antiochien im dritten Jahrhundert versammelten Väter das Organ, dem häretischen Patriarchen dieses Bischofssitzes entgegen zu treten und ihn zu widerlegen. Eine Parallele zu diesem Beispiel bildet der wohlbekanntere Einfluss eines jungen Diakons, des hl. Athanasius, auf die 318 Väter, die in Nicäa versammelt waren. Im Mittelalter trat der hl. Anselm auf dem Konzil von Bari als Vorkämpfer gegen die Griechen auf. Auf dem Konzil von Trient hatten die Schriften des hl. Bonaventura und, was noch mehr bedeutet, die Ausführungen eines Priesters und Theologen, Salmeron mit Namen, auf einzelne dogmatische Entscheidungen eine den Ausschlag gebende Wirkung. In manchen Fällen mochte der Einfluss zum Teil von moralischer Art sein, in anderen aber beruhte er auf einer gründlichen Kenntnis der kirchlichen Schriftsteller, auf wissenschaftlicher Vertrautheit mit der Theologie und auf der überzeugenden Kraft der Gedanken bei Behandlung der Lehre.

16. Es gibt naturgemäß geistige Fähigkeiten, welche die Theologie nicht fortzubilden geneigt ist, z. B. die empirische und auch die philosophische Geisteshaltung. Aber dies hat seinen Grund darin, daß sie *Theologie* ist, und nicht in der Gabe der Unfehlbarkeit. Aber es ließe sich m. E. auch nachweisen, daß Naturwissenschaft oder Mathematik dem Intellekt nur eine unvollkommene Schulung vermitteln. Ich sehe also nicht ein, was der Einwand von der Beschränktheit der Theologie mit unserer Frage zu tun hat, nämlich ob der Glaube an eine unfehlbare Autorität die Unabhängigkeit des Geistes zerstört. Ich halte es aber für ausgemacht, daß die ganze Geschichte der Kirche und vor allem die Geschichte der theologischen Schulen diese Anklage zurück weist. Zu keiner Zeit war die Vernunft der gebildeten Kreise lebhafter oder vielmehr rastloser als im Mittelalter. Und dann, man gehe nur einmal die ganze Geschichte der Kirche von Anfang an durch: wie vorsichtig ist die

Autorität in ihrem Eingreifen! Da wagt irgendwo ein Lehrer oder Professor an einer örtlichen Schule einen Satz aufzustellen, und eine Kontroverse setzt ein. Es schwelt und brennt an einem Orte, niemand schreitet ein. Rom kümmert sich nicht darum. Dann kommt die Sache vor einen Bischof, oder ein Priester oder Professor an irgendeiner anderen Stätte der Wissenschaft greift sie auf. Damit tritt sie in ein zweites Stadium. Nun kommt sie vor eine Universität und wird vielleicht von der theologischen Fakultät verurteilt. So geht die Kontroverse Jahr um Jahr fort, und Rom schweigt immer noch. Man wendet sich zunächst wohl noch an eine Rom untergeordnete obrigkeitliche Stelle, und dann erst nach langer Zeit kommt sie vor die höchste Lehrgewalt. Mittlerweise ist die Frage nach jeder Richtung hin untersucht und verhandelt und von allen Seiten betrachtet worden, und die Autorität wird angerufen, eine Entscheidung auszusprechen, zu der die Vernunft schon gelangt ist. Aber auch jetzt zögert die oberste Lehrgewalt vielleicht noch, und die Frage bleibt jahrelang unentschieden, oder das Urteil ist so allgemein und unbestimmt, daß die ganze Kontroverse von vorn anfangen muss, ehe die endgültige Entscheidung erfolgt. Ein solches Verfahren dient offenbar nicht bloß der Freiheit, es belebt auch den Mut der Theologen und Kontroversisten. Manch einer hat eine Idee, die er für wahr und seiner Zeit für nützlich hält, traut sich aber nicht ganz und wünscht, daß sie besprochen werde. Er ist bereit, sie aufzugeben, ja, er wäre dankbar dafür, wenn sie ihm als irrig oder gefährlich erwiesen würde. Die Kontroverse führt ihn zum Ziel. Man erwidert ihm, und er gibt nach, oder er findet im Gegenteil, daß man ihm recht gibt. Er würde das nicht zu tun wagen, wenn er wüsste, daß eine höchste, entscheidende Autorität jedes seiner Worte überwachte und zu jedem Satz und zu jeder Äußerung ihre Zustimmung oder ihr Missfallen äußerte. Dann würde er in der Tat wie die persischen Soldaten unter der Peitsche kämpfen, und man könnte mit Recht sagen, die Freiheit seines Geistes sei durch die unfehlbare Autorität erdrückt worden. Aber das ist nicht der Fall: Ich will natürlich nicht sagen, daß nicht biswei-

len, wenn in theologischen Schulen oder in kleineren Sprengeln der Kirche die Auseinandersetzungen besonders heftig geworden sind, ein Einschreiten nicht notwendig sei. Oder es kann sich auch um so dringende Fragen handeln, daß der Appell an die höchste Autorität in der Kirche einfach Pflicht ist. Doch wenn wir die Geschichte der Kontroverse durchgehen, finden wir, denke ich, den Verlauf der Dinge meistens so, wie ich ihn dargestellt habe. Zosimus behandelte Pelagius und Coelestius mit äußerster Nachsicht. Und der hl. Gregor VII. war gegen Berengar ebenso milde. Gerade weil sich die Päpste im Besitz der Macht wussten, waren sie in ihrem Gebrauch stets bedächtig und maßvoll.

17. Hier möchte ich auch auf einen weiteren Schutz für den rechtmäßigen Gebrauch der Vernunft hinweisen: Er besteht in der großen Zahl von Nationen, die zur Gemeinschaft der Kirche gehören. Sie bewahren die verschiedenen Autoritäten in Rom, denen die praktische Entscheidung strittiger Fragen obliegt, vor Engherzigkeit, wenn eine solche vorhanden wäre. Wie rücksichtsvoll und fürsorglich war die Behandlung der griechischen Traditionen auf den letzten allgemeinen Konzilien, obwohl sich die Länder, die an ihnen festhalten, im Schisma befinden! Wichtige Punkte der Lehre sind, menschlich gesprochen, vom unfehlbaren Urteilsspruch ausgenommen worden, dank dem Zartgefühl, mit dem die kirchlichen Organe bei deren Beratung auf die Bedenken bestimmter Richtungen Rücksicht genommen haben. So haben die nationalen Einflüsse eine providentielle Aufgabe: Sie mäßigen die Neigung, welche die örtlichen Einflüsse Italiens auf den Heiligen Stuhl ausüben könnten. Es versteht sich von selbst, daß Rom einen italienischen Grundzug hat, wie die gallikanische Kirche einen französischen. Und es geschieht ohne Beeinträchtigung des Eifers und der Hingabe, womit wir uns dem Heiligen Stuhl unterwerfen, wenn wir dies offen zugeben. Die Katholizität ist nach meinem Empfinden, wie ich schon gesagt habe, mehr als ein bloßes Merkmal der Kirche, sie ist nach dem Willen Gottes auch ein Schutz für sie. Ich würde es für ein großes Übel halten, das Gottes Barmher-

zigkeit abwenden möge, wenn die Kirche in Europa in die Reihe der einzelnen Nationen herab sinken würde. Es ist ein großer Gedanke, lateinische Zivilisation in Amerika einzuführen und die Lage der dortigen Katholiken durch die Kraft französischer Frömmigkeit zu bessern. Aber ich hoffe, daß alle europäischen Rassen in der Kirche immer einen Platz haben werden, und ich glaube sicher, daß der Verlust des englischen, geschweige des germanischen Elements in ihrer Zusammensetzung ein sehr großes Unglück gewesen ist. Und wenn eine Erwägung uns Engländer zu besonderem Dank gegen Papst Pius IX. verpflichtet, so ist es sicherlich der Gedanke, daß er uns eine eigene Kirche gab und uns so den Weg bereitet hat, für unsere eigenen geistigen Gewohnheiten, unsere Denkungsart, unsere Neigungen und Kräfte einen Platz und damit eine Weihe innerhalb der katholischen Kirche zu finden.

Unaufrichtigkeit und Ökonomie. Nur auf einen Punkt will ich hier noch hinweisen, der mit den vagen Verdächtigungen der katholischen Priesterschaft in unserem Lande im Zusammenhang steht und m. E. noch notwendig berührt werden muss. Es ist der Punkt, mit dem sich meine Gegner so viel beschäftigt haben, die Beschuldigung der Unaufrichtigkeit und der *Ökonomie*. Sie beriefen sich dafür auf Äußerungen in meiner Geschichte der Arianer und auf die Anmerkung zu einer meiner Predigten, in der ich mich darauf beziehe. Auch in zwei Nummern der Traktate, deren Herausgeber ich war, ist ein ausgezeichnete Schriftsteller für den Grundsatz der Reserve eingetreten.

Was nun die *Ökonomie* an sich angeht, so gründet sie sich auf die Worte des Herrn: *Werft eure Perlen nicht den Schweinen vor!* (Mt 7, 6) Sie wurde von den ersten Christen in ihrem Verkehr mit der heidnischen Bevölkerung, unter der sie zu leben hatten, bald mehr, bald weniger beobachtet. Inmitten des verabscheuungswürdigen Götzendienstes und der Unkeuschheit dieser schrecklichen Zeit war der Grundsatz der *Ökonomie* eine gebieterische Pflicht. Wie ich indessen diesen Grundsatz in meinen Schriften erklärte und empfahl, ging er auf keinen Fall

weiter als 1. die Wahrheit zu verbergen, wenn es ohne Irreführung geschehen kann, 2. sie nur zum Teil bekannt zu geben, und 3. sie in der nächstliegenden Form darzustellen, in der es dem Schüler oder Fragesteller möglich sei, sie zu erfassen, wenn er sie möglicherweise nicht richtig verstünde. Ich denke, die Abbildung der Engel mit Flügeln ist ein Beispiel für die dritte Art der Ökonomie. Und wenn man auf die Frage: Glauben die Christen an eine Dreieinigkeit? ausweichend antworten wollte: Sie glauben nur an einen Gott, so wäre das ein Beispiel für die zweite Art. Die erste ist kaum eine Ökonomie, sondern fällt unter die sogenannte *Disciplina arcani*, die Arkandisziplin oder den Schutz des Geheimnisses. Die zweite und dritte Methode der Ökonomie nennt Clemens *Lügen*, da er meint, eine halbe Wahrheit sei in gewissem Sinne eine Lüge, wie sie auch eine Vorspiegelung der Wahrheit ist. Dies ist, denke ich, im Großen und Ganzen die Grundlage zu der Anklage, die mit solcher Heftigkeit gegen mich erhoben wurde, weil ich die *Ökonomie* verteidigt habe.

In den letzten Jahren bin ich, wie meines Wissens die meisten Schriftsteller, zu der Überzeugung gekommen, daß Clemens mehr meint, als ich gesagt habe. Ich nahm an, er gebrauche das Wort *Lüge* als eine Hyperbel, während ich jetzt glaube, daß er wie die anderen alten Väter unter gewissen Umständen eine Lüge für erlaubt hielt. Diese Lehre habe ich nie vertreten, obwohl ich jetzt, wie schon früher, der Meinung bin, daß diese Frage, theoretisch genommen, äußerst schwierig ist. Das zu sagen, ist durchaus nicht verwunderlich, wenn wir bedenken, daß große englische Schriftsteller ohne Bedenken erklären, in gewissen außerordentlichen Fällen, wie zur Rettung des Lebens, der Ehre oder sogar des Eigentums, sei eine Lüge erlaubt. Damit bin ich unmittelbar bei der Frage nach der Wahrheit und Wahrhaftigkeit der katholischen Priester in ihrem allgemeinen Verkehr mit der Welt angelangt, soweit sie sich auf die allgemeine Frage nach ihrer Ehrlichkeit und nach ihrem inneren Glauben an ihr religiöses Bekenntnis bezieht.

18. Natürlichkeit der Priester. Es hätte keinen Zweck und würde mich von der Linie wegbringen, an die ich mich bisher gehalten habe, wenn ich mich hier in eine formale Erörterung über diese Frage einlassen wollte. Es handelt sich für mich nur darum, mein Zeugnis zu der Sache abzugeben, wie ich es auf den vorher gehenden Seiten getan habe, und es dabei bewenden zu lassen. Vor allem gestehe ich, daß mich sofort nach meinem Übertritt zum Katholizismus nichts mehr überraschte als die echt englische freimütige Art der Priester. Es war überall dasselbe, in Oscott, in Old Hall Green, in Ushaw! Keine Spur von der Süßlichkeit oder Manieriertheit, die ihnen gewöhnlich nachgesagt wird. Sie waren natürlicher und ungezwungener als viele anglikanische Geistliche. In den vielen Jahren, die seitdem verflossen sind, hat sich dieser erste Eindruck nur bestätigt. Ich habe bei den Priestern unserer Diözese immer diesen Eindruck gehabt. Und wenn ich einen echten, geraden Engländer bezeichnen wollte, so würde ich den Bischof, der so viele Jahre unsere Diözese mit größtem Segen geleitet hat, als Beispiel anführen.

Glaube der Priester. Ferner setzte mich, als ich mehr Gelegenheit hatte, Priester zu beurteilen, der aufrichtige Glaube an das katholische Bekenntnis und System in Erstaunen, den sie immer an den Tag legten, und den sie nie, in keiner Hinsicht, als Last zu empfinden schienen. Ich gehöre der Kirche nun neunzehn Jahre an, aber ich kann mich bis zu dieser Stunde nicht entsinnen, einmal von einem ungläubigen Priester in England gehört zu haben. Natürlich gibt es von Zeit zu Zeit solche, welche die katholische Kirche verlassen und zu einer anderen Religion übertreten, aber ich spreche von Fällen, wo ein Mensch der Welt gegenüber den schönen Schein wahn, aber im Herzen ein leerer Heuchler ist.

Ich wundere mich, daß die Selbstaufopferung unserer Priester in dieser Beziehung nicht mehr Eindruck auf die Protestanten macht. Angenommen, die Feinde hätten recht, was haben die katholischen Priester davon, wenn sie sich zu einem Glauben bekennen, an den sie in Wirklichkeit nicht glauben? Welches

ist ihr Lohn für ein Leben der Selbstverleugnung und harter Arbeit und vielleicht eines frühzeitigen, elenden Todes? Das irische Fieber hat zwischen Liverpool und Leeds dreißig oder mehr Priester hinweg gerafft, junge Männer in der Blüte ihres Lebens und Greise, die nach langer Mühe ein Recht auf einige Jahre der Ruhe zu haben schienen. Im Norden fiel ihm ein Bischof zum Opfer. Aber was hatte ein Mann in seiner kirchlichen Stellung mit den Beschwerden und Gefahren von Krankenbesuchen zu tun, wenn ihn nicht christlicher Glaube und christliche Liebe dazu drängten? Priester boten sich freiwillig zu dem gefährlichsten Krankendienst an. Ebenso war es beim ersten Auftreten jener geheimnisvollen, schrecklichen Heimsuchung, der Cholera. Wenn sie nicht herzhaft an die Lehre der Kirche glauben, dann, sage ich, findet das Wort des Apostels seine volle Bestätigung: *Wenn wir unsere Hoffnung nur in diesem Leben auf Christus gesetzt haben, sind erbärmlicher daran als alle andere Menschen.* (1. Kor. 15, 19) Was könnte eine Gesellschaft von Heuchlern angesichts einer todbringenden Krankheit aufrecht erhalten, wenn sie alle einer nach dem anderen einer vergeblichen Hoffnung nachjagen und reihenweise zugrunde gehen? Und so ist doch in der Hauptsache das Leben jedes Missionspriesters. Er ist stets bereit, sich für sein Volk zu opfern. Bei Tag und bei Nacht, ob er selbst gesund oder krank ist, bei jedem Wetter ist er bereit, dem Ruf an ein Krankenbett zu folgen. Der Gedanke, daß ein Pfarrkind durch seine Schuld ohne die Sakramente sterben könnte, ist schrecklich für ihn. Warum schrecklich, wenn er nicht einen tiefen, unbedingten Glauben hat, den er in freiwilligem Dienst betätigt? Die Protestanten bewundern das, wenn sie es sehen. Aber sie scheinen nicht mit derselben Klarheit zu begreifen, daß diese Tatsache jeden Gedanken an Heuchelei ausschließt.

Wenn sie darüber nachdenken, werden sie veranlasst, von der wunderbaren Disziplin der katholischen Priesterschaft zu sprechen. Sie sagen, keine Kirche habe einen so wohlgeordneten Klerus, er übertreffe in dieser Hinsicht ihren eigenen. Sie wünschen eine ebenso gute Disziplin unter sich selbst. Aber ist

dieser Vorzug käuflich? Ist es eine, Erscheinung, die nur in der Luft hängt, oder die Wirkung einer Ursache? Man kann Hingabe nicht um Geld kaufen. *Nicht hörte man die Weisheit in Kanaan, nicht erschien sie in Teman. Auch die Söhne der Hagar ... haben den Weg der Weisheit nicht erkannt und ihre Pfade nicht entdeckt.* (Bar 3, 22 f.) Welches ist also das wunderbare Zaubermittel, das Tausende von Männern veranlasst, in der gleichen Weise zu handeln, und ihnen einen pünktlichen Gehorsam zur Regel macht, gerade als ob sie alle unter einer strengen soldatischen Zucht lebten? Wie schwer ist doch eine Antwort zu finden, wenn man der einzig möglichen aus dem Wege gehen will: Daß die Priester von ganzem Herzen glauben, was sie öffentlich bekennen!

19. Herkunft des Vorurteils. Ich kann mir nicht erklären, warum sich in diesem protestantischen Land das gegen uns herrschende Vorurteil auch in unseren Tagen noch erhält. Es muss von den vagen, unseren theologischen Moralbüchern entlehnten Beschuldigungen herkommen. Und mit einer kurzen Bemerkung über das Werk, das unsere Gegner ganz besonders gegen uns geltend machen, will ich diese Ausführungen schließen.

Der hl. Alfons von Liguori behauptet, das kann man nicht leugnen, eine Zweideutigkeit, eine *Aequivocatio*, d. h. ein Spiel mit Worten, wobei der Sprecher sie in einem bestimmten Sinne gebraucht und will, daß der Zuhörer sie in einem anderen Sinne auffasse, sei erlaubt, wenn ein gerechter Grund vorliege, also in einem außergewöhnlichen Falle, und sie dürfe sogar durch einen Eid bekräftigt werden. Ich will meine Meinung über diese Frage mit aller den Protestanten wünschenswerten Offenheit sagen. Ich gestehe daher ohne weiteres, daß ich in diesem Punkte der Sittenlehre den englischen Grundsätzen den Vorzug gebe, so sehr ich die hohen Eigenschaften des italienischen Charakters bewundere. Damit will ich mich natürlich, wie sich gleich zeigen wird, durch aus keiner Unehreerbietigkeit gegen den hl. Alphons schuldig machen. Er liebte die Wahrheit, und ich hoffe, daß er mir seine Fürbitte nicht versagen wird, auch

wenn ich in der vorliegenden Frage einem anderen Führer den Vorzug gebe.

Zuerst eine Bemerkung: Große englische Schriftsteller, wie Jeremias Taylor, Milton, Paley, Johnson, Männer von ganz verschiedener Gedankenrichtung, sagen ausdrücklich, es sei unter gewissen, außerordentlichen Umständen erlaubt, zu lügen. Taylor sagt:

„Lügen aus Nächstenliebe, um das Leben eines Menschen, eines Freundes, eines Gatten, eines Fürsten oder eines anderen verdienten gemeinnützigen Mannes zu retten, sind nicht bloß zu allen Zeiten geschehen, sondern wurden überdies von großen, weisen und guten Männern empfohlen. Wer würde nicht um den Preis einer harmlosen Lüge seines Vaters Leben vor Verfolgern und Tyrannen retten?

Milton schreibt:

Welcher vernünftige Mensch würde leugnen, daß wir gewisse Menschen, wie Kinder, Verrückte, Kranke, Berauschte, Feinde, Wahnsinnige, Diebe, mit guten Gründen täuschen dürfen? Ich möchte fragen, durch welches Gebot ist die Lüge verboten? Man wird antworten: durch das neunte. Wenn aber meine Lüge dem Nächsten nicht schadet, ist sie durch dieses Gebot gewiss nicht verboten.

Paley erklärt:

Es gibt Unwahrheiten, die keine Lügen, also nicht strafbar sind.

Johnson:

Die allgemeine Regel ist, daß die Wahrheit nie verletzt werden sollte; doch muss es einzelne Ausnahmen geben. Wenn z. B. ein Mörder dich fragen würde, welchen Weg jemand eingeschlagen habe.

Diese Beispiele sollen mir jedoch nicht als ein *Argumentum ad hominem* dienen, sondern der Zweck, warum ich sie anführe, ist folgender:

1. Ich habe die verschiedenen Erklärungen von Taylor, Milton, Paley und Johnson wiedergegeben. Würde sich nun jemand auf Grund dieser Erklärungen über ihre persönliche Wahrhaftigkeit ein ungünstiges Urteil bilden, falls sie noch am Leben wären? Würde ein Mann, der mit dem hl. Alphons so scharf ins Gericht geht und morgen vielleicht in der Gesellschaft einem Paley oder Johnson begegnete, diese für Lügner, Betrüger, unehrliche und unzuverlässige Menschen halten? Gewiss nicht!

Warum läßt er dann für den katholischen Priester nicht den gleichen Maßstab gelten? Wenn man im Zimmer eines Oscotter Studenten eine Ausgabe von Scavini findet, und Scavini hält eine *Aequivocatio* bei gerechter Veranlassung für zulässig, so wird nicht bloß Scavini selbst, sondern obendrein der unglückliche Student, der ein in den Augen der Protestanten schlechtes Buch in Besitz hat, sein Leben lang des Vertrauens für unwürdig erklärt. Sind alle an der Universität benützten protestantischen Lehrbücher einwandfrei? Muss man jedes Wort in der Ethik des Aristoteles oder jede Ansicht von Hey oder Burnett über die 39 Artikel als Evangelium betrachten? Sind Lehrbücher die letzte Autorität, oder sind sie nicht vielmehr Werkzeuge in der Hand eines Lehrers und die Grundlage für seine Ausführungen? Aber denken wir uns weiter, nicht einen Studenten oder Professor, sondern Scavini oder den hl. Alphons selbst, und ich frage wieder: Warum hat man Bedenken, den hl. Alphons für ehrlich zu halten, wenn man doch Paley trotz seiner Verteidigung der Lüge unbedenklich für einen ehrlichen Mann hält? Ich bin gewiss, daß man an Paley persönlich nicht im geringsten zweifeln würde! Man würde ihm vielleicht nicht zustimmen und ihn einen kühnen Denker nennen, mehr aber nicht. Warum sollte also nicht bloß die Lehre des hl. Alphons, sondern auch seine Person verhasst sein?

20. Jetzt will ich euch sagen, warum ihr über Paley nicht entsetzt seid: Ihr sagt, er habe bei seiner Rechtfertigung der Lüge nur an *äußerste* oder ganz *besondere* Fälle gedacht. Ihr würdet einen Mann, von dem ihr wüsstet, daß er einen Einbrecher in seinem Hause niedergeschossen habe, doch nicht fürchten, weil ihr euch sagt, daß ihr selbst *keine* Einbrecher seid. So würdet ihr auch nicht annehmen, Paley habe die Gewohnheit, in der Gesellschaft zu lügen, weil er im Falle einer grausamen Wahl eine Lüge für das kleinere Übel hielt. Warum verdächtigt ihr also einen katholischen Theologen, der von außergewöhnlichen Fällen spricht, wo eine Zweideutigkeit oder doppelsinnige Rede dem Beichtkind nicht als Sünde angerechnet werden kann? Denn darum dreht sich eigentlich die Frage.

Und warum stellten Paley und Taylor, ohne daß ihnen praktische Fälle vorlagen, über die Erlaubtheit der Lüge eine Regel auf, welche die meisten Leser beunruhigt? Der Grund liegt auf der Hand. Sie verfassten eine Sittenlehre und mussten jede Frage behandeln, wie sie kommt. Und genau dasselbe tun der hl. Alphons und Scavini. Macht euch nur selbst einmal an eine Abhandlung über die Regeln der Moral, und ihr werdet sehen, wie schwierig das ist. Welches ist die *Definition* der Lüge? Wisst ihr eine bessere als Taylor und Paley, die sie für eine Sünde gegen die Gerechtigkeit halten? Stimmt dies aber, wie kann sie dann überhaupt eine Sünde sein, wenn der Nächste nicht geschädigt wird? Wenn euch diese Definition nicht zusagt, nehmt eine andere. Mit dieser kommt ihr vielleicht dazu, die Zweideutigkeit des hl. Alphons zu verteidigen. Ich betone, daß der hl. Alphons genau wie Paley die verschiedenen Seiten einer umfangreichen Frage erwägt und über die Lüge sein Urtheil abgeben muss, obwohl es schwer hält, über diesen Gegenstand ein befriedigendes Urtheil zu bilden.

Aber noch mehr: Man darf nicht annehmen, ein Philosoph oder Moralist mache für sich selbst von der Freiheit, die in seiner Theorie eingeräumt ist, Gebrauch. In persönlichen Angelegenheiten wird der Mensch vom eigenen Gewissen geführt. Wenn er dagegen ein System von Regeln aufstellt, muss er notwendig der Logik folgen, eine Wahrheit aus der anderen richtig ableiten und sich überzeugen, daß das ganze System geschlossen und einheitlich ist. Jeder weiß, daß Männer von tadellosem Charakter unmoralische und irreligiöse Bücher geschrieben haben. Ein moderner Schriftsteller sagt, daß die skeptischen Werke von David Hume durchaus nicht das Bild des Mannes geben. Es kann vorkommen, daß ein Priester eine wirklich laxe Abhandlung über die Lüge schreibt, die vom Heiligen Stuhl wie manche Bücher dieser Art verurteilt werden sollte. Und doch kann er für seine eigene Person ein Rigorist sein. Es ist in der Tat bekannt, daß der hl. Alphons, dem man nachsagt, er sei ein laxer Moralist gewesen, in seinem persönlichen Leben von außerordentlich peinlicher Gewissenhaftigkeit

und Ängstlichkeit war. Ja, noch mehr, er war ursprünglich Jurist. Als solcher wurde ihm einmal im Amt etwas nachgewiesen, das einer Täuschung ähnlich sah, obwohl es nur ein Versehen war. Das war der Grund, warum er seinen Beruf aufgab und sich dem geistlichen Stand widmete.

21 Das bemerkenswerte Ereignis wird uns in seiner Lebensbeschreibung berichtet:

Obwohl er die Einzelheiten des Prozesses sorgfältig und eingehend geprüft hatte, hatte er den Sinn eines Schriftstückes, das für das Recht der Gegenpartei sprach, vollständig missverstanden. Der Advokat des Großherzogs bemerkte das Versehen, ließ Alphons jedoch in seiner beredten Ausführung fortfahren und sie ohne Unterbrechung zu Ende bringen. Doch sobald er geendet hatte, erhob er sich und sagte mit schneidender Kälte:

Mein Herr, der Fall liegt nicht genau so, wie Sie annehmen. Wenn Sie den Prozess nochmals durchsehen und dieses Papier hier aufmerksam prüfen, werden Sie das Gegenteil gerade von dem darin finden, was Sie vorgebracht haben. Sehr gern, gab Alphons ohne Zögern zurück, *die Entscheidung hängt von der Frage ab, ob das Lehen unter dem lombardischen oder französischen Gesetz bewilligt wurde.* Er sah die Schrift nochmals durch und fand, daß der Advokat des Großherzogs recht hatte. *Ja,* sagte Alphons, der die Schrift in der Hand behielt, *ich habe Unrecht, ich habe mich geirrt.* Über diese unerwartete Entdeckung und weil er fürchtete, der Unehrllichkeit geziehen zu werden, geriet er in solche Bestürzung und Ratlosigkeit, daß jedermann ihm seine Bewegung anmerkte. Umsonst versuchte der Präsident Caravita, der ihn liebte und seine Rechtschaffenheit kannte, ihn damit zu trösten, daß er ihm sagte, solche Missverständnisse seien selbst unter den ersten Rechtsgelehrten nichts Ungewöhnliches. Alphons wollte auf nichts hören, sondern ließ, von der Bestürzung übermannt, sein Haupt auf die Brust sinken und sagte zu sich selbst: *Welt, ich kenne dich jetzt genau! Ihr Gerichtshöfe, ihr werdet mich nie wieder sehen.* Er wandte der Versammlung den Rücken zu und zog sich in sein Haus zurück, in dem er sich unaufhörlich wiederholte: *Welt, ich kenne dich jetzt!* Was ihn am meisten ärgerte, war, daß er den Prozeß einen ganzen Monat hindurch studiert und immer wieder studiert hatte, ohne das wichtige Versehen zu bemerken, und er konnte nicht begreifen, wie es seiner Aufmerksamkeit entgehen konnte.

Und dies ist derselbe Mann, der so leichtfertig der Anwalt der Lüge genannt wird, während ihn schon der Schatten eines Betrugers erschreckte.

Seelsorge des Priesters. Aber in Wahrheit hat ein katholischer Theologe Dinge zu erwägen, um die man sich im allgemeinen wenig kümmert. Er denkt nicht an sich, sondern an eine Menge von kranken, sündigen Seelen, die im Banne der Sünde stehen und voll von Unrat sind, und er versucht, was in seiner Macht steht, sie aus ihrem Elend herauszureißen. Und um sie vor noch hässlicheren Sünden zu bewahren, ist er nach bestem Wissen und Gewissen bestrebt, vor solchen Fehlritten, die zwar sündhaft, doch der Art und dem Grade nach leichter sind, die Augen zu schließen. Er weiß sehr wohl, daß er mit den Menschen überhaupt nichts anfangen könnte, wenn er so streng wäre, wie er sein möchte. Darum ist er mit ihnen so nachsichtig wie möglich. **Man lasse nicht einen Augenblick die Vermutung aufkommen, daß ich den Grundsatz billige, man dürfe Böses tun, um Gutes zu erreichen.** Doch unter diesem Vorbehalt gibt es einen Weg, die Menschen vor großen Sünden zurück zu halten, indem man, wenigstens für den Augenblick, vor bloßen Ungehörigkeiten und kleinen Fehlern die Augen schließt. Hier liegt der Schlüssel für die Schwierigkeit, die katholische Moralbücher so oft den Protestanten verursachen. Sie sind für den **Beichtvater** berechnet, und die Protestanten meinen, sie seien für den **Prediger** bestimmt.

2. Zu Taylor, Milton und Paley bemerke ich nur dieses: Was würde ein protestantischer Geistlicher mir antworten, wenn ich ihn beschuldigen würde, er lehre, eine Lüge sei erlaubt, und wenn ich auf sein Verlangen, einen Beweis zu erbringen, ihn auf die Lehre von Taylor und Milton verweisen würde. Er würde mir darauf sicher nicht ohne Schärfe entgegenhalten: *Ich bin nicht an Taylor und Milton gebunden!* Wenn ich weiter darauf bestehen würde, daß *Taylor eine seiner Autoritäten sei*, würde er erwidern, Taylor sei zwar ein großer Schriftsteller, aber große Schriftsteller seien noch lange nicht unfehlbar. Das

ist so ziemlich auch meine Antwort, wenn ich in dieser Hinsicht für einen Schüler des hl. Alphons angesehen werde.

22. Ich sage offen und bestimmt und ohne jeden Vorbehalt, daß ich diesem heiligen und liebenswürdigen Mann in dem betreffenden Punkt seiner Lehre durchaus nicht folge. In der Kirche sind verschiedene Auffassungen in Geltung, und in dieser Frage folge ich anderen, nämlich dem Kardinal Gerdil und Natalis Alexander, oder dem hl. Augustinus. Ich führe eine Stelle aus Natalis Alexander an:

Diejenigen lügen gewiss, welche eine Eidesformel aussprechen, ohne daß sie den Willen haben, zu schwören oder sich selbst zu binden, oder die beim Schwören geheime Vorbehalte und Zweideutigkeiten gebrauchen, denn sie deuten durch ihre Worte etwas an, was sie nicht meinen, und das widerspricht dem Zweck, für den die Sprache ihnen gegeben ist: Zeichen von Ideen zu sein. Oder sie meinen etwas anderes, als die Worte an sich oder dem allgemeinen Sprachgebrauch nach bedeuten.

Um ein Beispiel anzuführen: Ich glaube nicht, daß es einem englischen Priester im Traum einfallen würde, zu sagen: *Mein Freund ist nicht hier*, und damit anzudeuten: *Er ist nicht in meiner Tasche oder unter meinem Schuh*. Keine Rücksicht könnte mich selbst bewegen, so etwas zu sagen. Ich kann nicht annehmen, daß der hl. Alphons persönlich so gesprochen hätte. Er wäre im Gegenteil über Taylor und Paley ebenso entsetzt gewesen, wie die Protestanten über ihn.

Wenn übrigens die Protestanten unsere wahre Lehre über die Lüge und andere Fragen kennen lernen wollen, so mögen sie nicht unsere Kasuisten, sondern unsere Katechismen studieren. Werke über Pathologie geben nicht den besten Einblick in die Form und Harmonie der menschlichen Gestalt! Und wie mit dem Körper, ist es auch mit dem Geist. Der Katechismus des Konzils von Trient hat die ausdrückliche Bestimmung, den Geistlichen Predigtstoff zu bieten. Und da ich hier durchgehend eine Verteidigung meiner selbst schreibe, möchte ich auch erwähnen, daß ich selten eine Predigt halte, ohne diesen schönen, ausführlichen Katechismus für die Wahl des Themas wie

für meinen Vortrag zu Hilfe zu nehmen. Er enthält folgende Bemerkungen über die Pflicht der Wahrhaftigkeit:

Du sollst kein falsches Zeugnis geben usw.! Man beachte, daß dieses Gebot zwei Vorschriften in sich schließt: Die eine verbietet ein falsches Zeugnis, die andere gebietet, daß wir uns vor allem Schein und allen Täuschungen hüten und unser Reden und Tun einfach nach der Wahrheit richten, den Worten gemäß, womit der Apostel die Epheser an diese Pflicht erinnert: *Wir wollen uns, von der Liebe geleitet, an die Wahrheit halten und in allem wachsen, bis wir ihn erreicht haben.* (Eph 4, 15)

Durch eine Scherz- oder Höflichkeitslüge zu täuschen ist, auch wenn für niemand Schaden oder Gewinn daraus folgt, trotzdem würdelos. Denn so mahnt der Apostel: *Legt deshalb die Lüge ab, und redet untereinander die Wahrheit.* (Eph 4, 25) Man kommt dadurch in die große Gefahr, oftmals und in ernstesten Dingen zu lügen. Aus Scherzlägen entwickelt sich die Gewohnheit zu lügen, und dann kommt man in den Ruf, nicht wahrhaftig zu sein. Und mit der Zeit kommt es so weit, daß man, um Glauben zu finden, sich genötigt sieht, bei jeder Gelegenheit zu schwören.

In den Dingen, die wir weder wissen noch erlaubterweise ignorieren können, brauchen wir selbst ein wahres Zeugnis anderer. Für diesen Punkt gilt die Vorschrift des hl. Augustinus: *Wer die Wahrheit verbirgt und wer lügt, ist schuldig. Der eine, weil er nicht bereit ist, einen Dienst zu erweisen, der andere, weil er Schaden anrichten will.*

Es ist bisweilen erlaubt, über eine Wahrheit zu schweigen, ausgenommen vor Gericht. Denn wenn ein Zeuge vor Gericht vom Richter dem Gesetz entsprechend gefragt wird, muss er die ganze Wahrheit sagen. Die Zeugen müssen sich aber vor zu großem Vertrauen in ihr Gedächtnis hüten, daß sie nichts für gewiss aussagen, was sie nicht bestimmt wissen.

23 Damit die Gläubigen mit mehr gutem Willen die Lüge meiden, soll ihnen der Seelsorger das unbeschreibliche Elend und die Schändlichkeit dieser Sünde vorstellen. Denn in der Heiligen Schrift wird der Teufel der Vater der Lüge genannt. Weil er nicht in der Wahrheit geblieben ist, ist er ein Lügner

und der Vater der Lüge. (Joh 8, 44) Um die Menschen vor einem so schweren Vergehen zu bewahren, wird der Seelsorger ferner die Übel schildern, die aus der Lüge folgen. Und da sie zahllos sind, wird er wenigstens auf die Quellen sowie die hauptsächlichsten und allgemeinen Nachteile und Übelstände hinweisen, z. B. 1. Wie sehr Gott einen Menschen verabscheut und hasst, der unaufrichtig und lügenhaft ist. 2. Wie leicht es sein könne, daß ein Mensch, der Gott so besonders verhasst ist, die schwersten Strafen zu erwarten hat. 3. Was es Unreineres und Fauleres gibt, wie der hl. Jakobus sich ausdrückt, als einen Brunnen, der aus einem Rohr süßes und bitteres Wasser ausgießt. (Jak 3, 11) 4. Dieselbe Zunge, die eben noch Gott gepriesen hat, entehrt ihn im nächsten Augenblick durch die Lüge, so viel an ihr liegt. 5. Infolgedessen sind Lügner vom Besitz der himmlischen Seligkeit ausgeschlossen. 6. Das größte Unheil am Lügen ist, daß diese Krankheit des Geistes meistens unheilbar ist.

Und dazu kommt noch dieser große Schaden, der alle Menschen trifft und dessen Folgen nicht abzusehen sind: Daß durch Unaufrichtigkeit und Lüge dann Glaube und Vertrauen, die festesten Bande der menschlichen Gesellschaft, verloren gehen. Und wenn sie verloren sind, greift das äußerste Verderben in der Welt um sich, so daß sich die Menschen in nichts mehr von den Teufeln unterscheiden.

Endlich soll der Seelsorger solche zurecht weisen, die ihre Unaufrichtigkeit entschuldigen und auf das Beispiel kluger Menschen hinweisen, die angeblich bei gewissen Gelegenheiten lügen. Er wird ihnen die größere Wahrheit vorhalten, daß die Weisheit des Fleisches Tod ist. (Röm 8, 6). Er wird seine Zuhörer ermahnen, in Schwierigkeit und Not auf Gott zu vertrauen und nicht zu einer Lüge ihre Zuflucht zu nehmen.

Diejenigen, die das Schimpfliche ihrer eigenen Lüge auf diejenigen abwälzen, von denen sie vorher durch Lügen getäuscht wurden, sind zu belehren, daß die Menschen sich nicht rächen oder Böses mit Bösem vergelten sollen.

Der Katechismus enthält noch viel mehr vom gleichen Inhalt. Und er ist für alle verpflichtend, während die Entscheidung eines einzelnen Autors in Moralfragen nicht von jedermann angenommen werden muss.

Ich berufe mich in dieser Sache noch auf eine andere Autorität, die in besonderer Weise Beachtung von mir verlangen kann, denn es sind für mich die Lehren eines Vaters. Damit will ich mein Werk schließen.

Der hl. Philipp Neri, sagt der römische Oratorianer, der seine Lebensgeschichte schrieb, hatte eine besondere Abneigung gegen jede Geziertheit im Sprechen, in der Kleidung und in allem, bei sich und bei anderen.

Er vermied alles Zeremonielle, das nach weltlicher Höflichkeit roch, und zeigte sich stets als ein großer Verfechter der christlichen Einfachheit in allen Dingen, so daß er im Verkehr mit weltklugen Menschen sich ihnen nicht ohne weiteres anzupassen geneigt war.

Er vermied es, soweit möglich, mit Persönlichkeiten in Berührung zu kommen, die ein doppeltes Gesicht zeigten und in ihren Handlungen nicht einfach und gerade zu Werke gingen. Lügner waren ihm unerträglich, und er ermahnte seine geistlichen Söhne unaufhörlich, sie wie die Pest zu fliehen.

Das sind die Grundsätze, nach denen ich gehandelt habe, ehe ich Katholik war. Und ich hoffe, diese Grundsätze werden mir Stütze und Führung sein bis ans Ende.

Ich habe meine Geschichte mit dem Namen des hl. Philipp Neri und an seinem Festtag beendet. Und wem könnte ich sie als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit mit mehr Recht widmen, als den Söhne des hl. Philipp, meinen geliebten Brüdern, die mit mir in einem Hause wohnen, den Priestern des Oratoriums von Birmingham, Ambrose St. John, Henry Austin Mills, Henry Bittleston, Edward Caswall, William Paine Neville und Henry Ignatius Dudley Ryder? Ihnen, die so treu gegen mich waren, so verständnisvoll für alle meine Nöte und so nachsichtig gegen meine Fehler, die in so vielen Prüfungen mir zur Seite standen und kein Opfer scheuten, wenn ich darum bat, die heiter waren mitten in der Entmutigung, die ich selbst verursacht hatte, die so viel Gutes taten und mir das Verdienst überließen, in deren Mitte ich so lange gelebt und in deren Gemeinschaft ich zu sterben hoffe.

Und besonders dir, mein lieber Ambrose St. John, sei sie gewidmet, den Gott mir gab, als er mir alles nahm, der das

Bindeglied war zwischen meinem alten und meinem neuen Leben, der nun schon einundzwanzig Jahre so hingebend, so geduldig, so dienstbereit und liebevoll gegen mich war, der mir eine feste Stütze bot und voll Treue für mich sorgte, der nie an sich selbst dachte, wenn ich an der Reihe war.

In dir gedenke ich meiner trauten, lieben Weggenossen und Berater, die ich einst in Oxford gefunden habe und die mir Tag für Tag Trost und Ermunterung waren. Ferner jener, die mit ihrem großen Namen und leuchtendem Vorbild in Zeiten, die längst vergangen sind, mir treue Freundschaft und innige Liebe erwiesen haben. Ebenso der vielen jüngeren Männer, mögen sie mir bekannt sein oder nicht, die mir in Wort und Tat stets wohlgesinnt gewesen sind. Endlich all derer, die in so verschiedener Weise zu mir in Beziehung traten, vor allem jener, die sich seitdem der katholischen Kirche angeschlossen haben.

Und ich bete für sie alle von ganzem Herzen und hoffe wider alle Hoffnung, daß wir alle, die wir vor Zeiten so eng verwachsen und in unserer Eintracht so glücklich waren, zuletzt durch Gottes allmächtigen Willen in der *einen* Herde und unter dem *einen* Hirten wieder vereint werden.

26. Mai 1864.

In festo Corp. Christ. - Am Fest Fronleichnam

John H. Newman

1. Der äußere Lebensweg

John Henry Newman wurde am 21. Februar 1801 in London geboren und starb am 11. August 1890 in Birmingham. Mit 15 Jahren trat Gott selbst in sein Leben. Er erlebte nach eigener Aussage eine tiefe religiöse Umwandlung, die sein ferneres Leben bestimmte. Er studierte in Oxford und wurde 1827 zum Tutor, das heißt zum akademischen Lehrer am dortigen Oriel College gewählt. Am 25. Mai 1825 empfing er die anglikanischen Weihen. Er war Pfarrer in einer Oxforder Gemeinde, ohne die theologische Arbeit aufzugeben. Sie trug bald ihre ersten literarischen Früchte mit einem Buch über Arius und die arianischen Wirren im 4. Jahrhundert. Auf einer Mittelmeerreise von Dezember 1832 bis Juni 1833 findet er in Rom das *katholische System zum Weinen verdorben*. Zugleich erwacht in ihm das Bewußtsein, eine Sendung für England zu haben, weshalb er sich 1833 mit einigen Freunden der sog. Oxfordbewegung anschließt. Newman wurde bald einer ihrer Wortführer und vertrat dabei den Standpunkt der sog. *Via Media*, der eine Mittelstellung zwischen *römischem Katholizismus und populärem Protestantismus* zu beziehen suchte. Die *Via media* sah er in der anglikanischen Kirche angelegt, wenn auch bisher unzureichend verwirklicht. Er wurde ein tatkräftiger Anwalt dieses mittleren Weges, sowohl in den Predigten an der Universitätskirche wie auch in großen Vorlesungsreihen, so über das *prophetische Amt in der Kirche* und über die *Rechtfertigung*. Beide Vorlesungen ließ er sofort gedruckt in Buchform erscheinen. **Die Oxfordbewegung betonte, daß die Kirche zuallererst eine von Gott gestiftete Gemeinschaft ist, die keine**

staatliche Einmischung vertragen kann. Apostolische Sukzession, persönliche Beichte und volle Eucharistielehre wurden für die Bewegung selbstverständlich. Eines der stärksten Mittel der Bewegung, ihr Anliegen zu verbreiten, waren die *Tracts for the Times*, die zuerst kurz, dann immer breiter die Kernpunkte dieses ernsthaften erneuerten Glaubens darstellen.

Nach einiger Zeit bekam Newman Zweifel an der Rechtmäßigkeit der anglikanischen Kirche, ausgelöst durch das genaue Studium der Kirchenväter. Er zog Parallelen zwischen der Kirchengeschichte des 4. Jahrhunderts und des 19. Jahrhunderts. Als er in Trakt 90 den Versuch machte, die 39 Grundsatzartikel der anglikanischen Kirche in einem katholischen Sinn zu deuten, stieß er auf den energischen Widerstand von Universität und Bischöfen. Das stürzte ihn endgültig in die Lebenskrise.

Zur Klärung seines Glaubens legte Newman 1843 seine Ämter nieder und zog sich in das Dorf Littlemore bei Oxford zurück, wo er mit einigen Freunden in einer Art klösterlicher Einsamkeit lebte. Dort betrieb er umfassende Studien über die Entwicklung des christlichen Dogmas. Am 8. Oktober 1845 konvertierte er. Zwei Jahre später empfing er in Rom die Priesterweihe und schloss sich einer Priestergemeinschaft, dem Oratorium des hl. Filippo Neri an. Später, 1848 und 1849, gründete er in London und Birmingham selbst Oratorien.

Newmans Wirken in der katholischen Kirche stand jedoch, nach seinen eigenen Worten, *wie unter einer Wolke*. Seine großen Pläne, wie die Gründung einer katholischen Universität in Dublin (1852 – 58), die Errichtung eines Studentenheims in Oxford, die Übersetzung der hl. Schrift, die Leitung einer Zeitschrift, scheiterten bald oder wurden schon im Keim erstickt. Newmans Idee einer Versöhnung von Glaube und Wissen, von Theologie und Wissenschaft, von Kirche, Kultur und Bildung eilte der damaligen geistigen Lage zu weit voraus und blieb ohne Resonanz. Dazu kamen Verdächtigungen gegen seine Person. Er, der den Liberalismus zeitlebens als den Hauptfeind des Glaubens bekämpft hatte, wurde selbst des Liberalismus

verdächtigt. Die Vorgänge auf dem Vaticanum I beobachtete er mit Sorge. Er hatte Bedenken gegen die Dogmatisierung des päpstlichen Primats und der Unfehlbarkeit des außerordentlichen Lehramts. Er befürchtete einen Schaden für die Ökumene. Das hat ihn aber nicht abgehalten, das Dogma in seiner endgültigen Fassung anzunehmen, wobei er es von Missverständnissen und Übertreibungen fern zu halten suchte.

Zwischen den harten Fronten der liberalen und der ultramontanen Katholiken wurde Newman vielfach angefeindet, er veröffentlichte deshalb seit 1859 nur noch wenig. Das ändert sich plötzlich im Jahr 1864, als ein persönlicher Angriff von Charles Kingsley in *Macmillan's Magazine* ihn dazu treibt, sein bekanntestes Werk, die *Apologia pro Vita sua* zu schreiben. Die Darstellung seiner religiösen Entwicklung kam unter großem Zeitdruck zustande und wurde in nur sieben Wochen verfasst. Die *Apologia* gibt einen persönlichen Bericht über die Oxford-Bewegung, an deren Ende die Konversion steht. Bis heute ist das Bild der Bewegung durch diese Selbstbiographie Newmans bestimmt. Der Bericht gewann ihm außerhalb der Kirche die Achtung der Protestanten und der gebildeten englischen Mittelschicht zurück. Hatte er auf diese Weise die Verdächtigungen in der englischen Öffentlichkeit befriedet, so bedeutete seine Ernennung zum Kardinal 1879 durch Papst Leo XIII. die volle Rehabilitation seiner Person und seines Werkes innerhalb der Kirche. Er vollendete sein irdisches Leben am 12. August 1890 in Birmingham. Für die Gedächtnistafel des Oratoriums in Rednall bei Birmingham wählte er die Worte aus: **Ex umbris et imaginibus in veritatem! - Aus Schatten und Bildern in die Wahrheit!**

Newmans Werk ist eng mit seinem Leben und den Forderungen des Tages verbunden. Zeugnis davon geben die vielen Bände seiner Predigten, die Dokumente eines kirchlichen und geistlichen Lebens sind. Bis heute nicht ausgeschöpft ist sein umfangreicher Briefwechsel. Seine Arbeiten liegen auf dem Gebiet der frühen Kirchen- und Dogmengeschichte, zu denen er zahlreiche Monographien geliefert und die er immer wieder in

Beziehung zur Gegenwart gebracht hat. Sie waren ihm Wegweiser für eine Erneuerung des kirchlichen Lebens und der geistigen Lage des modernen Menschen überhaupt.

Diese Beschäftigung führte ihn zu einer Betrachtung über die Entwicklung der christlichen Lehre, in der er die Kriterien für echte Entwicklung und korrupten Niedergang bestimmte. **Er vertrat die organische Auffassung, daß die Wahrheit der Offenbarung erst im Laufe der Geschichte zu ihrer vollen Gestalt gelangt.** Die Konversion ist ein Bruch mit seiner anglikanischen Vergangenheit. Mit ihr erkennt er die Entwicklung der Kirche aus ihren Quellen bis zur vollen heutigen Gestalt an. Den Anglikanismus sah er an einer Wegscheide stehen, wie er selbst an einer solchen Wegscheide gestanden hatte. Das vierte und fünfte Buch beschreiben es deutlich: Entweder Rom oder Atheismus! Es gibt nur zwei Wege, ruft er aus, der eine führt nach Rom, der andere zum Atheismus. (4, 26) Solch eine Entscheidung ist Abbruch und organische Entwicklung zugleich.

Das Geheimnis des Glaubens, den er als personalen Akt beschreibt, hat ihn sein Leben lang beschäftigt. In dem großen systematischen Werk *Essay über die Grammatik der Zustimmung* von 1869 suchte er sich darüber Rechenschaft zu geben. Er macht den Begriff der realen Zustimmung zu einer personalen Wirklichkeit zum Schlüsselbegriff des Denkens und ordnet ihm ein besonderes Vermögen zu, den *illative sense*, den Folgerungssinn, der seine Gewissheit aus einer Konvergenz gut begründeter Tatsachen gewinnt. In Fragen von Religion und Glaube ist dieser Folgerungssinn mit dem Gewissen identisch.

Das Gewissen setzt Newman in allen Stadien seines Lebens an die erste Stelle des geistigen Lebens. Das Gewissen ist der Grundbegriff seiner Religionsphilosophie. Angesichts der Definition des Vaticanum I ließ er den berühmt gewordenen Toast von sich vernehmen: *Natürlich trinke ich auf den Papst, aber zuerst auf das Gewissen, dann erst auf den Papst!*

2. Der innere Lebensweg

In der *Apologia pro Vita sua* beschreibt Newman seine religiöse Entwicklung von der Erweckung und Wiedergeburt in Gott bis zur Aufnahme in die katholische Kirche am 9. Oktober 1845. Sie stellt seinen Lebensweg vom 15. bis zum 46. Jahr dar. Diese *Apologia* oder *die Verteidigung meines Lebensweges* ist im Jahr 1864 innerhalb von sieben Wochen entstanden, um auf den Vorwurf der Unredlichkeit zu antworten, den man ihm noch Jahrzehnte nach seiner Konversion gemacht hatte.

Die ersten vier Kapitel schildern in zeitlicher Folge anhand zahlreicher Briefe und persönlicher Erinnerungen, wie die starke, innere Erfahrung Gottes zu einer äußeren Gestalt drängt. Nach langen Jahren und vielen Versuchen mit dem Anglikanismus kann Newman die geistliche Heimat nur in der katholischen Kirche finden, denn nur sie kann er als die ursprüngliche eine Kirche anerkennen. Damit endet das vierte Kapitel. Das abschließende fünfte Kapitel heißt zwar *Mein Geisteszustand seit 1845*, ist aber nicht mehr chronologisch aufgebaut, sondern behandelt verschiedene allgemeine theologische Themen, vor allem die damals alle Geister in Bann schlagende Unfehlbarkeit des Papstes. Ganz ähnlich hört auch die Chronologie in der Selbstbiographie des hl. Augustinus abrupt mit dem neunten Buch und seiner Bekehrung im 33. Lebensjahr auf. Die folgenden vier Bücher der *Confessiones* bringen, genau wie bei Newman, historische und theologische Reflexionen, aber keine persönlichen Ereignisse mehr. **Das Ich, nachdem es sich gefunden hat, hört auf, für sich selbst interessant zu sein.**

Die schiere Fülle der Zeugnisse aus seinem Leben bis 1845, die Newman in der *Apologia* vorlegt, lässt die einfache, innere Logik dieses religiösen Weges fast untergehen. Deshalb will ich versuchen, sie hier in knappen Strichen nachzuzeichnen. Bei einem Mann wie Newman ist zu erwarten, daß sich jeder Schritt organisch aus dem anderen ergibt. Zu oft sagt er selbst

in diesem Lebensrückblick, daß er sich nicht von Gefühlen leiten lassen will, sondern allein nach der Vernunft und dem Gewissen handeln will. Schließlich hat er die Zucht des Oriekollegs in Oxford genossen, von dem er das Bonmot überliefert: *Der Speisesaal von Oriek stinkt vor Logik.* (4, 10) Ich will hier im Nachwort die drei Wegscheiden Newmans beschreiben, an denen er gestanden hat, sowie die Entscheidungen, die dort gefallen sind.

Bis zum Alter von 15 Jahren war John H. Newman ohne persönlichen Glauben. Das heißt, das religiöse Leben war ihm durch Bibel und Katechismus wohl bekannt, war aber nicht in sein Herz gedrungen. Dann auf einmal wird er zum *Homo religiosus*, zum religiösen Virtuosen, wie Max Weber gesagt hätte! Von einem Augenblick zum anderen wird er verwandelt, und doch braucht er drei Jahrzehnte, um dieses Ereignis in sich Gestalt werden zu lassen. Welches Ereignis es war, das die Umwälzung ausgelöst hat, ist schwer zu sagen, jedenfalls sagt Newman es nicht, aber es ist auch nicht so wichtig. Vielleicht war es bedingt durch den Bankerott seines Vaters. Das Grundmuster ist allemal dasselbe: Plötzlich erkennt der Mensch die Oberflächlichkeit des alltäglichen Lebens und wird in die Tiefe gezogen, die ihn verschlingt oder aus der er, mit neuem Leben ausgestattet, wieder auftaucht. Der Tod wird erlitten und durchschritten, jedenfalls kehren sich alle Werte um: Was vorher wertvoll war, wird eitel, was früher bloßes Dekor war, wird zum alleinigen Inhalt des Lebens! Alle Deutung sollte von dieser zentralen Erfahrung ausgehen, mit der das 1. Kapitel der *Apologia* einsetzt. Das heißt, das Ereignis selbst wird nicht einmal berichtet, Newman steht mit dem Rücken dazu. Er erzählt nur, wie sein Leben daraus langsam, in drei Jahrzehnten, eine neue Gestalt angenommen hat.

When I was fifteen, (in the autumn of 1816,) a great change of thought took place in me. I fell under the influences of a definite Creed, and received into my intellect impressions of dogma, which, through God's mercy, have never been effaced or obscured. – Als ich fünfzehn Jahre alt war, im Herbst 1816, ging eine große Änderung in meinem Denken vor. Ich kam unter den

Einfluss eines festen Glaubensbekenntnisses und mein Geist nahm dogmatische Eindrücke in sich auf, die durch Gottes Güte nie mehr ausgelöscht oder getrübt wurden. (1, 2)

Wenn Newmans Buch auch fünf Kapitel hat, so sollte man doch besser drei Stufen seines Lebens unterscheiden. Ich stelle sie unter die Leitworte: Dogmatisch, Anglikanisch, Katholisch. Die *dogmatische Periode* seines Lebens dauert bis zum Jahr 1833. In diesem Jahr kehrt er von einer Italienreise zurück, erfüllt von dem Gedanken, in England eine Sendung zu haben. Davon berichtet das 1. Kapitel. Diese *anglikanische Periode* mit dem theologischen Konzept der *Via media* dauert bis 1845 und endet mit der Konversion zur römischen Kirche. Von dieser erst langsamen, dann stürmischen Umwälzung berichten die Kapitel 2 bis 4. Das Kapitel 5 steht für *die katholische Periode*, berichtet aber nicht mehr von persönlichen Ereignissen aus dem Leben Newmans. Von seinem eigenen Schicksal erzählt er nichts mehr, da er sich ganz in die Sendung der Kirche gestellt hat und ihrer Sendung seine Stimme gibt. Das ist die ursprüngliche geistliche Erfahrung: Wer in der Heimat angekommen ist, hat von sich nichts mehr zu erzählen, außer wie er zur Heimat gefunden hat. Was er sonst noch erzählt, berichtet vom Leben Christi und seiner Heiligen, oder auch vom Weg der Kirche in der Zeit.

Warum aber, so frage ich hier, diese Logik der drei Stufen in Newmans Leben? Es scheint, daß die Stufen durch ein einziges Band zusammen gehalten werden, das lautet: **Ergriffensein**. Wie die Bekehrung mit 15 Jahren nicht sein Entschluss ist, sondern ihn in einem Überfall ergreift, so ist seine weitere Entwicklung durch den bleibenden Charakter des Ergriffenseins geprägt. Sein Kampf für das Dogma gegen Protestantismus und Liberalismus ist sein Wille, die Ergriffenheit durch Gott permanent zu machen. Daher sein Vertrauen auf die religiöse Autorität und sein Loblied auf die Unfehlbarkeit der Kirche im fünften Kapitel. Wer sich dagegen auf ein einmaliges religiöses Erlebnis beruft oder auf ein formales Prinzip, wie etwa auf den Grundsatz *Sola scriptura*, der beruft sich auf die

Vergangenheit und gibt seine Gegenwart preis. Ohne mitlebende Autorität, die mich immer neu auf das Ergriffensein verpflichtet, verblasst das vergangene Ergriffensein und wird säkularisiert. Den Atheismus prophezeit Newman deshalb beständig als logische Endprodukte von Protestantismus und Liberalismus. Umkehr und Abfall, Religiösität und Säkularisation sind Gegensatzbegriffe. In der Religion lasse ich mich ergreifen, in der Säkularisierung will ich ergreifen. Und wenn ich mein religiöses Erlebnis in die Vergangenheit lege, löse ich es in der Gegenwart auf.

Damit wird die Logik der drei Stufen klar. In der Jugendzeit bis 1832 ist Newman getragen von der persönlichen Umkehr, die er an sich geschehen sieht und geschehen lässt. In Süditalien entgeht er während einer schweren Krankheit nur knapp dem Tod und spürt plötzlich die Aufgabe, sein persönliches Erleben öffentlich zu machen. Er entdeckt seine Sendung, und sein Leben wird kirchlich.

I began to think that I had a mission. – Es erwachte in mir der Gedanke, daß ich eine Sendung zu erfüllen hatte. (1, 14)

Er will damit fortzeugen, was er empfangen hat, seine Bekehrung. Die aber besteht darin, von sich selbst abzusehen, und zwar als Dauerhaltung des Menschen. Daher versucht Newman mit der *Via media* die anglikanische Kirche katholisch zu interpretieren und in ihr alle diejenigen Elemente zu finden, die für dieses bleibende Existential notwendig sind, also vor allem die vier Merkmale der Kirche: Einheit, Heiligkeit, Katholizität, Apostolizität. Und er findet auch einige von diesen Elementen, die wie Kettenglieder zusammen hängen. Aber es sind nur Abschnitte, nicht die ganze Kette, die den Weg Gottes durch Christus und die Kirche bezeichnet. In verzweifelter Hellsicht erkennt er das immer deutlicher. Im Protestantismus ist die Kette zerlegt bis hinunter in ihre einzelnen Glieder, aber auch der längere Abschnitt, der den Anglikanismus darstellt, kann nicht ausreichen. Die Kette muss vollständig sein, sonst erfüllt sie ihre Aufgabe nicht, die bleibende Ergriffenheit und Selbstentäußerung zu garantieren. Nur durch Rom und seine mitle-

bende Autorität ist die Entäußerung vom natürlichen Ich garantiert.

Es beginnt im Jahr 1845 die dritte und letzte Phase im Leben Newmans, die Konversion. Er sieht zwei Möglichkeiten: Selbstbezogenheit oder Selbstentäußerung. Er wird im fünften Buch nicht müde zu betonen, daß am Ende dieser beiden Wege nur zwei Ziele stehen können: Atheismus oder Rom.

And in these latter days, in like manner, outside the Catholic Church things are tending, with far greater rapidity than in that old time for the circumstance of the age, to atheism in one shape or other. What a scene, what a prospect, does the whole of Europe present at this day! – Ebenso streben in jüngster Zeit die Dinge außerhalb der katholischen Kirche den Umständen der Zeit entsprechend mit viel größerer Schnelligkeit als im Altertum dem Atheismus in dieser oder jener Form zu. Welch ein Schauspiel und Welch einen Anblick bietet ganz Europa in unseren Tagen! (5, 4)

Literatur

John H. NEWMAN: *Apologia pro vita sua. Geschichte meiner religiösen Überzeugungen.* Übers. von Maria Knoepfler. 5. - 7. Tsd. Mainz:Grünewald., 1951. - XVI, 372 S. (Ausgewählte Werke; 1)

Apologia pro vita sua: being a history of his religious opinions. Ed., with an introd. and notes, by Martin J. Svaglic.
Oxford: Clarendon Press, 1967. - LX, 603 S.

Apologia Pro Vita Sua. (Penguin Classics) Ed. by Ian Ker
(Redakteur)

DM 30,18 Taschenbuch - 561 Seiten (Januar 1995) Penguin Books; ISBN: 0140433740

Engl. Gesamtausgabe 40 Bde., London 1878-1921; 7 Bde., ed. C-F.Harrold, New York/London 1947/49; The Letters and Diaries of J.H.N., ed. Ch. St. Dessain, London/Paris/New York 1961 ff., auf 30 Bde. programmiert

Dt. Ausg.: Ausgewählte Werke. Hrsg. von M. Laros und W. Becker, Mainz, . (8 Bde. und Registerbd.); Predigten, Gesamtausgabe, Stuttgart 1950-1961 (10 Bde.).

Personen

Achill.	60
Adam.	157
Alexander der Große.	122 , 300
Alphons.	10 , 13 , 294-298 , 300
Alphons von Liguori.	10 , 13
Ambrosius († 397).	31 , 54 , 109 , 110 , 192 , 286
Anselm von Canterbury.	33 , 51 , 134 , 165 , 168 , 169 , 287
Aristoteles.	296
Arius (ca. 260-336).	73 , 140 , 305
Athanasius (ca. 295-373).	52 , 101 , 140 , 141 , 154 , 163 , 197 , 271 , 287
Augustinus.	31 , 109 , 126 , 135 , 140-142 , 154 , 233 , 271 , 283 , 286 , 300 , 301 , 309
Bagot, Richard (1782 - 1854), angl. Bischof.	77
Bellarmin, Robert (1542 - 1621).	129 , 153
Berkeley, George (1684 - 1753).	43
Bernhard.	276
Bonaventura.	287
Bonifatius.	233
Brecht, Bertolt.	150
Brecht, Bertolt (1898 - 1956).	150
Bunsen.	59 , 134 , 165
Butler, Joseph (1692 - 1752).	35 , 43 , 44 , 53 , 95 , 101
Calvins.	28
Chrysostomus.	109 , 279
Cyrrill.	135
David.	297
Dionysius.	52
Dr. Faustus.	66 , 71

Elija.	178
Elischa.	178
Eusebius.	286
Galilei, Galileo.	285
Gregor VII.	100 , 289
Hattrup, Dieter.	1 , 4 , 5
Homer.	59
Ignatius.	51 , 76 , 132 , 217 , 303
Ignatius von Antiochien.	132
James.	34 , 245 , 253
Luther, Martin.	68 , 98 , 99 , 128
Martin, Bernard (1798 - 1835).	81
Newton, Isaac.	31
Paulus (Apostel).	31 , 73 , 80 , 113 , 273
Pius IX.	290
Pusey, Edward B. (1800 - 1882),	41 , 86-89 , 98 , 123 , 138 , 194 , 204 , 206 , 229 , 232 , 244 , 245 , 256
Rose, Hugh James (1795 - 1838).	51 , 62
Russell, Bertrand.	215-217
Thomas Morus.	259
Whately, Richard (1787 - 1863).	33
Wilson, Daniel.	30